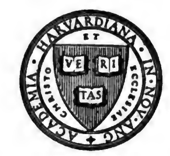
Die Geschichte des Judentums von dem babylonischen ..

Ignaz Ziegler


VE RI
TAS



Die Geschichte des Judenthums

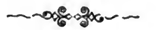
von dem babylonischen Exile bis auf die Gegenwart.

Ein Familienbuch.

Von

Dr. Ignaz Ziegler, Rabbiner

in Karlsbad.



Prag und Breslau.

Jakob B. Brandeis.

1900.

Dem Andenken

meines theueren,

dem Judenthume früh entrissenen Lehrers,

Professor Dr. David Kaufmann,

in dankbarer Verehrung

gewidmet

Vorwort.

Mit den Waffen der Neuzeit ausgerüstet, treten Israels zahlreiche Feinde auf den Plan, es wieder in den Staub zu treten, der allgemeinen Verachtung und Ächtung preiszugeben. Nicht die ungefährlichsten Gegner sind jene, die den Mantel objectiver Wissenschaft umhängen, unter der Maske loyaler Forschung zu dem Ergebnisse gelangen, dass jene Rasse, der wir angehören, nicht nur eine der arischen unterstehende, sondern auch allgemein niedrige sei, dass ferner das Judenthum überhaupt keine Religion wäre, dass es alles andere eher fördere, als religiöse, sittliche Kraft und Erziehung. Weil diese wissenschaftlichen Argumente nur langsam in die Massen dringen, werden sie von jenen vielen unbeachtet gelassen, die unsere Judenfrage nur als wirthschaftliche Krise auffassen und sie nur als solche zu lösen sich bemühen. Es ist aber eine schwere Versündigung gegen das Judenthum, unsere Kathederfeinde gering zu schätzen, ihren Abhandlungen und Schlüssen die Aufmerksamkeit zu versagen. Wenn profunde, exacte, ernste Forscher, scharfsinnige, geistvolle Denker über das Judenthum und die jüdische Rasse den Stab brechen, dürfen wir nicht kalt bleiben, oder mit überlegenem Lächeln darüber hinweggehen, sondern müssen unser Augenmerk diesen Erscheinungen widmen, sie widerlegen. Die Lehren des Thomas von Aquino über die Juden sind der Menge niemals bekannt geworden, und doch ist es vielfach das Werk seiner Feder, wenn Kirche und Staat Jahrhunderte hindurch jeder besseren Regung in Bezug auf die Juden sich verschlossen hielten.

Doch nicht allein widerlegen, uns selbst aufklären ist die Aufgabe. Die jüdische Intelligenz, ohne jüdisches Wissen, ohne Kenntnis des geschichtlichen Werdeganges, ohne philosophisches Forschen und Ergründen, sieht an ihrem Judenthume auch nur das, was auf der Oberfläche schwimmt. Und es ist nicht immer das Gute, das sich dem ersten Anblicke zeigt. Wie in allem, ist unsere Zeit auch im Urtheile rasch zugreifend, stürmisch, es mangelt an Muße, in die Tiefe zu gehen. Das Judenthum gehört aber nicht zu jenen Problemen der Menschheit, die leicht zu

erkennen, zu erfassen sind, eine 2500 jährige Vergangenheit wirft sich nicht dirnenhaft jedem Vorübergehenden in die Arme. Juden wie Christen sehen am Judenthume häufig nur die Runzeln, das genügt ihnen, um es in Schrift und Wort für alt, morsch und brüchig zu erklären. Sollen diese Anwürfe unwiderlegt bleiben? soll die Oberflächlichkeit unser Richter werden? Ein schwacher Versuch, aufklärend zu wirken, ist diese Arbeit. Sie hat das Ziel, in der Menge der jüdischen Intelligenz Verbreitung zu finden, will von der Familie gelesen sein, hat nicht die Ambition, als selbstständiges Forscherwerk kommenden Generationen zu dienen, nur das Bestreben, zu helfen, die Mitlebenden auf die richtige Fährte zu leiten. Jeder Jude soll Wert und Bedeutung des Judenthums kennen, nicht nur kennen, sondern in sich tragen, sie sollen sein Talisman sein gegen den stets wachsenden Egoismus, der die Treue zur Gesammtheit für die Uneingeschränktheit des Individuums zu opfern bereit ist. Mein Buch will daher weniger die Entwickelung des Judenthums in sich und aus sich heraus, als die Schicksale, denen die Idee, das Judenthum in den abgelaufenen Jahrtausenden an der Seite der Juden ausgesetzt war, darstellen und schildern; die Fährnisse, Abgründe, Fallstricke und Netze sollen aufgedeckt werden, die sich vor ihm aufgethan haben, ihm gelegt worden sind, und wie es ihnen entgehen, sie zu umgehen verstanden hat. Das Judenthum kann eigentlich von Entwickelung nicht sprechen, ist es doch nichts Gewordenes, sondern ein Geschaffenes. Jener Augenblick, da Moses seinem Volke die zehn Gebote, Staats- und Sittengesetze gab, war der höchste, unerreichteste Israels, das die Aufgabe erhielt, sich zu dieser idealen Höhe emporzuschwingen. An Israels Glauben gab es nichts zu entwickeln, nur an Israel. So auch nach dem Exile. Ob und wie die Juden das Ideal erhalten haben, das ist die Frage; wie sie in so verschiedenen Ländern, gegenüber so verschiedenen Culturen und Unculturen das Judenthum, die Idee ungetrübt bewahren konnten, das soll beantwortet werden. — Und noch Eines. Der Wert einer Institution wird überall danach bemessen, wie und ob sie ihren Zweck erfüllt hat. Über das Judenthum wird viel gesprochen, doch dem, ob es das erreicht hat, was es wollte, geht man aus dem Wege. Und doch ist nur dies das Entscheidende. Das Judenthum sollte die Judenheit erhalten, rüstig, kräftig, widerstandsfähig erhalten — ist es ihm gelungen? Es sollte als Religion einer Rasse ermöglichen, einer ganzen Welt zu trotzen — hat es das gethan? Das Judenthum sollte als Religion in die Tiefe des Volkes dringen, dabei zu den höchsten religiösen Idealen es erheben,

verklären, trösten, läutern, den Mensch- und Gottesbegriff veredeln, entwickeln — ist es dieser Pflicht gerecht geworden? Es wollte nicht die Welt erobern, sondern vor allem seine Bekenner zu ewiger Treue sich verpflichten — ist es geschehen? Werden diese Fragen bejahend beantwortet, wie darf man wagen, dem Judenthum Inferiorität, Zwecklosigkeit vorzuwerfen? Unsere praktische Zeit müsste doch vom praktischen Standpunkte ausgehen. Es lässt sich streiten, ob Christenthum, ob Judenthum mehr Idealität in sich birgt, die Frage jedoch, ob das Christenthum der Christenheit, oder das Judenthum der Judenheit deutlicher seinen Stempel aufgedrückt habe, ist gar keine Frage. Dass das Judenthum nur Edles will, ebenso wie seine Tochter, das Christenthum, nur die höchsten Ideale verfolgt, darüber zu debattieren bleibe frivoler Gehässigkeit überlassen, denkende, nicht von Hass geblendete Menschen sind über diese Frage erhaben.

Diese Ziele meiner Arbeit erklären auch, warum die vorexilische Epoche, die man die israelitische zu nennen sich gewöhnt hat, ausgeschaltet blieb. Die Religionsgeschichte Israels bedarf keiner Vertheidigung; wird sie auch ab und zu angegriffen, so findet sie im christlichen Lager Beschützer genug, und unter uns Juden dürfte es wohl auch keinen geben, der sich der Hoheit der sinaitischen Gesetzgebung verschließen könnte. — Anderseits ist eine Darstellung der vorexilischen religiösen Entwickelung heute nur für den möglich, der sich vollständig der biblischen Schilderung anschließt; diese wieder kann als allgemein bekannt auf eine kürzere oder längere Wiedergabe verzichten. Eine kritische Behandlung des Mosaismus dagegen ist schon aus dem Grunde unthunlich, weil die Assyriologie und die Bibelkritik sich derzeit in harter Fehde befinden; viele für uneinnehmbar gedachten Stellungen der letzteren, zahlreiche ihrer unzerstörbaren Burgen hat die Keilinschriftwissenschaft genommen und vernichtet und ist damit der schwer bedrängten biblischen Tradition gar mächtig zu Hilfe gekommen. Was die Ausgrabungen in Südpalästina noch zu Tage fördern werden, welche verblüffenden Übereinstimmungen mit der Bibel, können wir nicht einmal jetzt, nachdem schon so vieles gefunden wurde, das umwälzend gewirkt hat, auch nur ahnen. Ist es denn so ausgeschlossen, dass die alten zwei steinernen Tafeln mit den zehn Geboten, oder eine Bibliothek mit den Gesetzen Mosis aus dem Schutte irgend eines alten israelitischen Heiligthums herausgehoben werden? Jedenfalls ist eines unleugbar, dass die Hypothesen der Bibelkritik keineswegs mehr als unumstößliche Wahrheit gelten können, — ein Familienbuch aber darf sich nur mit historisch Unwiderlegbarem befassen.

Zum Schlusse eine Bitte an alle Gelehrten, auf deren Forschungen das vorliegende Buch ruht: sie mögen es mir verzeihen, wenn ich sie dem Volksbuche zu Liebe nicht einzeln nenne und citiere. Die Popularisierung allen Forschens ist ein Hauptzweck der Wissenschaft, zugleich dankbarste Anerkennung; sie ist in diesem Falle erreicht, wenn das Buch bei seinen Lesern Anklang findet.

Karlsbad, Januar 1900.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Erster Theil.

Von der Rückkehr aus dem babylonischen Exile bis zum Abschluß des Talmuds.

Zweiter Theil.

Die Juden im christlichen Mittelalter.

Dritter Theil.

Das Judenthum und die Gleichberechtigung.

Erster Theil.

Von der Rückkehr aus dem babylonischen Exile bis zum Abschluß des Talmuds.

Erster Abschnitt.

Rückkehr aus dem babylonischen Exile.

Eine wunderbare Verkettung der Geschichte! Aus Babylonien wandert der kleine Stamm der Ibrim um das Jahr 2000 v. Chr., um nach langer Suche sich endlich in dem Lande der stammverwandten Kanaanäer anzusiedeln. Langsam setzt er sich da fest, unterwirft seiner höheren moralischen und religiösen Cultur die verschiedenen Völkerschaften des Hoch- und Tieflandes, bis es ihm gelingt, unter David das Land zu seinem alleinigen Erbbesitze zu machen. Zwar leben Phönizier und Philister noch lange an den oberen und unteren Gestaden des Meeres, doch verschwinden sie neben der Bedeutung, die Israel durch die davidische Königsgewalt gewinnt. Mit David beginnt eigentlich das israelitische Staatswesen, von Uranbeginn ganz nach semitischer Art vollständig mit dem Priesterthume verknüpft, ja sogar von demselben abhängig. Wie in Babylon und Assyrien den Königen die Priester vorangiengen und auch später die eigentlichen Herren blieben, so auch in Israel. —

Das israelitische Staatswesen war nur von kurzer Dauer. Die israelitische Bevölkerung war nicht zu zahlreich: im Norden und Nordosten war sie sehr gemischt mit aramäischen, im Süden mit edomitischen und vielen anderen, allerdings ebenfalls semiti-

schen, Stämmen, im Westen mit den im Laufe der Zeit nahezu ganz semitisierten Philistern und Phöniziern, in der Mitte des Landes wohnten unstreitig bis in die spätesten Zeiten unvermengt und abgeschlossen kanaanitische Familien. — So war es ein Wunder, daß in jener kriegsstürmischen und eroberungssüchtigen Zeit das kleine Israel, zwischen den raublustigen Großmächten Egypten und Assyrien, später Babylonien, gelegen, nicht allein seine Unabhängigkeit behaupten, sondern sogar unter einzelnen Königen zu einer ansehnlichen Machtstellung sich erheben konnte. Daß auf die Dauer die großen Reiche Assyrien und Babylonien das kleine Israel, das, den Mahnungen der Propheten zu Trotz, statt seinem religiösen Berufe sich zu weihen, stets gerne hohe Politik treiben wollte, neben sich voll- und gleichberechtigt nicht dulden wollten, lag in der damaligen politischen Auffassung, und so sehen wir unsere Ahnen nach jahrhundertelanger segensreicher Thätigkeit im selbsteroberten Lande wieder in jene Gegenden des Euphrat zurückwandern, aus denen sie einst, eine eigene Heimstätte sich zu gründen, ausgezogen waren.

Doch welche Wandlung. Als kleine Familie wandert Abram um 2000 v. Chr. mit seinen paar Leuten aus, ziel- und zwecklos, eine semitische Familie, wie dazumal wahrscheinlich noch hundert andere, und ins babylonische Exil wandert eine selbstbewußte Gesammtheit, deren geistigen Führer ihr ein Ziel gesteckt haben, das in jenen Zeiten von keinem anderen Volke noch geahnt wurde: „Der Tempel für den Gott Israels wird einst ein Bethaus für alle Völker genannt werden". —

Diese Gesammtheit waren die Judäer. Im Jahre 722 führte der Assyrerkönig Salmanassar die Israeliten in die Gefangenschaft, nachdem er Samaria vernichtet, nach Art des Alterthums die israelitischen Städte mit assyrischen Colonisten besiedelt hatte, die später unter dem Namen Samaritaner zur Religion Israels sich bekehrten. Erst im Jahre 586 ereilte Judäa dasselbe Schicksal. Während aber Israel, das Zehnstämmereich, beinahe spurlos in den assyrischen und medischen Städten aufgieng, waren es die Judäer, ein geringes Häuflein, die ihre Selbstständigkeit bewahrten. Einen glänzenderen Beweis für die Macht der Religion, wenn sie national in der Menge lebt, für

die Ohnmacht der Nationalität ohne die Stütze der Religion, kennt die Weltgeschichte nicht. Ein Antagonismus, wie ihn Juda und Israel zeigten, ist auch nicht alltäglich zwischen zwei Brudervölkern. Israel war kriegerisch, national, stammesstolz, ohne jede religiös-intuitive Begabung, Juda schwärmerisch, durch und durch religiös. Israel hatte keinen großen Propheten, Juda keinen Helden. Der Einzige, den es besaß, David, war ein religiöser Held. Die israelitischen Heerführer sprechen nicht viel von Gott, die judäischen nur von Gott. Im Heiligthume zu Jerusalem hatte Judäa seinen Brennpunkt, Israel betete bis an das Ende seiner Tage auf Höhen und in Hainen fremde Götzen an. Israels Literatur besteht aus Siegesliedern, Geschichten und Sagen von der Urväter Ruhm und Herrlichkeit, Judäa sang Hymnen, Psalmen zu Ehren Gottes, legte in weisen Sprüchen sein religiöses Denken und Fühlen nieder. Und das Resultat? Das nationale Israel verschwand vom Schauplatze der Geschichte, das Schicksal so vieler Völker des Alterthums ward auch das seine, Judäas heiliger Gotteseifer erhielt die Nationalität und hat das Judenthum geschaffen.

Dennoch gab es auch unter den Judäern im babylonischen Exile viele, die nur nach dem alltäglichen Brote verlangten, ohne für Israel höhere Ziele anerkennen zu wollen, in Babylon weiter leben wollten, von verzehrender Vaterlandsliebe, von der Sehnsucht nach dem Heiligthume zu Jerusalem gar nicht angekränkelt waren, sich in ihrem neuen Heimatslande rasch assimilierten. — Allerdings fiel ihnen diese Assimilierung weder naturgemäß schwer, noch wurde sie ihnen schwer gemacht. Trotz der verschiedenen Cultur und Religion kamen doch Semiten zu Semiten: den einen fiel es leicht, sich selbst zu accommodieren, den anderen, die Neuangekommenen aufzunehmen. Außerdem wurden sie aber von Nebukadnezar selbst sehr gut behandelt. Dieser war einer der edelsten Tyrannen des Alterthums, der lieber schaffen und bauen als niederreißen wollte, und der seinen Stolz darein legte, seine Hauptstadt Babel zur größten Stadt der Welt zu machen. Da er dazu eine starke und arbeitsfreudige Bevölkerung brauchte, siedelte er die Juden in einem neuen Viertel an, gab ihnen alle nur gewünschten Beneficien, Ländereien

und Felder und ließ sie selbst an seinem Hofe zu angesehenen Stellungen gelangen. Diese beiden günstigen Umstände erreichten das Gewollte: ein großer Theil der jüdischen Exulanten wurden jüdische Babylonier, nicht allein in gutem, sondern auch in schlechtem Sinne. Die reichgewordenen Judäer streiften mit ihrem Volksthume auch die altjudäische Sittlichkeit ab, Völlerei und die allgemeine Unmoral fanden bei ihnen gar raschen Eingang. Daß diese Leute von einer erträumten Rückkehr nach Palästina nichts wissen wollten, daß ihnen die Anhänger Jerusalems lächerlich vorkamen, ist unter den geschilderten Umständen nicht zu verwundern.

Gegenüber diesen Leuten ist es erhebend zu sehen, wie ein Theil der Exulanten trotz der babylonischen Freundschaft Judäer bleiben wollten, die kein anderes Ziel vor Augen hatten, als nach der verlassenen Heimat wieder zurückzukehren, das Gotteshaus wieder zu erbauen. — Es ist eine alte Geschichtserfahrung, daß jede neue Partei, die mit ehrlicher Begeisterung einem Ideale zustrebt, sich auch bald eine eigene nicht minder begeisterte Literatur schafft, die berufen ist, das Ideal der Welt zu verkünden, die Treuen und Wohlmeinenden zu kräftigen, die Zweifelnden zu überzeugen, die Gegner zu bekämpfen. So sehen wir auch im babylonischen Exile im Parteikreise der Zionsfreunde ein Schriftthum entstehen, das uns in der Bibel als unser Stolz erhalten geblieben ist. Da galt es vor allem, die Wankelmüthigen, die auf Gottes Milde und Verzeihung rechnen zu dürfen noch nicht glaubten, zu heben und zu kräftigen. Es erstanden daher eine Anzahl herrlicher Buß- und Bittpsalmen, die Israels Buße und Hoffnung aussprachen; aus denselben Gefühlen heraus schrieb Ezechiel seine Prophetien und ganz besonders der größte, erhabendste, glühendste und religiöseste aller Propheten, jener namenlose Prophet, der, an den ersten Jesaia in den 24 Büchern der heiligen Schrift angefügt, der zweite Jesaia genannt wird. In allen möglichen Tonarten und Bildern wird Israel aufgefordert, Buße zu thun, zugleich, niemals die Hoffnung aufzugeben, daß Gott sein Volk erlösen und durch dasselbe der ganzen Welt das Heil bringen werde. — Um dem Volke zu zeigen, daß Gott Israel nie verlassen habe, schrieb ein Unbe-

kannter nach den Jahrbüchern der Könige von Juda und Israel und nach anderen Quellen die Bücher der Könige, die ein Volksbuch der Exulanten wurden, das ihre Seelen aufrichtete, ihre Herzen stärkte. — Um die abgestorbenen Zweige wieder zu beleben, um die anderen von ihrer Genußsucht und ihrem weltlichen Sinne abzuwenden, erstanden Lehrpsalmen und Sprüche, die verkündeten, daß das Laster bestraft werde, Dulder und Fromme aber ihren Gotteslohn erhalten und in das h. Land zurückkehren werden. —

Diese gewaltige literarische Thätigkeit in der kurzen Spanne Zeit von kaum fünfzig Jahren erhielt ihren äußeren Ansporn durch die bald eintretenden politischen Verhältnisse. Der Nachfolger Nebukadnezars, Ewil-Merodach, zeigte sich den Israeliten noch entgegenkommender als sein Vorgänger. Er gab dem israelitischen Könige die Freiheit wieder und erwies ihm königliche Ehren. Leider starb Ewil-Merodach zu bald, um die neugeweckten Hoffnungen Israels erfüllen zu können. Sein unmündiger Sohn, der ihm auf den Thron folgen sollte, ward meuchlings getödtet, und Nabonad bemächtigte sich des Thrones. Zur selben Zeit unterwarf sich der Perserheld Kyros (Koresch) das ganze Reich Medien, und seine Absicht, auch Babel zu Falle zu bringen, lag klar vor aller Augen. Mit ungeheurer Spannung erwarteten die jüdischen Enthusiasten die kommenden Ereignisse. Einzelne verkündeten schon im voraus den Sturz Babylons und schrieben glühende Prophetien über den Untergang des Landes und die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Das mochte wohl Nabonad hinterbracht worden sein, denn er ließ die Frommen und Nationalen verfolgen, einkerkern und schwer bestrafen. Das jedoch war nur Oel ins Feuer gegossen. Mit noch höherer Glut erhofften die Treuen ihr Ziel zu erreichen, und gerade in dieser Zeit erstand der große, unvergleichliche zweite Jesaia, der mit seiner hinreißenden Kraft, mit seiner Gedankenfülle und Formvollendung, mit seinem dichterischen Schwunge, seiner edlen, ergreifenden Sprache noch heute auf jeden mächtig einwirkt. Mit unzerstörbarer Zuversicht kündet Jesaia die Ankunft des von Gott gesalbten Koresch an, der gesandt ist, das Gottesvolk zu befreien, es in die Heimat wieder zurückzuführen. Die Hoffnung

erfüllte sich. Im Jahre 538 erobert Kyros Babel, mit Leichtigkeit nimmt er die scheinbar unbezwingliche Stadt ein. Er bewilligte auch bald den frommen Judäern die Rückkehr in das h. Land. An 43.000 Männer bildeten den ersten großen Zug unter Anführung des Serubabel, eines Enkels des Königs Jojachim, und des Jeschua, des Enkels des letzten Hohenpriesters Seraja. Nach 49jährigem Exile verließen sie Babylon frohgemuth und glückstrahlend, mit Saitenspiel und Psalmen singend.

Bei den in Babylon zurückgebliebenen Judäern bewirkte die Erfüllung des von ihnen belächelten Ideals einen mächtigen Umschwung in der Gesinnung. Was sie für einen Traum hielten, ward zur lebensvollen Wirklichkeit, der sie nunmehr ihre Sympathie nicht versagen mochten. Reiche Geschenke spendeten sie für die Instandsetzung der alten Heimat und gaben unter frommen Gebeten den abziehenden Brüdern das Geleite. —

Diese kamen nach ungestörter längerer Reise an das ersehnte Ziel. Doch nicht Ruhe und Freude wartete auf sie, sondern harte Arbeit, Entbehrung und Noth. Die verödeten Dörfer nnd Städte hatten nach der Expatriierung der Judäer Samaritaner und Idumäer besetzt, die sich da häuslich eingerichtet hatten, nun mußten diese wieder die unrechtmäßig sich angeeigneten Güter herausgeben und die Ansiedelungen verlassen. Da die Israeliten die Gunst des Königs Kyros hinter sich hatten, machte ihnen die Entfernung der Eindringlinge keine besonderen Schwierigkeiten, zumal die 43.000 Zurückkehrenden nicht allzuviel Raum für sich in Anspruch nahmen und gewiß so manche samaritanische und idumäische Familie ruhig auf ihren Wohnplätzen beließen.

In Jerusalem, wo zweifellos der größte Theil der Zurückgekehrten sich niederließ, gieng man nach Ablauf des siebenten Monats, des Monats Tischri, daran, den Tempel wieder zu erbauen. Da traten die Führer der Samaritaner mit dem Verlangen an die Israeliten heran, sich an dem Baue des Tempels betheiligen zu dürfen, d. h. sie als Vollisraeliten anzuerkennen, in jenen Zeiten nationaler Absonderung ein ungemein weittragendes und wichtiges Verlangen. Serubabel und Jeschua beriefen die Familienältesten zu einer Berathung, denn alles

war sich der Bedeutung des zu fassenden Beschlusses bewußt. Das Verlangen wurde abgewiesen; Judäa fühlte sich noch zu sehr national-religiös, als daß es die Einbeziehung eines fremden Reises als Gewinn hätte betrachten sollen. Sowohl politisch, als auch religiös war das schroffe Ablehnen ein Fehler, aber in national-religiösen Fragen spricht Erwägung nicht mit, da regiert zu jeder Zeit nur die Leidenschaft. — Die Samaritaner sannen auf Rache. Theilweise trachteten sie, die unter ihnen wohnenden Judäer zu entmuthigen, theilweise bestrebten sie sich, die Juden bei den persischen Behörden zu verleumden.

Beides gelang ihnen, und der Bau des Tempels ward eingestellt. Dies hatte mehrfache schlimme Folgen. Vorerst erlahmte die Begeisterung; da der Bau in weite Ferne gerückt war, ertrug man Drangsal und Noth weniger leicht, wo doch gerade im Beginne Geduld sehr nothwendig gewesen wäre. Die Felder waren verwüstet, alles lag darnieder, die Arbeit gab keinen Ertrag, allgemeine Verarmung trat ein. Die wenigen Wohlhabenden nützten die Situation aus. Da der Tempel nicht gebaut werden konnte, gebrauchten sie die Geschenke und Reichthümer, die für den Tempel flossen, um sich Häuser zu bauen und beuteten ihre armen Glaubensgenossen aus, die ihnen um geringen Lohn arbeiten mußten.

Die Erlaubnis des Königs Darius, den Tempel weiter zu bauen, milderte ein wenig die trüben Verhältnisse. Vier Jahre dauerte der Bau, und gerade 70 Jahre nach der Zerstörung des salomonischen Tempels war der neue im Jahre 516 v. Chr. eingeweiht. Da der neuerbaute Tempel der eigentliche Mittelpunkt des ganzen jüdischen Lebens wurde, fiel gleichsam von selbst die höchste Macht, die oberste Gewalt dem Hohenpriester zu und nicht, wie es eigentlich hätte sein sollen, dem aus davidischem Hause stammenden Serubabel, der aber, um jede Parteiung zu vermeiden, in patriotischer Selbstlosigkeit dem Hohenpriester die Macht überließ. Diese Throneinsetzung der Hohenpriesterwürde zur höchsten des Landes werden wir in der Folge als überaus wichtiges Ereignis schätzen lernen. —

Nach Erbauung des Tempels trat auch eine versöhnlichere Richtung den Samaritanern gegenüber ein. Stillschweigend

wurden sie in den Kreis Israels aufgenommen, und selbst die vornehmsten jüdischen Priesterfamilien verschwägerten sich mit ihnen. So traten langsam leidliche Verhältnisse ein, das Volk lebte wieder auf, und da von allen Seiten Juden nach dem h. Lande gepilgert kamen, ja sogar eine größere Schaar wieder aus Babylonien, auch Heiden in großer Anzahl zum Judenthume sich bekehrten, erfüllte Beruhigung und Gottvertrauen die beinahe schon verzweifelten Gemüther. Ein halbes Jahrhundert währte die Ruhe. Da erschien ein Mann auf dem Plan, der durch seine mächtige Persönlichkeit die Beruhigung wieder aufstörte und das Volk zu neuer religiöser und nationaler Begeisterung, aber auch Unduldsamkeit, mit sich fortriß. Es war der aus alter Hohenpriesterfamilie stammende Esra. Die in Babylon zurückgebliebenen Judäer wurden, wie schon erwähnt, durch die zur That gewordene Rückkehr ihrer Glaubensbrüder aus ihrer Lethargie aufgerüttelt. Sie wollten zwar nicht auch zurück, aber ihr religiös-nationales Selbstbewußtsein gewannen sie wieder, sie wurden Juden, die in Babylon wohnten. Da ihnen jedoch das Merkzeichen der Gemeinsamkeit, der Tempel, abgieng, klammerten sie sich an die Gesetze und Vorschriften, an Sabbat, Beschneidung, Feste, Speisegesetze, um dadurch ihre Absonderung, zugleich ihre Gemeinschaft, zu bekunden. Ihnen war die Thora, das heilige Gesetz, viel wichtiger als das Prophetenwort, denn sie hielten die durch die Religion hervorgerufene Scheidung von den anderen Völkerschaften für viel wichtiger als die von den Propheten so sehr geförderte nationale Trennung. Verkörpert war diese Gesetzesrichtung eben in dem Priester Esra, der es als seine Hauptaufgabe betrachtete, das Gesetz zu lehren und zu verbreiten. Als Esra von vielen hörte, daß in Judäa gerade nach dieser Richtung hin nichts geschah, daß durch Vermengung mit Samaritanern und Idumäern das Gesetz ganz kalt gestellt wurde, die Judäer sich mit den Opfern Genüge sein ließen, die anderen Gesetze wenig beachteten, beschloß er, nach dem Lande zu pilgern und das Volk zum Gesetze wieder zurückzuführen. An zweitausend Männer seiner Richtung schlossen sich ihm an, und um das Jahr 458 trafen sie in Jerusalem ein. Angelangt, schritt Esra unverzüglich ans Werk,

der Lehrer Israels zu werden. Sein erstes Beginnen war, Israel wieder von den Mischlingen zu säubern, dann dem gereinigten Israel die Lehre zu geben. Die erste Volksversammlung, die er hielt, galt dem Angriffe auf die Mischehe. Welch' berückende Persönlichkeit Esra gewesen sein muß, beweist, daß schon sein erster Ansturm vollständig gelang und er den Volksbeschluß erreichte, laut welchem die fremden Frauen wieder heimgeschickt werden sollten. Dies weckte ungeheure Erbitterung in den Herzen der nahezu vollständig judaisierten Samaritaner und Ammoniter. Vergebens waren ihre gütlichen Vorstellungen über das schwere Unglück, das dadurch über so viele Familien heraufbeschworen wurde, vergebens wiesen sie auf die Sage der Moabitin Ruth hin, von der angeblich Israels größter Held, David, abstammte: Esra blieb bei dem grausamen Beschlusse ohne die kleinste Einschränkung. Da erhoben sich die Samaritaner abermals gegen die Judäer, sammelten unter Anführung des tapferen Sanballat eine Soldatenschar, rissen die neuerrichteten Stadtmauern nieder und verwüsteten die Stadt, nur den Tempel verschonten sie. Esra, der wohl ein religiöser Fanatiker, aber offenbar in weltlichen Dingen unkundig war, stand nun rathlos vor dem unzufriedenen Volke, und wahrscheinlich wäre sein Name weniger ruhmbedeckt in der Geschichte Israels geblieben, wenn ihm nicht in dem Günstling des Königs Artaxerxes, in dem Mundschenke Nehemia, ein thatkräftiger, begeisterter Helfer erstanden wäre.

Nehemia, dem von den Wirren im heiligen Lande berichtet wurde, brannte vor Begierde, die Ordnung wieder herzustellen. Mit großen Vollmachten vom Hofe versehen, kam er im Jahre 444 in Jerusalem an, wo es ihm bald gelang, die Mauern wieder aufzurichten, die Ruhestörer zu unterdrücken und erträgliche Verhältnisse wieder anzubahnen. Doch das genügte ihm nicht. Als babylonischer Jude war er selbstverständlich treuer Anhänger der Ideen Esra's, daß in erster Reihe die Gesetze der Thora heilig gehalten werden müssen. Er berief mehrere Volksversammlungen, in denen er und Esra das Volk abermals schwören ließen, keine Mischehen mehr einzugehen, Gottes Lehre zu pflegen und ihre Satzungen zu üben. Wie einst

am Sinai das Volk den zehn Geboten lauschte und ihnen im heiligen Eifer ewige Treue schwur, so begierig sog jetzt das gesammte Volk die Lehre Gottes ein, die ihm Esra und Nehemia in so ergreifender Weise vortrugen. Während aber die Begeisterung am Sinai nur kurze Zeit anhielt, weil sie ein unvorbereitetes Volk traf, war sie diesmal für die Ewigkeit geschaffen, denn Esra und Nehemia haben das Saatkorn gelegt zu jenem Wunderbaume, der trotz mancher abgestorbenen Zweige und Aeste Israel noch heute Schatten und Labung gibt in der Wüste, durch die es noch so häufig zu wandern hat, und dieser Wunderbaum heißt das religiöse Gesetz, dessen gewaltige Entwickelung die Geschichte der folgenden Jahrhunderte ausfüllt. Dies Saatkorn, das Esra und Nehemia in den neu aufgeackerten Boden Judäas streuten, war keineswegs von diesen zwei Männern selbst geschaffen, sie haben nur das vorhandene, unbeachtete aufgelesen, es erkannt und Israel kennen gelehrt. Die Gesetze Mosis waren vorhanden, das Volk aber hatte sie verloren, das heißt, sie waren eigentlich noch nie in die Volksseele gedrungen. Einzelne Theile wurden von den Priestern beobachtet, manches lebte noch in dunkler Erinnerung in der Masse, die Thora Mosis war dem Volksbewußtsein entschwunden. Der Prophet Ezechiel war vielleicht der Erste, der sich mit dem Gedanken der Wiedererweckung der Thora beschäftigte. Seine Lehren über das Gesetz fielen auf fruchtbaren Boden, losgelöst von der Opferstätte suchten die Frommen in Babylon Beruhigung und Seelenheil in dem Gesetze, das zur vollen Geltung zu bringen Esra und Nehemia als ihren Lebenszweck betrachteten. Als hätte Gottes Vorsehung auf diese Zeit gewartet. Alle Umstände vereinigten sich, um dies gewaltige Ereigniß, das die Erhaltung des Judenthums bedeutete, zu ermöglichen. Die alte Staatsmacht aufrichten, lag als Ideal in nebelhafter Ferne, jetzt galt es, das Volksthum zu retten. Die Stammesfeindschaft war unter den Trümmern Samarias und Jerusalems begraben, das Feuer der Zerstörung hat die große Zahl zu einer einheitlichen Gesammtheit zusammenschmelzen lassen. Eine kleine unbedeutende Zahl mit einer Seele, einem Herzen scharte sich auf einem engen, leicht zu übersehenden Raume um ihre Führer. Es war allerdings keine

Universalreligion, die zu neuer Blüte erstand, nur die einer geringen Minderheit, aber trotzalledem mit der Fähigkeit, sich zu dehnen und auszubilden, eine Weltreligion zu schaffen und zu werden. Esra und Nehemia waren bei aller Idealität zugleich Männer ihrer Zeit, die wußten, daß nur auf ihrem Wege das kleine Völklein zu erhalten war, sammt der Gotteslehre Mosis. Die Enge des religiösen Gesetzes, das Joch der Thora, das Israel von jetzt an sich auferlegt hatte, bedeutete keineswegs das Zurückstellen der sinaitischen Ideale, der Ethik, des Gewissens, sondern ihre Bettung gegen zerstörende äußere Einflüsse, ihre Sicherheit gegen die griechische und römische Hochfluth, die alles niederreißend, Monotheismus und Moral zu vernichten drohte. Es war eine That prophetischer Voraussicht, als Esra mit seinen babylonischen Anhängern die Herrschaft an sich riß, es war keine für den Augenblick berechnete Gewaltmaßregel, als Nehemia, trotz des momentanen dadurch entstandenen Schadens, auf die Isolierung Israels bestand. Ohne diese beiden Männer hätte die religiöse und ethische Entwickelung der Menschheit kaum jene idealen Formen angenommen, um die auch heute noch gerungen und gestritten wird.

Zweiter Abschnitt.

Judenthum und Griechenthum.

Bis spät in das zweite Staatsleben Palästina's hinein, beinahe können wir sagen, bis auf Alexander den Großen, waren die Juden mit nichtsemitischen Völkerschaften gar nicht in Berührung gekommen. Wenn auch die Egypter nicht directer semitischer Abstammung sind, so sind sie doch nach den Ergebnissen der neuesten Forschung eine den Semiten verwandte Rasse; ferner waren die Egypter durch ihre beinahe ausschließlich semitische Umgebung so durch und durch semitisiert, daß ihr Einfluß auf Israel gar nicht als fremder Einfluß bezeichnet werden darf. Nun aber kam die Judenheit mit einem ihr vielfach überlegenen Volke in Verbindung, mit den Griechen, dem Volke der Kunst, der Poesie und Philosophie, dessen Sprache wir auch heute die edelste der Sprachen zu nennen pflegen. Hier mußte sich zeigen, ob der in Israel lebende Culturgedanke mächtig genug war, dem gewaltigen Einflusse des Griechenthums zu widerstehen und seine Selbständigkeit zu behaupten. — Man spricht wahrlich nicht umsonst von dem Geiste der Geschichte. Daß der Zusammenstoß dieser beiden Völkerschaften erst nach ausgeprägter und festgewordener geistiger Individualisierung vor sich gegangen ist, daß ein entwickeltes Judenthum einem entwickelten Griechenthume gegenübertrat, können wir mit Fug und Recht die Vorsehung der Geschichte nennen. —

Bekannt waren den Israeliten die Griechen natürlich schon lange. In der Genesis, Cap. 10., in der sogenannten Völkertafel, werden die Griechen schon als „Jawanim" erwähnt, und auch den Propheten Jesaja, Ezechiel und Sacharja sind sie als solche bekannt. In wirkliche Berührung kamen Griechen und Juden erst mit Alexander dem Großen.

Nachdem Nehemia während seines zweimaligen Aufenthaltes in Palästina die Feinde gedemüthigt und zum Stillschweigen gebracht, die Judäer zu unverbrüchlicher religiös-nationaler Treue eingeschworen hatte, lebte das kleine Völklein ungestört, bis der mächtige Macedonier kam, der auch Judäa die innere Umstürzung brachte. Aus der Sage, die den Eroberer, der eben im Begriffe war, Jerusalem zu erstürmen, vor dem in seinen Prachtgewändern ihm entgegenziehenden Hohenpriester in religiöser Verehrung in die Knie sinken läßt, lesen wir die Thatsache heraus, daß Alexander glimpflich mit den Juden verfuhr. Nach dem Tode des Herrschers wurde um den Besitz Judäas zwischen Syrern und Egyptern Krieg geführt, der im Jahre 301 zu Gunsten der Egypter beendigt wurde. Ptolomäus Lagi führte viele Judäer in Gefangenschaft, und siedelte sie in Alexandrien, Leontopolis und anderen egyptischen Städten an, die vollständig gräcisiert waren, ihnen das volle Bürgerrecht verleihend. Auch nach Kleinasien, dessen Cultur die griechische war, kamen die Juden unter Antiochus III. und lebten da in den bedeutendsten Städten in ziemlich großer Anzahl; ebenso waren sie auf allen den kleinen Inseln zwischen Europa und Asien zu finden: in Delos, Kos, Cypern, Kreta u. s. w. An allen diesen Orten verkehrten sie lebhaft mit den Griechen und erlernten das Griechische. Auf diese Weise erhielt das Judenthum im Laufe eines Jahrhunderts eine durchaus vergriechischte Judenheit außerhalb Palästinas. — Aber auch in Palästina selbst drang das Griechenthum mit aller Macht ein. In den Seestädten, die von den Syrern nach Alexander dem Großen zu Freistädten erhoben wurden, erhielt mit der Zeit die griechische Bevölkerung die Majorität; ebenso in Galiläa, das bei den Judäern schon lange vor Jesu Zeiten als Bezirk der Heiden übel beleumundet war. So waren die Juden in- und außerhalb Palästinas in engsten Verkehr mit den Griechen getreten und gezwungen, die griechische Sprache zu erlernen.

Dabei blieb es natürlich nicht. Mit der Sprache zogen auch griechische Sitte und Lebensweise ein. Die Juden außerhalb des Landes waren so vollständig Griechen geworden, daß sie in Jerusalem und auch in anderen Städten Palästinas ihre

eigenen Synagogen hatten. Allerdings war diese Absonderung nach Landsmannschaften nur zu mercantilen und sozialen Zwecken geschehen. Rituell oder religiös waren vorläufig nur geringe Unterschiede zu verzeichnen. Trotzalledem erhielt in einem Zeitraume von wenigen Jahrzehnten das jüdische Volksleben ein ganz neues Gepräge. Dafür sorgten schon die reichen Juden, die den Glanz des egyptischen Hofes in Jerusalem einbürgern wollten. Der erste, der diesen verhängnisvollen Schritt that, war der Steuerpächter Josef, der um das Jahr 240 von Ptolomäus III. die Steuerpacht Palästinas erworben hatte und bemüht war, mit griechischer Prachtliebe die griechische Art in Palästina einzuführen. Und so sehen wir bald nicht nur die besseren, sondern auch die untersten Schichten der jüdischen Bevölkerung in Sprache und Brauch vom Griechenthume völlig unterwaschen. Der Einzug des Hellenenthums riß alles mit sich, drang wie ein entfesselter Strom immer weiter vor und bedrohte schließlich Religion, Tempel und Altar. Es war eben eine neue, ungeahnte Welt, die sich lächelnd, strahlend und glänzend Israel offenbarte, das geblendet und entzückt dem neuen Idole sich zu Füßen warf. Schauspiele, Wettkämpfe, phantastische Volksaufzüge bei Festen, mit einem Worte, der griechische Frohsinn wirkte auf Gemeine und Große noch viel intensiver, als Sprache, Schönheitssinn und Philosophie auf die Gelehrten und Denker Judäas. Der Andrang zu den Spielen war so groß, daß selbst Priester den Altar verließen, um an den Ringspielen theilzunehmen.

Zum größten Unheile blieb nicht einmal die Hohenpriesterwürde von den Lastern des Griechenthums verschont. Jason, der Bruder des Hohenpriesters Onias III. brachte es durch reiche Geldgeschenke und das Versprechen, die griechische Lebensweise überall einzuführen, so weit, daß Antiochus Epiphanes den Onias absetzte und die Hohenpriesterwürde dem Jason ertheilte. Dieser errichtete auch wirklich unter der Davidsburg ein Gymnasion für griechische Ring- und Kampfspiele, ja er gieng so weit, daß er in Tyrus anläßlich eines dort aufgeführten, dem Herkules gewidmeten Kampfspieles diesem Götzen auf seine Kosten Opfer bringen ließ. Als im Jahre 173

Antiochus nach Jerusalem kam, zog ihm Jason mit würdeloser Unterwürfigkeit entgegen. — Jasons Nachfolger trieb es womöglich noch ärger. Die jüdischen Griechlinge waren mit dem hellenischen Sinne Jasons noch nicht zufrieden und bemühten sich einem der Ihrigen die Führerschaft zu verschaffen. Das war Menelaos, fluchwürdigen Andenkens, der entsetzliches Wehe über das ganze Land brachte. Er versprach dem Antiochus noch mehr Steuern und noch eifrigere Gräcisierung, worauf Jason ohne weiters abgesetzt wurde. Um sein erstes Versprechen halten zu können, entwendete Menelaos die kostbarsten Weihgeschenke aus dem Tempel. Als die Nachricht darüber unter das Volk gedrungen war, kam es zu einem mächtigen Aufruhre gegen Menelaos, welcher Aufruhr jedoch von den syrischen Soldaten rasch und grausam unterdrückt wurde. — Um sich nun an dem Volke zu rächen und sein zweites Versprechen, betreffs der Gräcisierung, einzuhalten, verleumdete dieser Hohepriester sein eigenes Volk und das Judenthum vor Antiochus; er spiegelte ihm vor, einerseits, daß die Juden mit Egypten Hand in Hand giengen, sodann, daß sie nur durch Zwangsmaßregeln das Hellenenthum vollends annehmen würden. Als nun Antiochus' höchstes Streben, Egypten zu erobern, in einem zweimaligen Kriege mißglückte, ließ er seinen vollen Zorn an Judäa aus. Wahre Blutbäder richtete er an unter denen, die ihm als Feinde der Hellenen bezeichnet wurden, und erließ Gesetze, welche die Heiligung der jüdischen Religionsgebote untersagten; selbst im Tempel zu Jerusalem ließ er den griechischen Göttern Altäre errichten. So weit brachte es das Hellenenthum in Palästina. —

Nicht als ob es an Bemühungen gefehlt hätte, gegen die hellenische Hochfluth einen Damm aufzurichten. Gleich zu Beginn, als der Steuerpächter Josef sein Unwesen trieb, trachtete der Hohepriester Simon der Gerechte, den griechischen Einfluß zu paralysieren, indem er unermüdlich dem Volke predigte: die Welt ruhe auf Thora, Gottesdienst und Liebeswerken, nicht aber auf Wettspiel und Gymnastik. Auch der Spruchdichter Josua Sirach gesellte sich mit seinen Mahnungen und Lehren zu dem edlen Hohenpriester. Jedoch, wie sich ja solche Erscheinungen stets und bei allen Völkern wiederholen, der fremde

Einfluß mußte sich austoben, er mußte sich selbst in Palästina ad absurdum führen, ehe er hinausgetrieben werden konnte. Als das Maß voll war, kam der gewaltige, zugleich glückliche Rückschlag. Den Anfang machten die sogenannten Chasidim (die Frommen). Diese hatten nur ein Ideal und eine Politik: Palästina zu einem wahren Gotteslande auszugestalten. Sie mißachteten daher öffentlich die syrischen Erlässe gegen die Ausübung der Religionsgebote. Ostentativ übten sie an ihren Kindern die untersagte Beschneidung aus, und ebenso ostentativ erfüllten sie alle anderen Religionsgesetze. Als viele von ihnen hingerichtet wurden, gerieth das Volk in so furchtbare Aufregung, daß, als der greise Priester Mattathja in Modiim bei Jerusalem die Fahne der Empörung aufrollte, sich ganz Israel um ihn scharte, mit Ausnahme der Hellenisten, die an der Seite der Syrer standen, um gegen ihre eigenen Brüder das Schwert zu ziehen. Ein heftiger Guerillakrieg erstand, in welchem das Syrerheer langsam zersprengt wurde. Nach dem Tode des greisen Mattathja übernahm sein Sohn Juda die Führerschaft, ergriff die Offensive, schlug die Syrer und die Hellenisten in offenen Schlachten aufs Haupt, vertrieb die Feinde aus dem Lande, säuberte den Tempel von den Götzen und weihte ihn am 25. Kislew 164 von neuem ein. (Chanuka.) Mit den entscheidenden Siegen Judas des Makkabäers bei Emmaus und Beth-Zur hatte das Wühlen aber noch kein Ende genommen, die Hellenisten setzten ihre vaterlandslose Arbeit mit erbittertem Ingrimme fort. Auf Anstiften des Hohenpriesters Alkimos sandte der Syrerkönig Demetrius I. seinen Feldherrn Nikanor mit einem großen Heere nach Palästina. In der Heldenschlacht von Beth-Choron siegte Juda abermals, und der 13. Adar 160 ward lange Zeit unter dem Namen „der Nikanortag" festlich begangen. Ein Jahr darauf kam wieder der Syrerfeldherr Bakchides ins Land. Bei Adasa kam es zum Kampfe: Juda fiel im Gefechte, die Schlacht war verloren. Zum Glücke Judäas starb zugleich der Wühler Alkimos und die Syrer ließen Judäa in Frieden, zumal Syrien im eigenen Innern von den vielen Thronwirren geschwächt war. Judas Bruder und Nachfolger in der Führerschaft, Jonathan, benützte die gute Gelegenheit, um die eigene

Macht zu stärken. Als Demetrius II. ihn hinterrücks tödten ließ, trat sein Bruder Simon an seine Stelle, und ihm gelang es endlich, Jerusalem vollständig von den Syrern zu säubern. Aus Dankbarkeit erhob ihn das Volk im Jahre 140 zum Volksfürsten. Nicht lange erfreute sich Judäa der weisen und umsichtigen Herrschaft Simons, sein eigener Schwiegersohn ermordete ihn meuchlings im Jahre 135. Simons Sohn Johann Hyrkan, der noch rechtzeitig vor den Mordanschlägen seines Schwagers sich retten konnte, ward des Vaters würdiger Nachfolger. Unter seiner 30jährigen Herrschaft erhob sich Judäa zu ungeahnter Größe, die für kurze Zeit der Machtstellung Israels unter David und Salomo gleich kam. Die Samaritaner demüthigte er und vernichtete Samaria, die Idumäer zwang er, das Judenthum anzunehmen und befreite so endlich sein Land von seinem schlimmsten innern und von dem bittersten Grenzfeinde, von den Samaritanern und Edom. Johann Hyrkan hat mit unbeugsamer Energie die Macht des Griechenthums in Judäa vollständig gebrochen. Die Hellenisten traten entweder zum Heidenthume über oder kehrten mit der Zeit reumüthig zum Judenthum zurück. So endete das extreme Griechenthum in Palästina.

Aber nicht griechische Sprache, Philosophie und Wissenschaft. Erst die später eingetretene Reaction verschonte auch diese nicht. Besonders als bei den nachfolgenden hasmonäischen Thronstreitigkeiten die Hellenisten sich wieder zu regen begannen, erwachte von neuem der Haß gegen alles Griechische, und ein Fluch wurde ausgesprochen gegen die Erlernung der griechischen Weisheit; nur blieb dieser Fluch selbst in Palästina ziemlich wirkungslos. Die griechische Sprache wurzelte schon so tief im Volke, daß selbst die Talmudgelehrten und Fürsten des Landes ein vornehmes Griechisch schrieben und sprachen, und wir vielen Lehren der griechischen Weisen in den Aussprüchen und Lehren des Talmuds begegnen. Trotzalledem vermochte der griechische Geist keine zersetzende Macht mehr in Palästina zu erringen, der jüdische Geist hatte ihn besiegt und beherrschte nun in noch viel größerem Maße als zuvor die ganze Bevölkerung.

Ganz anders war es in Alexandrien und auf den griechischen

Inseln. Wenn in der eigenen Heimat, dort, wo mit einzelnen Ausnahmen das jüdische Element doch in der Mehrheit sich befand, das Griechenthum schließlich beseitigt wurde, dürfen wir diese Kraft des Widerstandes nicht übermäßig hoch schätzen. Daß aber die Juden in den griechischen Gegenden, als Minoritäten, nicht allein sich zu vertheidigen und zu erhalten wußten, sondern zu directer Offensive überzugehen wagten, legt Zeugnis ab für die dem jüdischen Religionsgesetze innewohnende Kraft und Wahrheit. Wie schon erwähnt, lebte die größte Zahl der auswärtigen Juden in Egypten, besonders in Alexandrien, wo sie von den fünf Quartieren der Stadt zwei, darunter das an der Küste gelegene Delta, vollständig allein bewohnten. Dadurch gerieth der Getreidehandel ganz in ihre Hände. Doch waren auch alle Gewerbe ohne Ausnahme bei ihnen heimisch. Diese jüdischen Colonien wurden immer zahlreicher und erhielten sogar bald eine gewisse religiöse Unabhängigkeit. Vor den syrischen Greueln unter Menelaos, dem Mörder seines Bruders, flüchtete Onias IV. aus Jerusalem nach Alexandrien, weiß sich die Gunst des Königs Ptolomäus Philometer zu erringen, der ihm gestattet, in der Gegend von Heliopolis ein großes jüdisches Heiligthum, den berühmten Onias-Tempel, zu erbauen. Wenn auch nicht der äußere Bau, so glich doch die innere Einrichtung des Gotteshauses vollständig der des jerusalemischen Tempels. Zu diesem Tempel pilgerten die Juden Alexandriens, um da ihre Opfer zu bringen, ohne jedoch dem Heiligthume in Jerusalem untreu zu werden. Trotzdem war es unausweichlich, daß die egyptischen Juden nunmehr größere religiöse Selbständigkeiten zeigten, die sich bald in einem großen, für die Religionsgeschichte überaus tiefbedeutsamen Werke zu erkennen gab.

Der König Philometer war ein Freund aller Gelehrsamkeit. Er umgab sich gerne mit Philosophen und Denkern, zu denen auch der erste jüdische Anhänger des Aristoteles, der einer Priesterfamilie entstammende Aristobul, gehörte. Dieser machte den König Philometer auf den Pentateuch aufmerksam, und der Herrscher beauftragte den Philosophen, die Bibel ins Griechische zu übersetzen, um sie der gelehrten Welt zugänglich zu machen. Diese erste griechische Pentateuchübersetzung

zeigt schon den Einfluß der griechischen Philosophie, indem sie die realistische Schreibweise der h. Schrift vielfach glättet und besonders in den Ausdrücken über Gott, in den sogenannten Anthropomorphismen, der Philosophie mannigfach ihren Tribut zollt. Die egyptischen Juden sahen in dieser Übersetzung eine Anerkennung des Judenthums und mit Stolz verkündeten sie: „Siehe da! Moses ist größer denn Pythagoras und Platon.“ Ja, sie machten den Tag, an welchem der griechische Pentateuch dem König übergeben wurde, zu einem jährlichen Festtage; zum Theil mit Recht: denn die griechische Übersetzung des Pentateuchs hat das Judenthum in die Weltliteratur eingeführt und die Bibel volksthümlich gemacht. Andererseits wieder ward sie ein Schaden des Judenthums, indem im Laufe der Zeiten die Juden in Egypten das Original ganz vergaßen, sich gänzlich auf die Übersetzung verließen und die griechische Philosophie immermehr hineininterpretierten. Wie vergöttert diese Übersetzung wurde, beweist der Umstand, daß sich bald über ihre Entstehung die Sage herausbildete, laut welcher 72 Gelehrte von Jerusalem nach Alexandrien geschickt wurden, um auf Wunsch des Königs die Übersetzung zu veranstalten. Infolge dieser Sage führt auch die Übersetzung den Namen „Septuaginta“ („Die Siebzig“).

Mit diesem Werke nahm das griechisch-jüdische Schriftthum seinen Anfang. Es wurden nach und nach auch die anderen Bücher der heiligen Schrift übersetzt und sogar Nachbildungen einzelner Bücher, die sogen. Apokryphen geschaffen, so das Buch Esra, das Buch der Weisheit und andere. Diese Apokryphen beginnen schon öffentlich gegen das Heidenthum aufzutreten. Auch selbständige Schriften über die alte und jüngere Geschichte Israels wurden verfaßt. Aristobul war der erste griechisch-jüdische Philosoph, der die allegorische Auslegungsweise benützt, um die menschenähnliche Redeweise der Bibel über Gott zu mildern. Die Schöpfung in sechs Tagen, das Herabsteigen Gottes auf den Sinai waren ihm nur symbolische Schilderungen, wie auch Ausdrücke: „Hand“, „Auge“, „Arm Gottes“ u. s. w. Als die Juden das Heidenthum noch näher kennen lernten, wie es die Menschen zu wahnwitzigen

Lastern, zur krassesten Sittenlosigkeit führte, griffen gebildete Juden zu dem frommen Betruge, heidnische Dichter und Wahrsager selbst die Größe des Judenthums der Welt vor Augen führen zu lassen. So wurde die weissagende römische Sybille benützt, um in Orakelform den Menschen die Wahrheiten des Judenthums zu predigen, Israels Vortrefflichkeit der Welt zu rühmen. Andere jüdische Dichter wählten zu diesem Zwecke die Formen des alten griechischen Gnomendichters Phokylides. Dies jüdisch-griechische Gedicht bestand aus 227 Versen, in denen nichts anderes als das mosaische Sittengesetz den Menschen eingeschärft wurde. Denselben Zweck verfolgte eine Reihe prosaischer Schriften, die allen Heiden die Erkenntnis des Judenthums zu lehren unternahmen.

Selbstverständlich erfuhr dies angreifende Vorgehen auch scharfe Erwiderung. Es erstand im ersten christlichen Jahrhunderte in Alexandrien die erste judenfeindliche Literatur, die schon dazumal der Lüge und Verleumdung als Waffen sich bediente, und deren schärfster Vertreter Apion war. Er verbreitete die Mär, die Juden wären einst aus Egypten verjagt worden, weil sie alle vom Aussatze behaftet gewesen wären, ferner, daß die Juden in ihren Synagogen einen Eselskopf anbeteten. Gegen diesen Apion schrieb der jüdische Günstling Vespasians, Flavius Josephus, eine großangelegte Vertheidigungsschrift: „Contra Apionem". Wie immer, nützte auch dazumal Vertheidigung gegen übelwollende Aufwiegelung gar wenig. Die judenfeindlichen Hetzereien brachten es in Alexandrien zu den ersten regelrechten Verfolgungen und Plünderungen, die Kaiser und Statthalter guthießen, da ja die Juden die Standbilder der Kaiser nicht göttlich verehren wollten.

Der jüdische Angriff auf das Griechenthum und die Verquickung mit demselben wirkte aber nicht allein für die Juden, sondern auch für das Judenthum äußerst nachtheilig. In dem Bestreben, die griechische Philosophie und die jüdische Lehre in Einklang zu bringen, ward den Juden nicht das Griechenthum vom Judenthum, sondern dieses von jenem in Schatten gestellt. Das griechische Wesen ward ihnen so theuer, daß sie, um es nur nicht verlieren zu müssen, sich einbildeten, die griechischen

Denker hätten ihr Wissen aus der Bibel geschöpft. Allen Ernstes behauptete man, Moses sei der Lehrer Hesiods, Heraklids und Platons gewesen. Um nur jeden griechischen Gedanken in die Bibel hineinzubringen, verfielen sie auf die symbolische und allegorische Deutung derselben; Personen und Erzählungen, Vorschriften und Gesetze waren nur Symbole. Dadurch entstand zum erstenmale ein Gegensatz zwischen Wissen und Glauben, der eine gewisse Lauheit in der Erfüllung der biblischen Vorschriften mit sich brachte. Dieser Lauheit arbeitete mit Macht der bedeutendste jüdisch-griechische Philosoph Philo entgegen. Um das Jahr 1 geboren, um 60 verstorben, gehörte er einer der angesehensten jüdischen Familien Alexandriens an. Er vereinigte in sich begeisterte Liebe für das Judenthum und Hingebung für die Philosophie und war einer der edelsten sittlichen Charaktere seiner Zeit. Er schrieb ein solch' classisches Griechisch, daß seine Zeitgenossen von ihm sprachen: „Plato schreibt wie Philo, oder Philo wie Plato." Sein Lebensziel war die Versöhnung der Philosophie mit dem Judenthum. Er schrieb zahlreiche Werke, die uns zumeist erhalten geblieben sind, alle in griechischer Sprache, wodurch er später auf das Christenthum mächtig einwirkte, dem Judenthume aber, keineswegs zu dessen Schaden, verloren gieng. Denn Philo blieb trotz seiner Gedankenhoheit der größte Vertreter des Symbolismus, der jeden Buchstaben des Gesetzes zwar hochhielt, aber ebenso jedem eine allegorische Deutung gab.

Die griechischen Juden erreichten den Sieg. Sie haben die damalige intelligente Welt von der Unhaltbarkeit des Heidenthums überzeugt und unter dieser eine Verachtung der herrschenden Religionen hervorgerufen, die nur auf den Apostel lauerte, der sie aus dem Heidenthume zur geläuterten Gotteserkenntnis führen sollte. Selbst das strenge Judenthum mit seinen schweren Gesetzen nahmen viele aus den höchsten Kreisen an, und der König von Adiabene, Izates und seine Mutter Helena traten öffentlich zum Judenthume über. Doch es war ein Pyrrhus-Sieg. Denn die reifen Früchte der von den Juden Alexandriens gestreuten Saat heimste nicht das Judenthum ein. Den Griechen und Römern waren die starren Gesetze unverständlich, und

als der Apostel Paulus, der in Jerusalem zu den Füßen R. Gamaliels saß, später dem Gesetzesjudenthume den Rücken kehrte und mit den Heiden sich verband, da strömte das Volk zu seiner Lehre. Das Christenthum war die Frucht jahrzehntelanger jüdischer Denkerarbeit.

In Palästina kam es zu einem ganz anderen Resultate. Wie schon erwähnt, vermochte sich nach den Makkabäerkriegen das Griechenthum zu keinem besonderen Einflusse aufzuschwingen. Wenn auch eine Zeit lang eine mildere Auffassung platzgriff, immer wieder traten die Gelehrten mit eiserner Härte gegen die griechische Philosophie auf. Das ganze alexandrinische Schriftthum bezeichneten sie, und das mit Recht, als antijüdisch und verboten, sich damit zu beschäftigen. Und je mehr die Weisen die alexandrinischen Gelehrten vom Judenthume ablenken sahen, desto energischer lauteten ihre Verbote. So sprach R. Akiba: „Wer in den externen Schriften liest, hat keinen Antheil an der zukünftigen Welt." Ein anderer ruft aus: „Kämen mir die Bücher der Minim (Häretiker) in die Hände, ich würde sie sammt den Gottesnamen in ihnen verbrennen." Trotzalledem drang das Griechenthum durch die verschlossensten Thüren auch in Palästina ein und manchem Gelehrten verwirrte es den Kopf. Ja, man mußte anerkennen, daß die Patriarchen, die Führer der palästinensischen Judenheit, unbedingt im griechischen Schriftthum wohl bewandert sein müßten, um ihren staatlichen Aufgaben gewachsen zu sein, und die Schönheit der griechischen Sprache ward bedingungslos gerühmt und gewürdigt. Auch zahlreiche griechische Philosopheme über Gott, Welt, Schöpfung u. s. w. drangen in die Schulen des Gesetzes ein. In den damaligen wissenschaftlichen Disciplinen: Medicin, Astronomie, Geometrie u. s. w. waren die Griechen Lehrmeister. Auch Allegorie und Symbolik hielt mäßigen Einzug, und besonders philosophische Lehren finden wir im Talmud in ziemlicher Menge.

So dürfen wir sagen: Während in Alexandrien und in den anderen jüdischen Colonien die Unbeschränktheit des griechischen Einflusses auf die ohne eigene Nationalität außerhalb Palästinas lebenden Juden diese schließlich dem Judenthume entfremdete, hat die weise Beschränkung in Palästina es zustande

gebracht, daß das Judenthum in der Wissenschaft, im Denken dem griechischen Wesen sich nicht entzog, dabei aber seine religiöse Eigenheit erhielt und die griechischen Lehren in dieselbe verschmolz. Die Geschichte hat dem Vorgange der palästinensischen Gelehrten Recht gegeben: Das palästinensische Judenthum erhielt sich und konnte, dem griechischen Einflusse mäßig nachgebend, sich behaupten, das alexandrinische verschwand. Im eigenen Lande siegte das Judenthum, die der Heimat Entrissenen unterlagen dem Griechenthume.

Dritter Abschnitt.

Das Judenthum und Rom.

A. Rom in Judäa.

Der Versuch, durch Kriegsmacht und Literatur, durch die Waffen des Geistes und der Hand das Judenthum zu vernichten, war auf Seiten der Syrer, die asiatischen Vertreter des Griechenthums, vollständig, auf Seiten der Egypter zum Theil gescheitert. Nun aber erhebt sich als Stütze der griechischen Cultur eine viel größere Macht, der Weltbezwinger **Rom**. Wenn auch mit dem Eintritte Roms in das syrische und palästinensische Gebiet für die Geschichte der Juden ein neues, blutiges, vielleicht das blutigste Capitel beginnt, für das Judenthum bedeutet Rom doch nur die Fortsetzung des Kampfes gegen griechische Art und Sitte. — Daß dieser römische Staat, das römische Kaiserreich, dort, wo er eine selbstständige geistige Thätigkeit vollzieht, vorzüglich also im Rechtsleben, das Judenthum mächtig beeinflußt, ist eine natürliche Folge der langen Herrschaft Roms über Judäa; ebenso erklärlich ist, daß das gesellschaftliche Leben, im Hause und außerhalb desselben, im Laufe der Zeit römische Formen angenommen hat, doch den Kern des Judenthums berührt diese Wirkung nicht, sie wird von dem jüdischen Geiste aufgesaugt und verarbeitet, bis zur Unkenntlichkeit in ihn vermengt. Der geistige Einfluß des Griechenthums wurde durch Rom dem Judenthume tiefer ins Fleisch getrieben, ohne jedoch seine edlen Theile zu verletzen, oder umzugestalten. — Wir haben uns sonach jetzt beinahe ausschließlich mit dem politischen und sozialen Verhältnisse zwischen Rom und dem Judenthume zu beschäftigen, und zwar einerseits mit dem zwischen Rom und

den palästinensischen Juden, anderseits mit dem zwischen Rom und den römischen Juden bestehenden Verhältnisse.

Dieselben Männer, die mit unvergleichlichem Heldenmuthe den Kampf aufnahmen gegen die syrische Uebermacht und die Hellenisten, die für die Freiheit Judäas Gut und Blut opferten, haben ahnungslos mit eigener Hand die Axt an den Freiheitsbaum Palästinas angelegt. Der Hasmonäerfürst Simon, der Bruder und zweite Nachfolger Judas des Makkabäers, schickte Abgesandte nach Rom, um dessen Bundesgenossenschaft gegen das drohende Syrien zu erwirken. Das war der erste Schritt dem Abgrunde zu. Denn daß Rom ein so winziges Ländchen wie Palästina schließlich zu seiner Provinz machen werde, hätte jeder vorausschauende Politiker schon damals ahnen müssen. Doch Simon hatte vor allem den momentanen Zweck vor Augen: Syrien endlich kalt zu stellen. Das erreichte er auch vollkommen. Der römische Senat machte seinen Bundesgenossen bekannt, daß Judäa ebenfalls sein Bundesgenosse sei und die Syrer Palästina nicht mehr angreifen dürften. Vorläufig also spürte Judäa nur den Segen, nicht aber die Lasten des Bündnisses. Auch unter Johann Hyrkan, der mit klugem Takte an dem römischen Bündnisse festhielt, ohne Rom irgendwie näher an sich heranrücken zu lassen, war die Freundeshand dieses mächtigsten Staates ein Segen für Judäa. Bald jedoch sollte es anders kommen. Mit Johann Hyrkan hat die hasmonäische Dynastie ihren Zenith überschritten. Sein Sohn Juda Aristobul nahm zwar den Königstitel an, aber seine Macht war viel geringer, als die seiner nur fürstlichen Vorgänger. Seine Frau Salome Alexandra säete den Familienzwist in dieses Geschlecht, das von nun ab immer mehr und mehr von demselben zerrissen wurde. Durch eine häßliche List gelang es ihr, den Bruder des Königs, Antigonus, tödten zu lassen; Aristobul starb bald aus Gram über diese That. Salome heirathete den Bruder Aristobuls, Jannai, der nunmehr den Thron bestieg, und als dieser nach längerer Regierung starb, bestieg sie selbst den Herrscherthron und regierte, besser als man es nach ihren früheren Thaten von ihr erwartet hätte, von 79—70 weise und einsichtsvoll, dem Rathe kluger, patriotischer Männer folgend. Nach

ihrem Tode entbrannte ein entsetzlicher Bruderkampf zwischen ihren beiden Söhnen, den Rom benützte, um Judäa, seinen Verbündeten, zum Vasallen herabzudrücken.

Hyrkan und Aristobul waren jene hasmonäischen Brüder, die einander zerfleischend, ihr Vaterland der Raubgier Roms preisgegeben haben. Hyrkan, der ältere Sohn, erhielt die Krone, war aber ein schwächlicher Charakter, den schweren Zeiten nicht gewachsen; Aristobul war der wahre Gegensatz seines Bruders, stürmisch, energisch und von unbezwingbarem Ehrgeize. Kaum hatte Hyrkan den Thron bestiegen, zog Aristobul mit seinen angeworbenen Truppen gegen die Hauptstadt, um Hyrkan zu entthronen. Bei Jericho kämpften die feindlichen Bruderheere; Aristobul siegte, und die beiden Brüder vereinigten sich dahin, daß Aristobul König, Hyrkan Hohepriester werde, wodurch die Möglichkeit eines glücklichen Friedens gegeben war. Aber Hyrkans Berather, der aus Edom stammende Antipater, hatte andere Pläne. Er wollte jener Dritte sein, dem das Kampfobject der beiden Brüder, die Krone, zufallen sollte. Darum war sein Hauptzweck, die kaum gewonnene Eintracht wieder zu zerreißen, was ihm auch bei dem Wankelmuthe Hyrkans nur zu bald gelang. Er machte ihn glauben, daß ihm Aristobul nach dem Leben trachte, und bewog ihn, nach Petra zu dem Könige des peträischen Arabiens zu flüchten, und dessen Hilfe anzurufen. Aretas, der König, gieng gerne auf den Wunsch Hyrkans ein, zog mit 50.000 Soldaten gegen Aristobul, besiegte ihn und belagerte Jerusalem, wohin sich Aristobul zurückgezogen hatte. Da schickte Aristobul in seiner Verzweiflung Gesandte zu Scaurus, dem Legaten des Pompeius, mit der Bitte um Beistand. Zwar sandten auch Hyrkan und Antipater ihre Boten zu demselben Legaten, doch die des Aristobul brachten 300 Talente Gold (etwa 400.000 Thaler), und das entschied: Scaurus befahl dem Aretas, von der Belagerung zu lassen, und der gehorchte. Nun gebot Pompeius, daß beide Brüder vor ihm in Damascus zu erscheinen hätten, und es geschah. Der kluge Pompeius, dem für die Zwecke Roms ein schläfriger und talentloser Mensch entschieden genehmer war, hatte die Absicht, dem Hyrkan den Thron zuzuerkennen. Aristobul, der das Spiel

durchschaute, nahm zu seinem Schutze von den starken Festungen an der Grenze des Landes Besitz. Aber Pompeius rückte ihm mit seinem Heere nach, und Aristobul sah sich gezwungen, Jerusalem dem Pompeius zu übergeben. Zwar widersetzten sich die Patrioten Jerusalems dieser Übergabe und verschlossen die Thore, jedoch nach dreimonatlicher Belagerung ward die Stadt im Jahre 63 v. Ch. von den Römern eingenommen. Pompeius drang in den Tempel, bewies jedoch demselben so viel Ehrfurcht, daß er sowohl das Haus, wie auch den Tempelschatz unberührt ließ. Dem Hyrkan nahm er den Königstitel weg, beließ ihm nur die Hohenpriesterwürde und den Titel „Volksfürst“ und setzte ihn unter die Vormundschaft Antipaters; die Mauern Jerusalems wurden niedergerissen, Judäa mußte Tribut zahlen, und sämmtliche Städte, deren Bevölkerung zum größten Theile aus Heiden bestand, und welche die Makkabäer erobert hatten, machte Pompeius von Judäa frei und überließ sie der Selbstverwaltung der heidnischen Bevölkerung. Viele Jerusalemer wurden hingerichtet, Aristobul, sein Sohn Antigonus, wie auch seine beiden Töchter wurden nach Rom als Gefangene geschleppt, um vor des Pompeius Triumphwagen einherzugehen. Über Judäa herrschten nun die syrischen Proconsuln, in deren Gönnerschaft Antipater sich einzuschmeicheln verstand. Um Judäa noch mehr zu schwächen und die Einheit des Landes zu zerreißen, ward es in fünf Districte getheilt, deren jeder ein eigenes Synhedrion erhielt, das natürlich nur mit Rom freundlichen Männern besetzt wurde.

Von dieser Zeit ab bietet Judäa nichts anderes als eine lange düstere Kette von Bedrückungen und Tempelschändungen von Seiten der Römer und verzweifelten Auflehnungen von Seiten der Judäer. Aristobul wußte aus Rom zu entkommen und brachte einen Aufruhr zustande, jedoch erfolglos, er selbst wurde ein zweitesmal nach Rom geschleppt. Inzwischen erstand das erste römische Triumvirat, und Crassus erhielt Syrien. Er beraubte den Tempelschatz, und als darüber wieder eine Empörung entstand, unterdrückte sie Crassus, und 30.000 jüdische Krieger wurden zu Sclaven verkauft. Eine Erleichterung trat für Judäa mit der Herrschaft Julius Cäsars ein, der buchstäblich ein Philojudäer genannt zu werden verdient. Leider verstand es

Antipater, diese Gunst Cäsars für sich auszubeuten; zwar wurde Hyrkan als Hohepriester bestätigt, aber Antipater wurde zum Landesverweser und sein Sohn Herodes zum Statthalter von Galiläa ernannt. Die glühenden Patrioten Judäas jedoch begnügten sich nicht mit der Milde Cäsars, sie wollten frei sein vom römischen Joche. Der Bandenhäuptling Ezekia erweckte einen Aufstand, der sich eine Zeit lang behaupten konnte. Gegen diesen Ezekia unternahm Herodes einen Kriegszug, machte ihn zum Gefangenen und ließ ihn ohne Verhör hinrichten. So beliebt Herodes durch diese That bei den Römern wurde, so verhaßt machte sie ihn bei den Judäern, die den wankelmüthigen Hyrkan jetzt endlich zu bestimmen wußten, dem Herodes wegen eigenmächtiger Hinrichtung eines Judäers den Prozeß beim Synhedrion von Jerusalem anzuhängen. Herodes, der von dem Plane des Synhedrions, ihn zum Tode zu verurtheilen, Nachricht erhielt, kam, mit der römischen Purpurtoga bekleidet, von einer großen Schar Soldaten umgeben, vors Gericht; als aber die Männer des Synhedrions trotz des ersten Schreckens, den allen dieser Aufzug verursachte, nach einer glänzenden Rede eines Mitgliedes muthig an seine Verurtheilung schreiten wollten, flüchtete Herodes nach Damascus. — Als nach dem Tode Cäsars die republikanische Partei in Rom ans Ruder kam und Cassius wieder in Judäa nach Geld fahndete, verstanden es Antipater und seine noch schlaueren Söhne, der Gunst des republikanischen Cassius sich wieder zu bemächtigen. Vergebens ließ der Judäer Malich, ein Freund Hyrkans, den Antipater vergiften, in der Hoffnung, mit dem Tode Antipaters der gräßlichen Idumäerherrschaft ein Ende zu bereiten. Herodes ließ ihn meuchlings ermorden und besiegte rasch den neuerstandenen Aufruhr. Hyrkan, in Angst vor dem nunmehr allmächtigen Herodes, gab diesem, um ihn zu besänftigen, seine Enkelin, die wegen ihrer Schönheit berühmte und zu so traurigem Geschicke bestimmte Mariamne zur Frau. Als die republikanische Partei Roms bei Philippi geschlagen wurde, wußte Herodes rasch den Mantel zu drehen und gewann auch die Gunst des Antonius. Endlich schien auch für Herodes die Stunde der Strafe geschlagen zu haben. Die Parther wurden von den Judäern gewonnen, gegen

Jerusalem zu ziehen, Hyrkan zu entthronen und den letzten Hasmonäersprößling **Antigonus**, den Sohn Aristobuls, auf den Thron zu setzen. Der Anschlag gelang. Aber sein wahrer Zweck ward vereitelt. Herodes gelang es zu flüchten und zwar mit seiner ganzen Familie. Er entkam nach Rom, wo er vom Senate und von Antonius glänzend empfangen und zum Könige von Juda ernannt wurde. Mit dem Königstitel kehrte er heim, fest entschlossen, sein Königthum auch im Lande selbst sich zu erkämpfen. — Mit römischen Truppen durchzog er das Land und vernichtete alles, was sich ihm nicht unterwarf; schließlich belagerte er Jerusalem und nahm die Stadt ein. Antigonus ward gefangen genommen und ans Kreuz geschlagen. Nun war Herodes am heißersehnten Ziele. Das Volk aber haßte diesen idumäischen Emporkömmling in einem Maße, wie vielleicht nie ein Volk einen schlechten Herrscher gehaßt hat. Herodes zahlte auch dem Volke mit gleicher Münze. Zahlreiche Synhedrialmitglieder und angesehene Volksmänner wurden hingerichtet und ihr Vermögen eingezogen. Um seinen Thron zu befestigen, wüthete er gegen den Rest der Hasmonäerfamilie, ließ alle tödten, bis er schließlich in seinem Verfolgungswahne auch die eigene Frau, Mariamne, dem Henkersbeile preisgab. Vergebens trachtete Herodes durch großartige Bauten, durch Errichtung des herodianischen Tempels zu Jerusalem, das Volk umzustimmen. Er blieb der unsäglich gehaßte Usurpator bis zu seinem Tode, der ihn nach einer grauenhaften Krankheit im Jahre 3 n. Ch. im Alter von 70 Jahren ereilte. Nach seinem Tode glaubte das Volk, sich von dem Joche der Herodianer befreien zu können, und ein grauenhafter Aufruhr durchwühlte abermals das ganze Land. Doch vergebens alle Anstrengung. **Archelaos**, der Sohn und Nachfolger des Herodes, unterdrückte alle Verschwörungen; vier Freischarenführer durchzogen mordend und brennend mit einemmale das ganze Land, um es von den Herodianern und den römischen Hilfstruppen zu befreien, aber alle vier wurden niedergeworfen. Um dem furchtbaren Morden in Judäa ein Ende zu bereiten, setzte **Augustus** den Archelaos rascher Hand ab und machte Judäa zur römischen Provinz, es mit der Statthalterschaft von Syrien vereinigend. Von nun ab herrschten kaiserliche

Landpfleger, Procuratoren, im Lande, um über Ruhe und Ordnung zu wachen und den richtigen Steuereingang zu beaufsichtigen.

Es wäre ungerecht zu behaupten, daß die Provinz Judäa unter den römischen Procuratoren nicht zu einer schönen inneren Blüte sich hätte entfalten können. Bekanntlich waren selbst die für Rom schlechtesten Kaiser für die Provinzen gute Herrscher, und wenn die Juden sich freiwillig unterworfen hätten, so würde Palästina unter dem jahrhundertelangen Frieden des Kaiserreiches sich zweifellos mächtig entwickelt haben. Aber der Haß gegen Rom und die verzehrende, im ganzen Alterthume einzig dastehende Liebe zur Freiheit und vollen Unabhängigkeit, machte selbst die Einsichtsvollsten blind. Und so finden wir Judäa 120 Jahre hindurch in ewigen Zuckungen und Kämpfen, hie und da unterbrochen von todesähnlicher Erstarrung und Ermattung. Vielleicht wäre mit der Zeit eine Beruhigung eingetreten, wenn die Procuratoren auf die Administration sich beschränkt und sich nicht in die religiösen Verhältnisse gemengt hätten. Doch es geschah nicht. Immer wieder wollten die Landpfleger die Aufstellung der Kaiserstandbilder durchsetzen, entthronten ihnen unangenehme Hohenpriester und setzten andere willkürlich ein. Unter diesen Procuratoren einer der böſesten war jener zu so trauriger Berühmtheit gelangte Pontius Pilatus, der vom Jahre 27 bis zum Jahre 37 Landpfleger war und kein Gewaltmittel unangewendet ließ, um die Anbetung der Kaiserbildnisse in Jerusalem durchzusetzen.

Nur ein letztesmal noch, wie um die Juden noch mehr aufzustacheln, schien dem Lande die Sonne des eigenen Königthums, nach welchem alle so lechzten, und zwar, gleichsam als geschichtliche Versöhnung, mit einem Herodianer. Agrippa I., Enkel der Mariamne, Sohn des von Herodes hingerichteten Aristobul, hatte in seinem Wesen idumäische und hasmonäische Art vereinigt. Die erste tobte sich in Rom und Alexandrien aus, wo Agrippa als Günstling des Kaisers Caligula mit herodianischer Verschwendung lebte, die zweite, die hasmonäische Art, bethätigte er als letzter König der Juden in Judäa. Der Nachfolger des Caligula nämlich, Claudius, zeigte dem Agrippa eine ganz besondere Anhänglichkeit und ernannte ihn zum Consul

und König von ganz Palästina. Vier Jahre regierte Agrippa, von 41 bis 44, mit solcher Hingebung und nationaler Treue, daß mit geringen Ausnahmen selbst die strengsten Pharisäer seine Abstammung vergaßen und ihm begeistert huldigten. Mit Klugheit und Umsicht gieng er daran, die Landesgrenzen zu befestigen, trachtete besonders Jerusalem abermals zu einer uneinnehmbaren Festung umzuwandeln und war bestrebt, mit den Nachbarfürsten Freundschaft zu schließen, offenbar eine gemeinsame Erhebung gegen Rom planend. Jedoch inmitten dieser Pläne ereilte ihn in Cäsarea plötzlich der Tod, und das letzte Abendroth des judäischen Staates war geschwunden. Das Land kam wieder unter die Procuratoren und Statthalter des römischen Kaiserreiches.

Es waren böse Landpfleger, die nunmehr von Rom nach Palästina geschickt wurden. Zwar erlaubte noch Claudius, daß Agrippa II., der Sohn Agrippas I., den Titel König führen dürfe, jedoch ohne jede wirkliche Machtstellung. Fünf Landpfleger waren es, die kein anderes Ziel kannten, als den Tempelschatz zu plündern, das Land auszusaugen; Cumanus, Felix, Festus, Albinus und Florus thaten alles, um den Haß gegen Rom zu fördern und Judäa zur Verzweiflung zu bringen. Schamlose Parteilichkeit, Habgier und Blutdurst feierten im Lande wahre Orgien. Was Wunder, daß die Bevölkerung aus dem Aufruhre gar nicht herauskam, bis dieser schließlich in der entsetzlichen Erhebung seinen Abschluß fand, die Judäa zu einer Einöde verwandelte. Die fortwährenden Aufstände brachten es mit sich, daß das ganze Land von Freischärlern überschwemmt war, die in Bergklüften und Grotten hausten und einen wilden Kampf führten gegen die Legionen und die Römlinge, aber auch selbst gegen jene, die aus Patriotismus mit Rom Frieden halten wollten. Das waren die Zeloten, die, wenn auch aus Vaterlandsliebe, eine wahre Jacobinerherrschaft im Lande aufrichteten und den Schrecken unter der Bevölkerung verdoppelten. Zu diesen beiden Feinden geordneter Rechtsverhältnisse, den Procuratoren und Zeloten, gesellte sich noch als dritter die heidnische Bewohnerschaft der zahlreichen Grenzstädte. Diese wurde natürlich von den Landpflegern überall bevorzugt, wodurch ein

allgemeiner Rassenhaß entstand, der in den griechischen Städten in Straßenkämpfe ausartete, bei welchen die Juden als geringe Minderheit haufenweise hingemordet oder vertrieben wurden. Am schlimmsten trieben es die Griechen von Cäsarea, dem Sitze der Landpfleger, und von hier gieng auch die große Revolution aus. Um die Juden zu kränken, ließ ein heidnischer Cäsarenser den ihm gehörigen Platz vor der Synagoge durch Aufstellung von Kaufläden so verengen, daß zur Synagoge kaum ein schmaler Durchgang übrig blieb. Die Juden wollten dies verhindern, und als darauf ein Grieche die Juden noch verhöhnte, entstand ein Streit, der bald zu großen Straßenkämpfen führte, und dessen Folge war, daß alle Juden die Stadt verließen. Als die Kunde davon nach Jerusalem kam, regte sich alles darüber auf, und als zur selben Zeit der Landpfleger Florus dem Tempelvorsteher den Befehl schickte, ihm siebzehn Talente aus dem heiligen Schatze zu geben, empörte sich das ganze Volk über diese neue Anmaßung und ergieng sich in Beschimpfungen gegen den römischen Blutsauger. Als Florus davon hörte, kam er von Cäsarea nach Jerusalem, um alle jene, die ihn beschimpften, zu bestrafen. Seine Soldaten plünderten und raubten, und mehr als 6000 Juden sollen beim Einzuge des Florus hingemordet worden sein. Den nächsten Tag wiederholte sich die Plünderung und die Söldner rückten gegen den Tempelberg heran, offenbar, um sich des Tempelschatzes zu bemächtigen. Aber wie ein Mann erhob sich da die ganze Bevölkerung, und Florus mußte eiligst mit seinen Soldaten abziehen. Nun kam es in Jerusalem nicht mehr zur Ruhe. Die Friedenspartei, an deren Spitze Agrippa II. und seine Schwester Berenice standen, vermochte nur vorübergehend dem Sturme Einhalt zu gebieten, die Kriegspartei riß alles mit sich und trieb das Volk durch den Beschluß, für den Kaiser Nero das tägliche Opfer nicht mehr zu bringen, zum völligen Bruche mit Rom. In ihrem Entsetzen über diese unheilvolle Wendung schickte die Friedenspartei Abgesandte an Florus, er möge zu ihrer Vertheidigung Truppen schicken. Als diese ankamen, fanden sie den Tempelberg vollständig von den Zeloten besetzt. Sieben Tage währte der Kampf um den Tempelberg und endete mit einem Siege der Zeloten. Die römischen

Soldaten verbarricadierten sich in den drei Mauerthürmen der Stadt und überließen ihre Freunde dem zuchtlosen Wüthen der Siccarier, jener Räuber unter den Zeloten, die, mit einem kurzen Dolche (sicca) versehen, schonungslos alle niedermachten, die auch nur ein wenig im Geruche der Römerfreundschaft standen. Schließlich nahmen die Zeloten auch die Thürme ein und tödteten alle Soldaten. Als Florus hörte, was die Zeloten in der Hauptstadt getrieben hatten, führte er die Griechen Cäsareas abermals gegen die Juden, und an allen Orten, in denen die griechische Bevölkerung in der Majorität war, erhob sich diese gegen die Juden, sie vertreibend und plündernd. Die Folge war, daß die Revolution sich nicht auf Jerusalem beschränkte, sondern sich über das ganze Land ausdehnte. Nun sammelte der Statthalter Cestius ein Heer und zog gegen Jerusalem, mußte aber besiegt den Rückzug antreten. Das Volk wußte jetzt genau, daß Rom diese Scharte bald werde auswetzen wollen, und mit fieberhafter Eile traf es seine Vorbereitungen zur Vertheidigung. Das neu eingesetzte Synhedrion bestellte fünf Statthalter für die fünf Districte des Landes; einer dieser Statthalter war Joseph ben Matthia, später Josephus genannt, dem der wichtigste District, Galiläa, zur Organisierung der Vertheidigung übergeben wurde.

Als Nero von diesem immer weiter sich verbreitenden Aufstande und der Niederlage des Cestius hörte, betraute er seinen Feldherrn Flavius Vespasianus mit der Niederwerfung Judäas. Mit 50.000 Mann zogen Vespasian und sein Sohn Titus gegen das Land. Ihr Plan war, erst das flache Land, besonders Galiläa, wo der Aufruhr am stärksten wüthete, niederzudrücken, alle festen Städte einzunehmen, dann erst an die Belagerung Jerusalems zu schreiten. Zum Unglücke hatte Galiläa in Josephus einen schlechten Statthalter, weil er als Römerfreund alle Vertheidigungsmaßregeln nur sehr lau betrieb. Dadurch entstand natürlich Zwist zwischen Josephus und den Zeloten, wodurch es Vespasian leicht wurde, bald Herr über Galiläa zu werden. Nach kurzer Belagerung fielen Gabara und Jotapata in die Hände der Römer, schließlich auch Joppe und die anderen festen Städte. Josephus selbst ergab sich den

Römern, wurde später der Freund Vespasians, angeblich weil er ihm die Kaiserkrone vorausgesagt hatte, und nannte sich dem kaiserlichen Freunde zu Ehren Flavius Josephus. In Rom wirkte Josephus später als fruchtbarer Schriftsteller und bemühte sich durch die Vertheidigungsschrift „Contra Apionem", in welcher er die egyptischen Lügen gegen das Judenthum bekämpfte, wie auch durch seine berühmten historischen, in griechischer Sprache verfaßten Schriften: „Der jüdische Krieg" und „Alterthümer", seinen einstigen Verrath an dem Vaterlande wieder gut zu machen. — Die Zeloten aus Galiläa flüchteten alle nach Jerusalem und fachten durch ihre Erzählungen von dem Wüthen der Römerscharen den Haß der jerusalemitischen Zeloten zu hellen Flammen an. Leider war die Stadt nicht einig. Das Mißtrauen gegen die Friedenspartei brachte es soweit, daß wüthende Kämpfe zwischen den beiden Parteien entstanden und eine zügellose Anarchie um sich griff. Vespasian handelte dagegen noch immer mit größter Vorsicht; noch rückte er gegen Jerusalem nicht an, sondern zog vorerst gegen Peräa, um auch da alle Festungen einzunehmen. Inmitten dieser Kämpfe wurde Vespasian zum Kaiser ausgerufen, zog nach Rom und überließ die volle Unterdrückung Judäas seinem Sohne Titus. Im April des Jahres 70 rückte dieser mit 80.000 Mann gegen das im Innern zerklüftete und durchwühlte Jerusalem. Mit beispiellosem Heldenmuthe vertheidigte alles die heilige Stadt, und Titus sah sich gezwungen, von einer raschen Belagerung abzusehen und die Stadt durch Aushungerung einzunehmen. Jerusalem, das durch den Zuzug Tausender von Flüchtlingen aus dem Lande überfüllt war, konnte sich nicht allzulange halten. Was aber nur geschehen konnte, geschah, und bewundernswert bleibt auch heute noch die beispiellose Hartnäckigkeit, mit welcher die hungernde Bevölkerung den römischen Belagerungsmaschinen Stand hielt. Die beiden Zelotenführer Johannes von Giskala und Simon ben Giora leisteten Übermenschliches, um die Stadt zu halten. Vergebene Mühe. Eines Tages, es war der 9. Ab des Jahres 70, machten die Juden wieder einen kühnen Ausfall, wurden aber zurückgeworfen; tags darauf wieder, abermals zwecklos. Ja, die Legionen verfolgten sie und drangen

bis zu dem Tempel vor. Hier angelangt, schwang sich ein Römer mit einem brennenden Holzstücke in die Höhe und warf es in den Tempel hinein, wodurch dieser in Flammen gerieth. Bei diesem Anblicke wich alles entsetzt zurück. Viele stürzten sich in das Feuer, und die Römer drangen mordend vorwärts; auch die Oberstadt war bald eingenommen, Jerusalem in die Hände der Feinde gefallen. Nahezu eine Million Menschen sollen zu Gefangenen gemacht worden sein, ein Theil wurde hingerichtet, ein anderer mußte mit Titus nach Rom, um in der Arena gegen reißende Thiere zu kämpfen, der größte Theil ward zu Sclaven verkauft und in alle Provinzen Roms zerstreut. Vespasian feierte mit seinen beiden Söhnen den Triumph über Judäa, und Denkmünzen wurden geschlagen zur Erinnerung an diesen Sieg; Palästina selbst ward kaiserliche Provinz und unter dem Namen „fiscus judaicus“ wurde die erste Judensteuer im Lande ausgehoben. Der Triumphbogen des Titus ist in Rom in seinen Überresten auch heute noch zu sehen, und lange Zeit brachte es kein Jude übers Herz, diesen Triumphbogen zu durchschreiten. — Das Zerstörungswerk des Titus vollendete sein Legat. In kurzer Zeit wurden noch die übrig gebliebenen jüdischen Festungen erobert, nur Masada widerstand lange den Sturmböcken der Römer. Als die Bewohner schließlich sahen, daß die Festung nicht mehr zu halten sei, beschlossen sie, sich gegenseitig den Tod zu geben, um nur nicht lebend in die Hände der Römer zu fallen. Erst stießen die Männer ihren Frauen und Kindern das Schwert durch die Brust, dann verbrannten sie alle Habe, die sie besaßen und wählten zehn Männer aus ihrer Mitte, die alle anderen durchbohren sollten. Durch das Los entschieden sie, wer der Letzte sei. Dieser steckte noch den Palast, in den sie sich zurückgezogen hatten, in Flammen und tödtete sich selbst. — So endete der große Aufstand mit den Märtyrern von Masada, denen in der Geschichte des Alterthums nur wenig ähnliche Helden sich anreihen können.

Vespasian und Titus waren als Kaiser auch gegen Judäa milde; sie behandelten das Land wie jede andere Provinz, die keine Ursache zur Unzufriedenheit gab; außerdem hatten sie in

Rom viel zu thun, um den verfahrenen imperatorischen Karren wieder ins richtige Geleise zu bringen. Auch die folgenden Herrscher behandelten Judäa glimpflich. Nerva milderte sogar die Judensteuer, wofür ihm die Juden eine Denkmünze prägten mit der Inschrift: „Fisci judaici calumnia sublata“, „Die Schmach der Judensteuer ist aufgehoben“. — Diese Ruhe blieb ungestört bis auf Trajan, der die Ländereien zwischen dem Euphrat und Tigris Rom unterthan machen wollte. In diesen Gegenden haben die Juden seit dem babylonischen Exile in ziemlich ungestörter Sicherheit gelebt, sich stark vermehrt und unter der heidnischen Bevölkerung zahlreiche Anhänger gewonnen. Diese Juden waren es, die den Eroberungszügen Trajans durch zielbewußte Anstiftung immer neuer Aufstände den Siegesweg verlegten und die Empörung gegen Rom sogar unter die Juden von Egypten, Cyrene, Cypros trugen. Zwar wurde der Aufstand der babylonischen Juden niedergerungen, aber die Erregung war geblieben, verpflanzte sich nach Palästina, wo sie auf den Moment lauerte, Roms Joch abschütteln zu können. Trajan, der davon Nachricht erhielt, ernannte den Sieger über die babylonischen Juden, L. Quietus, auch zum Statthalter von Palästina, was von den Judäern als eine böswillige Herausforderung betrachtet und mit einer neuen Empörung beantwortet wurde. Quietus gieng gerade daran, den jüdischen Aufruhr zu ersticken, als Trajan starb.

Kaiser Hadrian gab gleich nach seiner Thronbesteigung alle asiatischen Eroberungen auf, ließ den Quietus abberufen und gab den Juden zu ihrer Beruhigung die Erlaubnis, den Tempel wieder zu erbauen. Doch kurze Zeit darauf zog Hadrian seine Bewilligung wieder zurück, worauf die Judäer abermals zu den Waffen griffen. Mit schwerer Noth gelang es dem Friedensfreunde Rabbi Josua, das Volk zu beschwichtigen. Im Stillen aber gährte es weiter, und die wiedererwachte Sehnsucht, den eigenen Tempel im freien Lande zu errichten, wirkte berückend auf die Massen, zumal auch große Gelehrte der Empörung das Wort sprachen. Besonders Rabbi Akiba war es, der eine Weltreise unternahm, um die Juden aller römischen Provinzen zu einem gemeinsamen und gleichzeitigen Aufstande

zu bewegen. Unter Führung des heldenmüthigen Bar Kosiba oder, wie ihn die Menge nach einem Worte R. Akibas nannte, Bar Kochba, „Sternensohn", erstand die letzte große Erhebung der Juden gegen Rom. Wie die meisten solcher Verschwörungen bei allen Völkern fieng sie mit Siegen an, welche die flammende Begeisterung schuf, und endete mit Niederlagen, welche die geordneten Schlachtreihen und die Belagerungsmaschinen der Legionen schließlich herbeiführten. Der römische Feldherr Julius Severus befolgte dieselbe Taktik, die einst Vespasian zum Siege geführt hatte: er drängte langsam, aber zielbewußt Bar Kochba nach der Stadt, um ihn da festzuhalten und zu überrumpeln. Diesmal war es nicht Jerusalem, sondern die Stadt Bethar, in welcher Bar Kochba mit seinen Truppen sich einschließen mußte und die nach Verlauf eines Jahres von den Römern bezwungen wurde. Hadrian nahm furchtbare Rache an den Judäern, die ohne eigentliche zwingende Ursache von Rom sich befreien wollten. Er ernannte einen der grausamsten Menschen seiner Zeit, den Titinius Rufus, zum Landesverweser. Rufus, der unfähig war, im Anfange der Empörung Herr zu werden, rächte sich nun doppelt für die erlittenen Niederlagen. Jerusalem ward in eine römische Colonie verwandelt und erhielt den Namen Aelia Capitolina. Decrete wurden erlassen, welche den Juden die Ausübung ihrer religiösen Gesetze und das Studium der Thora aufs strengste untersagten und die Nichtachtung der Erlässe mit dem Tode bestraften. Ein ganzes Spioniersystem ward ins Leben gerufen, um die Übertreter der Edicte zu fassen. Auf diese Weise wurden die bedeutendsten Schriftgelehrten, darunter auch R. Akiba, in den Kerker geworfen und unter den furchtbarsten Folterqualen lebendig verbrannt oder hingerichtet. So büßte Judäa mit dem Blute seiner Besten seinen letzten großen Freiheitsdrang. Von dieser Zeit ab konnte sich das Land nicht mehr erheben, es blieb eine Ruine, und selbst die milde Hand der Antonine konnte Palästina nicht mehr aufhelfen; die Geschichte Judäas erhielt mit dem Jahre 135 ihren endgiltigen Abschluß.

B) Die Juden in Rom und den Provinzen.

Während Rom in Palästina fortwährend gegen die aufständischen Juden zu kämpfen hatte, gegen die es manchmal seine besten Heerführer aussenden mußte, während in Palästina selbst ängstlich und mit drakonischer Strenge der zersetzende Einfluß des griechisch-römischen Lebens hintangehalten wurde, finden wir die Juden in Rom und in den anderen römischen Provinzen mit den verschiedenen Völkerschaften im besten Einvernehmen leben, ja sogar einen geistigen Einfluß erlangen, der sich im ersten und auch zweiten Jahrhunderte nach Chr. über die untersten und obersten Schichten der Bevölkerung gleichmäßig verbreitete.

Drei Ursachen bewirkten diese Erscheinung: Vor allem der Verfall des Heidenthums. Die Saat, welche die griechischen Philosophen in das Denken der heidnischen Intelligenz ausgestreut hatten, gieng nunmehr üppig in Blüte. Man glaubte nicht mehr an die alten Gottheiten der Heimat und suchte sein Heil entweder in Ablehnung jedes Glaubens, oder in der Herbeiziehung der verschiedenen orientalischen Culte, die alle eine gewisse Art des Monotheismus an sich hatten. Und dieser Monotheismus war es, der im schroffen Gegensatze zum wertlos gewordenen Polytheismus Gläubige in Scharen an sich heranzog.

Die zweite Ursache war die natürliche Toleranz des Heidenthums, das keinen Anstoß daran nahm, wenn der den einen, jener den anderen Gott anbetete. War doch Rom der Sammlungsort aller Völker und aller Religionen der damaligen Welt, und der Römer sah ruhigen Blutes dem pompösen Aufzuge eines egyptischen Gottes oder der persischen Mythras-Priester zu. Daß dem Römer das Judenthum mit seiner kahlen Einfachheit, seinen geradezu unfaßbaren Anforderungen an das ganze Sein des Menschen besonders auffiel und ihn zum Nachdenken zwang, liegt auf der Hand. Die Juden waren sich auch dieser Aufmerksamkeit wohl bewußt und gaben sich alle Mühe, ihre Religion in's beste Licht zu setzen, denn das Judenthum wollte Proselyten werben und gieng dazumal direct darauf aus.

Die dritte Ursache des jüdischen Einflusses war die überaus große Zahl der Juden, die der unserer Tage beinahe gleich

kommen dürfte. In einem Briefe des Agrippa I. an Caligula heißt es: „Jerusalem ist die Hauptstadt nicht nur von Judäa, sondern von den meisten Ländern wegen der Colonien, die es ausgesandt hat bei passenden Gelegenheiten in die angrenzenden Länder Egypten, Phönicien, Syrien, Cölesyrien und in die weiter entfernten Pamphylien, Bithynien und in die entlegensten Winkel des Pontus; desgleichen nach Europa, Thessalien, Böotien, Macedonien, Äthiopien, Attika, Argos, Korinth, in die meisten und schönsten Theile des Peloponnesus. Und nicht nur das Festland ist voll von den jüdischen Ansiedelungen, sondern auch die bedeutendsten Inseln: Euböa, Cypern, Kreta. Und ich schweige von den Ländern jenseits des Euphrat. Denn alle, mit Ausnahme eines geringen Theiles, Babylon und diejenigen Satrapien, welche das ringsum gelegene fruchtbare Land umfassen, haben jüdische Einwohner." — In Egypten allein betrug die Zahl der Juden über eine Million.

Diese drei Ursachen brachten es zustande, daß die Juden überall als bedeutsamer Factor betrachtet wurden und von Seiten der Römer eine besonders günstige Behandlung erfuhren. Daher kam es, daß schon Cäsar und Augustus ihnen weitgehendste Concessionen machten, und mit einigen seltenen und rasch vorübergehenden Ausnahmen war es auch unter den meisten Kaisern so geblieben, selbst unter Titus und Hadrian. Denn trotz des religiösen Zusammenhanges der jüdischen Colonien mit dem Mutterlande, trotzdem daß Tausende und Tausende zu den Festen nach Jerusalem pilgerten und die Schekelgelder für den Tempel mit hingebendster Treue geliefert wurden, nahmen die Juden der Colonien beinahe gar keinen Antheil an den Aufständen Palästinas, und selbst R. Akibas Revolutionsreise hatte keinen ansehnlichen Erfolg. War es doch so weit gekommen, daß in den Gotteshäusern der Provinzen in griechischer Sprache gebetet und die heilige Schrift in griechischer Übersetzung vorgelesen wurde; die aufgefundenen jüdischen Katakomben der damaligen Zeit zeigen unter hundert Inschriften kaum eine hebräische. Alle sind in griechischer, hie und da in lateinischer Sprache abgefaßt, und die Namen selbst sind zumeist griechische oder römische. So sehen wir die Juden der Provinzen sich dem Mutterlande

entfremden, denn die Regelung ihres eigenen Verhältnisses zu den Bewohnern, in deren Mitte sie lebten, nahm sie vollständig in Anspruch.

Wie schon erwähnt war dieses Verhältnis in den meisten Fällen ein günstiges; in vielen Städten hatten sie volles Bürgerrecht und nahmen auch Antheil an der Verwaltung. Wie tief der religiöse Eindruck war, den sie überall ausübten, beweisen am besten die Worte des Josephus: „Viele der Hellenen sind zu unseren Gesetzen übergegangen; die einen sind dabei geblieben, andere, welche der Standhaftigkeit nicht fähig waren, sind wieder abgefallen. Auch bei der Menge ist schon seit langem ein großer Eifer für unsere Gottesverehrung zu finden; und es gibt keine Stadt weder bei Hellenen noch bei Barbaren noch sonst irgend wo und kein Volk, wohin nicht die Feier des Sabbats, wie wir sie haben, gedrungen wäre, und das Fasten und das Anzünden der Lichter und viele unserer Speiseverbote beobachtet würden."

Zu diesen so günstigen Thatsachen steht das Verhalten der römischen und hellenischen Schriftsteller in auffallendem Gegensatze. In der Literatur der damaligen Zeit werden die Juden zumeist mit Gehässigkeit und Verachtung behandelt. Die jüdische Religion nannten sie „barbara superstitio" („barbarischer Aberglaube") und scheuten sich nicht, die lächerlichsten Märchen über dieselbe, wie sie die egyptischen Lügner ausgeheckt hatten, weiter zu verbreiten. Besonders die Enthaltung vom Schweinefleische, die Sabbatfeier und die bildlose Gottesverehrung waren die Zielscheibe des Spottes unter den Literaten, dessen selbst Männer wie Tacitus und Plinius sich nicht enthalten konnten. Die Ursache dieser Mißstimmung ist wohl in der Ahnung zu suchen, daß diese „despectissima pars servientium", „die Verächtlichsten der Sclaven", diese „deterrima gens", „das schlechteste Volk", Rom unterwühlen und die alte Ordnung zerstören könne. Die Schriftsteller, die sahen, wie in Rom in kürzester Zeit Germanen und Orientalen Römer wurden, waren erbittert über die strenge Scheidewand, welche der Jude zwischen sich und den anderen Menschen aufrichtete, indem er sich nicht dazu verstehen wollte, in diesen Verschmelzungsprozeß

mit einzutreten. „Apud ipsos fides obstinata, misericordia in promptu, sed adversus omnes alios hostile odium", „Bei ihnen herrscht die hartnäckigste Treue, stets bereites Erbarmen, doch gegen alle anderen feindseliger Hass", sagt Tacitus (Hist. V, 5). Die kommende Zeit hat den Ahnungen der römischen Schriftsteller recht gegeben: Die Zertrümmerung der alten Weltordnung, unter deren gebrochenen Säulen auch das Weltreich Rom begraben wurde, aber zugleich die Aufrichtung einer neuen, war das Werk des Judenthums.

Vierter Abschnitt.

Die Entwickelung des Judenthums bis zum Abschlusse des Talmuds.

Der Gedanke, daß Israel ein von Gott gegebenes Gesetz besitze, von dessen treuer Beobachtung sein irdisches, wie auch sein seelisches Heil abhänge, daß die Gottesfurcht des Israeliten mit der Vertiefung in das Gesetz steige, ist die unerschütterliche Grundlage geworden für die Entwickelung des Judenthums, des religiösen, geistigen Schaffens in Israel. Denn das Vorhandensein eines Gesetzes erfordert naturgemäß das Erforschen und Ergründen desselben. — Ehe jedoch daran gedacht werden konnte, sich in die Lehre Mosis zu vertiefen, mußte das Volk selbst vor allem für das Fünfbuch gewonnen werden, in ihm sein kostbarstes Gut, sein Heiligthum zu lieben, für das es bereit sei, Habe und Leben zu opfern. Die Begeisterung, die Priester und Leviten ergriffen hatte, durfte erst dann von wirklichen Erfolgen sprechen, wenn es ihr gelungen war, die Massen zu ergreifen. Dieser stillen, in die Tiefe gehenden Arbeit widmeten sich zu allererst die Priester und nach ihnen die Schriftgelehrten, die mittels der, wahrscheinlich von Esra angeordneten, Sabbatvorträge, das Volk zu Thora und Gottesfurcht führten. Wie langer Zeit es bedurfte, bis die Gesetze Mosis Volkseigenthum wurden, die Vorschriften der heiligen Bücher von der Gesammtheit als ein Bestandtheil ihrer selbst, als unzerreißbar eins mit ihr betrachtet, Verehrung bei allen Schichten der Bevölkerung gefunden haben, läßt sich nicht genau bestimmen. Der erste Schriftgelehrte, von dem uns die Überlieferung wenigstens den Namen erhalten hat, Antigonus aus Socho, zugleich der erste jener 5 Paare, die der Tradition nach von 200 v. Chr. bis 10 n. Chr. die Präsidialgewalt zu Jerusalem innehatten, ist

zwar den späteren Geschlechtern auch nur durch seinen großen Sittenspruch in Erinnerung geblieben, der da lautet: „Seid nicht wie die Knechte, die ihrem Herrn dienen, um Lohn zu empfangen, sondern gleichet denen, die ihrem Herrn dienen, um keinen Lohn zu erhalten; es sei die Ehrfurcht Gottes über euch", dennoch ist die Annahme berechtigt, dass mit dem Jahre 200 v. Chr. die Lehren Mosis dem Volke schon Fleisch und Blut geworden waren. Die kommenden 2 Jahrhunderte giengen erst daran, neue Gesetze zu schaffen und aus dem heiligen Texte abzuleiten, welches Bemühen in den Parteiungen der Pharisäer und Sadducäer seine scharfe Prägung erhielt. Aber auch dieser Epoche galt als vornehmste Aufgabe noch nicht die Ausdehnung des Gesetzes, ihr Ziel war darauf gerichtet, die Traditionen, Sitten und Gebräuche, die von altersher im Schwange waren, die Opfergesetze und Ceremonien, die Normen und Satzungen bei Festen und Fasten, die seit Jahrhunderten als Erbgut uralter Zeiten besonders von den Priestern treu bewahrt und heilig gehalten wurden, zu sammeln und, wo es nur angieng, mit einem Bibelverse zu begründen, dadurch für alle Zeiten zu sichern. Seite an Seite mit diesem Bestreben gieng die Sorge um die sittliche Erziehung des Volkes, die noch aus jener Thatsache hindurchschimmert, daß bis Hillel und Schammai die Überlieferung nur die ethischen Lehrsätze der Schriftgelehrten als Wahrzeichen ihrer Thätigkeit uns aufbewahrt hat. Die Wendung im Gesetzesstudium, damit auch im religiösen Leben, tritt mit Hillel ein, dem Begründer der selbstständigen Gesetzesforschung. Wieder mußte es ein Babylonier sein, der das Leben unter dem Gesetze zu mächtiger Entfaltung führte. Wie Esra der Hüter des ersten geschriebenen Gesetzes, der Thora, wurde, so ward Hillel der eigentliche Grundsteinleger für den zweiten Bau, der Erste, dem das zweite geschriebene Gesetz, Mischna und Talmud, seine Entstehung verdankte. Bis zu Hillels Zeit war der Satz „Halocho le-Mosche mi-Sinai", „Es ist ein Gesetz, dem Moses vom Sinai gegeben" der maßgebendste, um jeden Widerspruch zu bannen. Als er selbst im Lehrhause zu Jerusalem in einer Streitfrage die Entscheidung durch Verse und logische Schlüsse herbeiführen wollte, fand er

kein Gehör, erst auf seine Behauptung hin, er habe sie von seinen Lehrern Schemaja und Abtalion übernommen, wurde seine Lehre als die richtige anerkannt. Bis Hillel bestand ein Traditionsjudenthum im heiligen Lande, in den Überlieferungen des Tempels, der Priesterschaft, des Volkes wurzelnd, Hillel gab ihm die wissenschaftliche Vertiefung und Erweiterung. Er forderte rationelle und biblische Begründung der Tradition, wie auch aller neuen Satzungen. Zu diesem Behufe stellte er sieben Regeln, Normen, auf, mit deren Hülfe allein man Gesetze geben könne, die allein die Lehrer ermächtigen sollen, das religiöse Gesetz auszubauen und den durch die Zeitverhältnisse gebotenen neuen Vorschriften autoritäres Ansehen zu verschaffen. Das Lehrhaus, nicht das Volksleben, wurde der Nährboden des religiösen Lebens; das Gesetz, das einst aus dem Volke heraus, wenn auch von ihm vergessen, zu den Gelehrten seinen Weg fand, mußte jetzt den umgekehrten Pfad wandeln, mußte von den Sitzungen der Gelehrten hinaus ins dornige Leben. Und es war wirklich ein dorniges Leben, das der Gelehrten harrte. Das Volk gieng nicht ohne Widerspruch auf die Intentionen des Lehrhauses ein. Wenn wir im Jahre 90 v. Chr., unter den letzten Hasmonäerfürsten, das Volk Schulter an Schulter zu seinen pharisäischen Lehrern stehen sehen, so bemerken wir um 90 n. Chr. einen Hass der Masse gegen den Gelehrtenstand, der unsere Verwunderung erweckt und der hauptsächlich dadurch sich erklären läßt, daß die Menge die Häufung des Gesetzes nicht allsogleich gutheißen mochte, ja ihr offenen Widerstand entgegensetzte. — Allzulange währte er allerdings nicht. Die edlen Gestalten, die zum Ruhme des Judenthums Leiter der Schulen im ersten und zweiten Jahrhunderte n. Chr. waren, brachen bald jeden Widerstand; die selbstlose Hingebung wahrhaft göttlicher Männer, wie R. Jochanan ben Sakkai, R. Akiba, R. Josua, ließ das Volk bald erkennen, daß es nichts Besseres thun könne, als diesen Heroen Folge leisten, und schon R. Akiba konnte um einen großen Schritt in der Gesetzesvertiefung weiter gehen, er durfte mit seinem Lehrer sprechen, jeder Buchstabe in der heiligen Schrift wolle etwas bedeuten, eine neue Lehre verkünden. — Die ethische Verinnerlichung gieng

bei dieser Thätigkeit keineswegs verloren. Nur scheinbar nahm sie im Lehrhause nicht die erste Stelle ein. Sie war so selbstverständlich, war so Gemeingut des Volkes geworden, daß die Lehrer getrost sie der Kanzel überlassen konnten, den pupulären Vorträgen, die mit sinnigen Erzählungen, Parabeln sich schmückend, das Volk geistig und sittlich erzogen.

Haben wir so den äußern Gang der religiösen Entwickelung des Judenthums von ca. 430 v. Chr. bis 200 n. Chr. in seinen Umrissen gezeichnet, gleichsam die Grenzpfähle abgesteckt, in denen sich das geistige Leben bewegte, wollen wir jetzt das innere Gewebe dieses Lebens bloslegen, seine Pfade, Kämpfe, Ziele und Mittel kennen lernen.

Wie die heilige Schrift selbst drei Wege einschlägt, um das Volk religiös-sittlich zu erziehen: die Ordnung des Rechts, die Unterwerfung des Genußlebens unter die Religion und die religiös-sittlichen Erzählungen, so folgt auch das Studium der heiligen Schrift diesen Bahnen, und die Lehrer Israels sind Rechtsgelehrte, umgeben das Leben und durchziehen es mit dem religiösen Gesetze und schmücken mit ihrer Philosophie und ihren religionsphilosophischen Phantasien die Erzählungen der Bibel in ihren Vorträgen aus. Die Lehrthätigkeit, die anfangs den gemeinsamen Namen „Midrasch", „Erklärung", trägt, theilt sich in die Lehren über die Religions- und Rechtsgesetze, die man „Halacha", d. h. „was gang und gebe ist", nennt und in die religiöse Belehrung Israels auf Grundlage der biblischen Erzählungen, welche „Haggada", d. h. „was erzählt wird", genannt wird.

Die Lehrer Israels, welche Männer waren das? aus welchen Schichten der Bevölkerung erhoben sie sich zu Führern der Gesammtheit? Die Berufenen hiezu waren allerdings die Priester, denen Esra und Nehemia die Thora übergaben, sie zu pflegen, zu verbreiten. Aber auch hier zeigte sich, wie so oft in der Geschichte, daſs religiöse und weltliche Macht vereint, Verderben der Religion bringt. Die Priester, denen Esra und

Nehemia zugleich die Zügel der Regierung übergaben, fanden bald an der Politik mehr Gefallen, als an der Religion, was zur Folge hatte, daß sie, um die Herrschaft zu behalten, dem griechischen Unwesen dienten, ihm Vorschub leisteten, die Religion vernachlässigten. Zum Glücke rückten die aus dem Laienstande hervorgegangenen Schriftgelehrten vor, bestiegen die von den Priestern verlassenen Lehrkanzeln, um das Volk zur Treue und Hingebung für die Religion zu ermahnen. — Als die Priester ihre Macht langsam abbröckeln sahen, als sie bemerkten, daß ihr Ansehen schwinde, stellten sie sich in ihrer Eifersucht zu den Schriftgelehrten in Gegensatz, denn wenn auch diese Männer aus dem Volke die Priester in ihren hohen Stellungen beließen, ja sogar auf den Opferdienst und die Zehntabgabe das größte Gewicht legten, so konnten die Priester den Verlust des Einflusses ihrer Macht nie verschmerzen. — Der so durch der Priester eigenes Verschulden hervorgerufene persönliche Gegensatz erstreckte sich mit der Zeit auch auf die Sache selbst: Die Priester waren mit vielen Lehrfolgerungen der Schriftgelehrten nicht einverstanden, viele neue Gesetze wollten sie nicht anerkennen. Um nur eines hervorzuheben, standen sie in Bezug auf die Auffassung über das Jenseits auf negativem Standpunkte. Vielleicht um den Vorwürfen zu entgegnen, daß sie für die Vertiefung des Gesetzes nichts leisteten, stellten sie die These auf, ihre Aufgabe wäre das Ererbte treu zu erhalten, was sonach in der heiligen Schrift nicht ausdrücklich stehe, oder nicht alte heilige Tradition wäre, sei abzulehnen. So also auch die Auferstehung, da sie die heilige Schrift nirgends erwähne. In Wirklichkeit aber war der Hauptgegensatz zwischen Priestern und Schriftgelehrten die Politik. Die Gelehrten legten auf den unabhängigen Staat kein großes Gewicht, sie erhofften und ersehnten ihn, aber nur durch göttliche Fügung, die sie durch Erhaltung und Verschärfung der religiösen Gesetze sich geneigt machen wollten. Die Priester aber wußten, daß ihre Macht ohne Staat verloren gehe, darum war ihr höchstes Streben auf die Erhaltung des Staates gerichtet. Diese Priestergarde nannte sich nach dem Hohenpriester Zadok — Sadducäer und gab den Schriftgelehrten den Namen — Pharisäer, von Peruschim, d. h. Separatisten. Der Zeitpunkt, mit welchem

die gegensätzlichen Anschauungen in offene Fehde übergiengen, ist nicht genau zu bestimmen, ausgefochten wurde der Kampf unter den Makkabäerfürsten. Johann Hyrkan, nach außen der mächtigste Herrscher dieser ruhmreichen Dynastie, war der erste Fürst, der persönlich an den Parteiungen theilnahm. In seiner persönlichen Ehre von einem pharisäischen Gelehrten verletzt, wendete er seine volle Gunst den Sadducäern zu, die Pharisäer aus allen Ämtern und dem Synhedrion verdrängend. Noch viel parteiischer mischte sich in diese religiös-politischen Reibungen der König Jannai, indem er an dem berühmten Wasserschöpfefest am Schlusse des Laubhüttenfestes verächtlich diesem pharisäischen Volksfeste begegnete. Als darauf die aufgeregte Menge mit den Ethrogfrüchten nach ihm warf, schritt Jannai zu Gewaltmaßregeln, ließ die Häupter der Pharisäer gefangen nehmen und verfolgen. Die kluge Königin Salome jedoch, die sah, wie das gesammte Volk auf Seite der Peruschim stand, gab jede Opposition gegen den Volkswillen auf, versöhnte sich mit den Führern der Pharisäer, ertheilte den Geflüchteten volle Amnestie und öffnete ihnen die Thore des Synhedrions. Seit der Regierung Salomes vermochten die Sadducäer nicht mehr, den verlorenen Posten wieder zu erobern, selbst die antipharisäische Herrschaft der Herodianer konnte an dem Niedergange nichts mehr ändern; im Gegentheil, das Volk, das Herodes fanatisch haßte, schloß sich noch inniger den Pharisäern an, folgte blindlings ihren Anordnungen und nahm begeistert Antheil an ihren religiösen Bestrebungen, denen das Judenthum nicht nur die erste Ausgestaltung des mündlichen Gesetzes, sondern auch die Kanonisierung der heiligen Schrift und die Vertiefung der Morallehre zu danken hat. — Denn es ist selbstverständlich, daß die schriftstellerische Thätigkeit nicht einen Augenblick in Palästina vollständig stille stand. Dichtung und Geschichte, religiöse Gesänge und Sprüche wurden auch nach Esras Zeiten geschrieben, verbreitet und gerne gelesen. Häufig jedoch kam es vor, daß unter dem Deckmantel der hebräischen Sprache, oder irgend eines beliebten Namens Bücher unter das Volk gebracht wurden, die gerade nicht den Zweck hatten, den jüdisch-religiösen Geist zu fördern. Man gieng daher daran, jene Bücher zu fixieren, denen außer dem Pentateuch eine gewisse

Heiligung entgegengebracht werden durfte, das heißt, es wurden die Schriften bestimmt, die fortan kanonisch, einzig maßgebend und autoritativ, sein sollten; der Kanon der heiligen Schrift, wie wir ihr heute haben, ist ein Werk der makkabäischen Gesetzeslehrer. Doch nicht allein die Pflege des Gesetzes war Aufgabe dieser Zeit, in der Entwickelung der Morallehre hat sie nicht minder Bewundernswertes geleistet, die Sentenzen und Sittensprüche der Schriftgelehrten dieser Epoche, welche die talmudische Tradition unter dem Namen „die Paare" verehrt, sind das Fundament nicht nur der jüdischen, sondern auch der christlichen Ethik geworden und die sinnigen Worte der Apostel sind nur eine Wiederholung, oder Fortsetzung der „Sprüche der Väter", der Paare der makkabäischen Heroenzeit. Gewiß, fanden sich auch unter den Pharisäern Heuchler und Doppelzüngige; wenn aber heute „pharisäisch" und „heuchlerisch" gleichbedeutend ist, so ist das ein ungerechtes Ergebnis der einseitigen Auffassung des neuen Testamentes, wie ja in unserer Zeit die Worte „jesuitisch" und „falsch" auch vielfach unverdient einander decken. Eine Partei, die imstande war, die Macht der Sadducäer zu brechen und die treue Liebe der Gesammtheit sich zu erwerben, kann wohl in ihren Auswüchsen, aber nicht in ihrem Kerne falsch sein. Haben doch die Pharisäer noch eine dritte Partei, die anfänglich über keinen geringen Anhang verfügte, spielend besiegt: die Essäer. Überfromme Menschen, die bekümmert sahen, wohin der Hellenismus die Juden führte, suchten das Heil, die Rettung des Judenthums in der vollkommenen religiösen Abschließung zu finden. Man soll sich nicht um Staat, nicht um Familie kümmern, sondern ein beschaulich-verschlossenes Leben führen; nicht nach Erwerb suchen, nicht nach Gesellschaft, sondern einzig und allein durch die sorgfältigste levitische Reinheit, durch Sich-versenken in die religiösen Gedanken das Aufgehen in Gott bis zur prophetischen Verzückung erheben, um dadurch Wunder zu wirken und zu schauen, Kranke zu heilen, Blinde in Sehende, Lahme in kraftvoll Gehende umzuwandeln. Auch diese Partei konnte sich dem lebenskräftigen Pharisäismus gegenüber nicht halten, verschwand bald aus der Judenheit, um im Christenthume eine dauernde Zufluchtsstätte zu erhalten.

Der Sieg der Schriftgelehrten über die zwei anderen Parteien hatte zur natürlichen Consequenz eine erhöhte Lehrthätigkeit. Wenn Kenntnis und Ausübung des Gesetzes oberste Norm sind, so muss dafür Sorge getragen werden, dass dieses Gesetz auch ordentlich gelehrt und jedermann zugänglich werde. Es wurden sonach im ganzen Lande Schulen errichtet, die das Gesetz zu lehren hatten, Familie und Synagoge waren dann berufen, das in den Schulen Gelehrte zum Gemeingute des gesammten Volkes zu machen. Mit welchem großen Erfolge dies geschah, ersehen wir aus Mittheilungen des Josephus und des Philo. Josephus schreibt in seinem Buche „Contra Apionem": „Wen von uns man nach dem Gesetze früge, der würde leichter alle hersagen als seinen eigenen Namen. Da wir sie vom ersten Bewusstsein an erlernen, haben wir sie in unseren Seelen wie eingegraben; und selten ist ein Übertreter, unmöglich die Abwendung der Strafe." Philo wieder sagt in der „Legatio ad Gaium": „Da die Juden ihre Gesetze für göttliche Offenbarungen halten und von frühester Jugend an in deren Kenntnis unterwiesen sind, so tragen sie das Bild des Gesetzes in ihrer Seele". Es gab aber auch im ganzen Lande keine Stadt, die nicht eine Schule oder mindestens einige Gelehrte in ihrer Mitte hatte. Der Gegenstand des Unterrichtes in den Schulen war ausschließlich das Gesetz; zweifellos wurde auch das Wissen des Auslandes mit hineinbezogen, besonders in den höheren Schulen zu Jamnia, Uscha und Tiberias, jedoch immer nur vorübergehend, wo es unentbehrlich war, und immer nur in Bezug auf das Gesetz. — In den ersten Jahrzehnten war es verboten, das Gesetz niederzuschreiben, alles musste dem Gedächtnisse allein eingeprägt werden, da man es vermeiden wollte, neben der heiligen Schrift noch ein zweites schriftliches Gesetz zu schaffen; im Laufe der Zeit jedoch sammelte sich die mündliche Lehre so gewaltig an, dass es unmöglich wurde, mit der mündlichen Überlieferung auszukommen. Infolge dessen legten sich verschiedene Gelehrte Privatsammlungen der Gesetze an, bis schließlich R. Jehuda-ha-Naſi, Schuloberhaupt in Palästina gegen Ende des zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr., den Entschluss fasste, die zu seiner Zeit anerkannte mündliche Lehre zu sammeln und gleichsam ex offo herauszugeben. Er

benützte hiezu alle vorhandenen Privatsammlungen und schuf auf diese Weise ein Handbuch, das in kürzester Zeit zu Ansehen und allgemeiner Anerkennung gelangte. Dieses Werk, das ziemlich unverändert uns erhalten geblieben ist und noch heute wie vor zwei Jahrtausenden studiert wird, heißt „Mischno“, „die Mischna“, d. h. „die Lehre“.

Bis zur Herausgabe der Mischna durch R. Jehuda-ha-Nasi war der Hauptsitz der jüdischen Gelehrsamkeit in Palästina. Zwar gab es auch einzelne Gelehrte in Rom, in Egypten und besonders in Babylon, dessen Juden in allerinnigster Verbindung mit dem heiligen Lande geblieben waren, aber sie bildeten keine eigenen Schulen. Erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts trat die Nothwendigkeit ein, Schulen zum Studium des Gesetzes auch in Babylon zu errichten, wo es hauptsächlich die Städte Neharbea, Sura und Pumpedita waren, in denen später das Studium des Gesetzes zu ungeahnter Höhe sich emporgeschwungen hatte.

Mit der Gründung der babylonischen Lehrhäuser war aber auch der baldige Untergang der palästinensischen Schulen besiegelt. Der verödete Boden Palästinas bot für einen Zuzug von Familien keine Gelegenheit. Im Gegentheil, immer größer ward die Zahl derer, die aus Palästina, aus den dürftigsten Verhältnissen herausstrebend, nach dem Auslande zu den Glaubensgenossen, die in Wohlstand lebten, wanderten. Nur solange R. Jehudas palästinensischen Schüler lebten und lehrten, pilgern noch babylonische Jünger zu diesen Epigonen des großen Meisters. Nach Ableben jener Männer versiegt die Lehre in Palästina, um in Babylonien neu emporzuquellen.

Mit derselben Methode wurde das Studium in Babylon fortgesetzt, mit der es in Palästina gepflegt wurde, und trotzdem mit wesentlicher Verschiedenheit. Während vor der Herausgabe der Mischna nur die Thora als unabänderliches Gesetz, als Kanon, betrachtet wurde, galt jetzt die Mischna ebenfalls als kanonisiert, als schriftliche Lehre, und die neu erstandenen religiösen Gesetze mußten nunmehr nicht nur aus der heiligen Schrift, sondern auch aus der Mischna abgeleitet werden und durften auch zu dieser nie im Gegensatze stehen. Hier zeigte sich aber sofort die

Schwierigkeit. R. Jehuda hatte in seine Mischna nur einen Theil jener Lehren aufgenommen, die im Laufe der verflossenen zwei Jahrhunderte in den verschiedenen Schulen überliefert wurden. Nahm er auch vielfach das Allerwichtigste auf, so kam es doch vor, dass er vieles fallen ließ, was anderen wichtig erschien; anderseits wollte man auch das Unbedeutende nicht der Vergessenheit anheimgeben. Infolge dessen sehen wir bald nach der Herausgabe der Mischna andere Sammlungen erstehen, die zwar nicht kanonisiert wurden, aber doch allgemeine Wertschätzung und Verbreitung genossen. Die größte dieser Sammlungen heißt „Tosefta" (Zusätze), der sich noch mehrere anschlossen: „Mechilta" — eine Halachasammlung zum 2. Buche Mosis; „Sifra" — zum 3. Buche; „Sifré" — zum 4. und 5. Buche Mosis. Sämmtliche Sammlungen, die in die Mischna des R. Jehuda nicht aufgenommen wurden, erhielten den gemeinsamen Namen, „Barajta" (draußen gebliebene Lehren). Da nun gar häufig diese draußen gebliebenen Traditionen den Lehrsätzen der Mischna widersprachen, hie und da sogar dem Bibelverse, betrachteten die nachmischnischen Gelehrten als ihre Hauptaufgabe, die Widersprüche zu lösen und auszugleichen. Das erforderte viel Disputieren, denn sowohl die Vertreter der Mischna, wie die der Barajta suchten alle möglichen Argumentationen für und wider hervor, bis schließlich die Mischna Recht behielt; manchmal jedoch fiel die Entscheidung trotz der der Mischna gezollten Ehrerbietung zu Gunsten der Barajta aus, ein anderesmal blieb das Endresultat in Schwebe. — Während also die Mischna sich zumeist nur mit der Ableitung der neuen Gesetze aus der Bibel und mit deren Hineininterpretierung befasste, legen die späteren Generationen das Hauptgewicht nicht allein auf die Vertiefung der Gesetze, sondern noch viel mehr auf die Auseinandersetzung der Widersprüche zwischen Mischna und Barajta. — Ebenso ergeht es den Sagen, historischen Erinnerungen, der Haggada. R. Jehuda, der ein Gesetzbuch schaffen wollte, konnte ihr keinen weiten Spielraum bieten. Die nachmischnische Zeit wollte aber auch davon so viel als nur möglich behalten, ihr galten die Sentenzen, Legenden, Fabeln, die verschiedenen Aussprüche über Länder und Völker, über Cultur und Sitte für kostbar genug,

um sie den Nachkommen zu erhalten. — Die späteren Schulen in Palästina und Babylon beschränkten eben ihre geistige Thätigkeit nicht nur auf die Mischna, den Kanon der mündlichen Lehre, sondern zogen alles, was von der Tradition nur vorhanden war, in den Bereich ihrer Vorträge, vergleichend, ausgleichend und erweiternd.

Um diese neue Wendung und colossale Bereicherung des dogmatischen Religionsgesetzes auch äußerlich zu kennzeichnen, nannte man die Gelehrten des mischnischen Zeitalters „Tannaim“, „Lehrer“, die der nachmischnischen Zeit dagegen „Amoraim“, „die Sagenden“, d. h. die nur nachsagten, was sie aus der Mischna und Barajta schöpften. — Ein weiterer Unterschied zwischen vor- und nachmischnischer Zeit ist in den verschiedenen Culturen zu finden, welche diese Zeit beeinflußten. Bis zum Abschlusse der Mischna standen die palästinensischen Gelehrten in der Philosophie, Rechtswissenschaft, Medicin, wie auch im alltäglichen Leben unter dem nicht zu bannenden griechischen und römischen Einflusse, wogegen die babylonischen Gelehrten persische und babylonische Sitten, Gedanken und Wissenschaften einführen. Einen großen Raum gewinnt jetzt die Astronomie und einen noch größeren die Astrologie und der Aberglaube. So finden wir in den Schulvorträgen zu Babylon eine wahrhaft babylonische Vermengung von Griechischem mit Persischem, Römischem mit Babylonischem. Hauptzweck bleibt natürlich auch dieser Zeit das Religionsgesetz und seine Entwickelung. Als schließlich diese Entwickelung Dimensionen annahm, die das Gedächtnis nicht mehr beherrschen konnte, und auch politische Wirrungen das ungestörte Studium erschwerten, entschlossen sich mehrere Gelehrte gegen Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr., das aufgehäufte Material zu sammeln und herauszugeben, zumal ihnen die Gelehrten in Palästina mit einer ähnlichen Arbeit schon den Weg vorgezeichnet hatten. Diese Sammlung, welche mit wenig System alles aufnahm, was in den babylonischen Schulen vom 3. bis zum 5. Jahrhundert gelehrt und gesagt, debattiert und tradiert wurde, und zwar, nicht inhaltlich allein, sondern die Debatten selbst, wie ein stenographisches Protocoll, untermengt mit Erzählungen, historischen Erinnerungen, Sagen und Legenden, heißt

„Talmud", „die Belehrung", oder „Gemara", „die Vollendung". Beide Talmude sind uns erhalten geblieben. Der jerusalemische allerdings nur in Bruchstücken, der babylonische aber vollständig.

Das Prinzip der amoräischen Hochschulen haben die Sammler und Redacteure des Talmuds vollständig beibehalten. Wie den Amoräern der unbedeutendste Ausspruch der Tannaiten und später ihrer amoräischen Vorgänger Wert genug besaß, um nicht der Vergessenheit preisgegeben zu werden, wie sie mit inbrünstiger Liebe alles, was ihnen über die Vorzeit zu Gehör kam, ihren Schülern mittheilten, so haben die Sammler mit sclavischer Treue alles, was sie mündlich tradiert und schriftlich aufgezeichnet fanden, in die Sammlung aufgenommen. Fügen wir hinzu, dass die Gelehrten in Palästina und Babylon als Träger der jüdischen Politik zugleich mitten im culturellen, wissenschaftlichen und politischen Leben ihrer Zeiten und Staaten standen, mit all' dem sich aufs lebhafteste beschäftigten, wird es uns bald klar, dass der Talmud nicht allein eine Sammlung der jüdischen Gesetze und Morallehren, sondern des ganzen jüdischen Gedankenlebens ist, zugleich eine wahre Encyklopädie der Wissenschaft und der Cultur des Alterthums; er gibt Aufschluss über alle Disciplinen, die im Alterthume gelehrt wurden, bietet für die Erforschung der Sitten und Gebräuche jener Zeiten unentbehrliches Material, ja selbst politisch bietet er zweifellos manches, das heute in Folge der Unkenntnis der damaligen politischen Zustände noch unbenutzt und unverstanden, darum, häufig belächelt, leblos seiner Auferstehung und Bestätigung noch entgegensieht. Für die Judenheit ist das Verdienst dieses Werkes unermesslich. Der Talmud allein hat die Juden der kommenden Zeiten davor bewahrt, zum erbärmlichsten Helotenthume herabzusinken. Wie die Schnecke ihr Haus, so trug die Judenheit ihre Universität, ihren geistigen Schatz, den Talmud, immer mit sich. Waren die Juden auch im Mittelalter von allem abgeschlossen, der Talmud gab ihnen ihre eigene Philosophie, Medicin, Astronomie, Mathematik, Sprachwissenschaft, ihre eigene Sittenlehre und ihren eigenen Aberglauben, die sie unter sich pflegten und fortentwickelten; der Talmud eröffnete den Juden

eine Welt, die sie moralisch und geistig auf einer Höhe erhielt, die alle Schmach der Erniedrigung und deren Consequenzen paralysierte. Dass die Juden geistig und moralisch ungeschwächt aus dem Elende der Jahrhunderte hervorgiengen, danken wir dem Talmud. Mit Abschluss dieses monumentalen Werkes war das Ziel, das sich vor nahezu 1000 Jahren Esra und Nehemia gestellt hatten, vollständig erreicht. Welche Umwälzung seit den Mahnreden des Propheten Jeremia! Keine Cultur vermag auf einen so durchgreifenden Erfolg hinzuweisen, wie sich die jüdischen Gottesmänner am Schlusse des 5. Jahrhunderts mit ihm brüsten durften: aus dem vor einem Jahrtausende heidnischen Unsitten fröhnenden Volke ist ein wahres Gottesvolk geworden, geworden durch die consequente Durchführung des von Esra aufgestellten Principes der nationalen und religiösen Isolierung, durch zähes Festhalten an dem Gedanken, Israel habe auf Erden nur die eine ideale Aufgabe: in der Thora zu forschen, ihre Gesetze zu verstehen und auszubauen. Mit einer Kraft, die nur religiöse und nationale Begeisterung verleihen kann, brachte es Israel zu Wege, der griechischen und römischen Cultur Trotz zu bieten und beide, aus seinem Lande wenigstens, siegreich hinauszudrängen. Und in Egypten und Rom stürzte sich das abfallende Judenthum keineswegs in den Lasterpfuhl des Heidenthums, sondern führte dieses dem Christenthume entgegen. So hat Judäa sich selbst erhalten und zugleich eine neue Weltcultur geschaffen: ein Verdienst, das kein zweites Volk des Alterthums für seine Geschichte in Anspruch nehmen kann.

Fünfter Abschnitt.

Die Redaction des Talmuds und die bedeutendsten Tannaiten und Amoräer.

Die Redacteure des Talmuds haben die Eintheilung, welche R. Jehuda-ha-Nasi seiner Mischna gegeben hat, vollständig beibehalten, und ist dieselbe die folgende: In 6 Haupteintheilungen (Sedarim = „Ordnungen") zerfällt das ganze große Material. Jeder Seder hat eine Anzahl Tractate, jeder Tractat eine Anzahl Capitel und jedes Capitel besteht aus mehreren Paragraphen. — Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit den Gebeten und Benedictionen, ferner mit dem Landbau, den Feldfrüchten und Saaten. Da dieser zweite Theil der halachisch für Palästina ungleich wichtigere ist, wird die ganze Ordnung nach ihm „Saaten" benannt. — Die zweite Ordnung behandelt alle religiösen Feiertage und heißt „Feste". — Die dritte Ordnung ist eine Sammlung der verschiedenen Eheschließungs- und Ehescheidungsnormen und heißt „Frauen". — Der Inhalt der vierten Ordnung ist das Civil- und Criminalrecht, sie führt daher den Namen „Schäden". — Ueber Opfer und Geweihtes spricht die fünfte Ordnung und wird darum „Heiliges" genannt. — Die sechste Ordnung beschäftigt sich mit den rituell unreinen Personen und Gegenständen und heißt euphemistisch „Reines".

Fünf Generationen hindurch entfalteten die Tannaiten ihre Lehrthätigkeit, bis diese nach der Redaction der Mischna in einem neuen Lande neue Stätten sich schuf und auch neue Bahnen einschlug. Die erste Tannaiten-Generation beginnt mit Hillel, dessen tiefeinschneidende Bedeutung für das Gesetzesstudium wir schon kennen gelernt haben (S. 43 f.). Ein geborener Babylonier,

kam er früh nach Palästina, wo er sich eifrig der Gesetzeskunde widmete. Er soll vom Hause aus sehr arm gewesen sein, so dass er gezwungen war Taglöhnerarbeiten zu verrichten, um nur sein dürftiges Auskommen zu finden. Offenbar infolge der blutigen Verfolgungen der pharisäischen Gesetzeslehrer durch die Sadducäer im letzten Jahrhunderte v. Chr. wanderte er wieder in seine babylonische Heimat zurück, die er jedoch abermals verließ, um in Jerusalem dauernden Aufenthalt zu nehmen, wo es ihm in kurzer Zeit gelang, die Würde des Schuloberhauptes zu erreichen, von welchem Platze aus er eine überaus segensreiche und vielseitige Thätigkeit entfaltete. Die Zeit, in der Hillel lebte, war eine bewegte, stürmische, auch das religiöse Leben befand sich in voller Gährung. Auf der einen Seite starres, sadducäisches Festhalten an den religiösen Traditionen, ohne den Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen, auf der anderen Ausbau des religiösen Gesetzes. Und zwischen diese zwei Parteien keilte sich ein die üppig in die Halme geschossene Frucht des Hellenismus, der das Hauptgewicht auf den Glauben und die Moral legt und von den religiösen Formen immer mehr sich abwendet. Das Volk schwankt zwischen diesen drei Parteien, bald angezogen, bald abgestoßen. Es musste ein Babylonier sein, der nicht persönlich und nicht durch Familie irgendwie gebunden war, dem es gelingen konnte, den rechten Weg und die richtige Methode zu finden, um das Judenthum auf jene Bahn zu lenken, auf der allein es sich erhalten konnte. Der Charakter Hillels war für dieses Vermittlungsamt wie geschaffen: Sanftmuth und Leutseligkeit, Geduld und Bescheidenheit, Bedürfnislosigkeit und Wohlthätigkeit vereinigten sich in ihm mit Scharfsinn und seltener Kenntnis der Tradition. „Hillels Geduld“ ist sprichwörtlich geblieben bis auf unsere Zeit. Wie er an den ererbten Lehren streng festhielt, verstand er doch, der Zeit angepasste Gesetze zu geben, und verlieh neben dem Gesetze der Moral gleich hohe Anerkennung. Als einst ein Heide zu ihm kam mit dem Wunsche, ins Judenthum aufgenommen zu werden, jedoch die Thora binnen der Zeit gelehrt haben wollte, als er auf einem Fuße stehen könne, antwortete ihm Hillel: „Was dir unlieb ist, füge deinem Nebenmenschen nicht zu; das ist das ganze Gesetz, alles andere

ist seine Erklärung. Gehe und lerne!" So war sein einziges Ziel, durch Friedfertigkeit und Sanftmuth alle Parteien der Thora zuzuwenden. Das gelang ihm auch in seiner vierzigjährigen Amtsthätigkeit vollständig. Stets gerne bereit, dem Volke die Erfüllung des Gesetzes zu erleichtern, verstand er es doch, das Princip der Fortentwickelung der Tradition zu einem unverrückbaren für alle kommenden Generationen zu machen, und nicht unverdient hieß es über ihn: „Hillel in seiner Zeit war wie Esra in seiner Zeit". Er starb um das Jahr 10 n. Chr., eine stattliche Zahl Schüler hinterlassend, die seiner Lehrmethode treu anhiengen und darum „Beth Hillel", „das (Lehr-) Haus Hillels" genannt werden.

Im schroffsten Gegensatze zu Hillel, sowohl Charakter, als auch die Lehre betreffend, stand Schammai, der Zeit- und Amtsgenosse Hillels. Ihn zeichnete puritanische Strenge, unbeugsame Consequenz und Starrheit in der Lehre, aufbrausender Zorn und Heftigkeit in der Lebensart aus. Er war stets der herbe, strengere, der oft in so leidenschaftlicher Weise gegen die Milderungen Hillels auftrat, dass dieser sich gezwungen sah, gegen seine bessere Überzeugung dem Ansturme Schammais nachzugeben. Das Volk war natürlich auf Seite Hillels und bestrafte die Schroffheit des anderen damit, dass es über sein Leben nichts tradierte. Die von ihm gegründete Schule hieß „Beth-Schammai", „das (Lehr-) Haus Schammais." Nach dem Tode des versöhnlichen Hillel geriethen die beiden Schulen oft hart aneinander, und erst Jahrzehnte später fiel der Sieg endgiltig den Hilleliten und ihren Lehrsätzen zu.

Derselben Generation ist noch R. Jochanan ben Sakkai zuzuzählen, der für die Erhaltung des Judenthums von allergrößter Bedeutung und politisch zweifellos der verdienstvollste unter den Tannaim war. Eine schwere, sorgenvolle Zeit durchzuleben, ward ihm beschieden, und wenn es ihm gelungen war, als der rechte Mann zur rechten Zeit sich zu zeigen, so verdankte er diese Fähigkeit nicht zum geringsten Theile seinem Lehrer Hillel, dessen Sanftmuth und Friedensliebe, wie auch die fürsorgliche Beachtung der Zeit und Verhältnisse vollständig auf den Schüler übergegangen sind. Es war die Zeit der Zerstörung Jerusalems

durch Titus. R. Jochanan gehörte zur Friedenspartei und war bestrebt, die Zeloten zu beschwichtigen und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Als er sah, daß seine Vermittlung vergebens sei, ließ er sich in einem Sarge aus Jerusalem hinaustragen, um bei Titus Gnade für Recht zu erbitten. Wohl wies ihn Titus ab, doch eines erlaubte er ihm doch: die Synhedrialgewalt durfte den Gelehrten bleiben, die religiöse Freiheit blieb unbenommen, ebenso die Freiheit, Lehrschulen zu errichten. So gering diese doppelte Errungenschaft in den Augen des römischen Machthabers erschien, für das Judenthum war sie von unermeßlicher Tragweite. Der Verlust des zweiten Heiligthums barg eine noch weit größere Gefahr in sich, als vor Jahrhunderten der Untergang des Tempels, des salomonischen. Der Prophet Jeremias durfte auf die Gottlosigkeit Israels hinweisen, die bestraft werden musste, warum verdiente aber Gottes Heiligthum jetzt ein so trauriges Schicksal? Der Tempel war der Mittelpunkt des ganzen Lebens geworden, die Juden hatten kein anderes Streben, als ihre Religion zu pflegen, und doch die Zerstörung? Was soll aus dem großen Synhedrion werden, das nur im Tempel seine Sitzungen abhalten sollte, was aus den Opfern, aus den großen Wallfahrtsfesten? Diese Fragen mussten rasch beantwortet werden, denn schon zeigten sich die ersten Strahlen der neuen Lehre, die geradezu geschaffen war, ein an seinen Religionssatzungen verzweifelndes Volk zu trösten, die damals noch vollständig jüdisch, nur etwas weniger Gewicht auf verschiedene Cermonien zu legen begann. R. Jochanan war der Retter. Unbekümmert um Traditionen verkündete er, dass das höchste Tribunal Israels auch anderwärts die frühere Geltung habe, das Gebet das Opfer ersetze. Und thatsächlich übersiedelte nach der Zerstörung Jerusalems das höchste Gerichtstribunal nach Jabne, wo R. Jochanan ein Lehrhaus gründete, die trauernde Gemeinde mit folgenden Worten tröstend: „Meine Söhne! Ein Gottesaltar in Israel ist nicht zerstört, eine Versöhnungsstätte haben wir trotzdem, es sind die Liebeswerke. Gehet und übet sie gegeneinander!“ Er stellte Gebet und Wohlthun dem Opfergottesdienste gleich und verhinderte dadurch, dass die Verzweiflung ob der Zertrümmerung der

Opferstätte die Israeliten zum Abfalle führte. Ihm ist es auch zu danken, dass die Gerichtsbarkeit den Judäern belassen wurde und die religiöse Autorität ungeschmälert in der Hand des Synhedrions blieb. So ward R. Jochanan der Tröster und der Retter Israels geworden in einer Zeit, die den Bestand des Judenthums in seinem Innersten gefährdete. Er soll im Jahre 72 im hohen Greisenalter gestorben sein. — Mit R. Jochanan beginnt eine Epoche, in der die Tannaiten nicht nur Gesetzeslehrer und -Erhalter, sondern auch die Führer in der Politik für das kommende halbe Jahrhundert wurden. Die Hohepriesterwürde war geschwunden, die makkabäische und herodianische Dynastie ausgestorben, die Römer beließen Judäa nur die eigene Gerichtsbarkeit, und auch die nicht für alle Fälle, so kam es, dass das Synhedrion, der Führer des religiösen Lebens, zugleich der Vertreter Judäas gegenüber Rom wurde. Zwei schwere Pflichten hatte es zu erfüllen. Es sollte den blinden Zorn gegen Rom in Schranken halten und den innern Zwiespalt überklüften. Nicht nur dass die Kriegs- und Friedenspartei auch jetzt noch bestand, war die Autorität des Synhedrions so stark erschüttert, dass selbst die Gelehrten sich nicht wie früher vor seinen Beschlüssen beugten. Es that eine energische Hand noth, die imstande sein sollte, die schwankenden Elemente zu kräftigen, aber auch zu zügeln. Es kann als ein großes Glück des Judenthums betrachtet werden, dass diese schwere harte Zeit große Männer fand, die ihren Aufgaben vollauf gewachsen waren. Nach dem Tode des R. Jochanan ben Sakkai war es Rabban Gamliel, der Urenkel Hillels, der Führer des Synhedrions und des Lehrhauses wurde. Rabban Gamliel, um 10 n. Chr. geboren, genoß eine vorzügliche Erziehung, nicht nur im Gesetze, sondern auch in den griechischen Wissenschaften. Sein Vater schloß sich in den stürmischen Tagen des Aufruhrs der Kriegspartei an und wurde infolgedessen hingerichtet. Für Gamliel verwendete sich R. Jochanan ben Sakkai bei Titus, und es gelang ihm, das Leben dieses hoffnungsvollen Mannes zu retten. Gamliel zog mit seinem Lehrer nach Jabne, wo ihm später seine Ländereien zurückgegeben wurden. Er führte einen glänzenden Hausstand, pflegte griechische Kunst und Sprache und legte das höchste

Gewicht auf die Erfüllung des Sittengesetzes, selbstredend ohne die rituellen Satzungen auch nur im mindesten zu verletzen. Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit waren die Zierden seines Charakters. Nach dem Tode seines Meisters erhielt er unter Kaiser Domitian die Nassiwürde, wodurch er Versitzender des Synhedrions wurde, als welcher er sehr häufig politisch hervortreten musste. Er unternahm auch in Begleitung mehrerer Gelehrten zwei Reisen nach Rom, die eine, um ein Verfolgungsdecret des Senats unter Domitian gegen die Juden zu hintertreiben, die zweite unter Nerva, um eine Entlastung von dem schmachvollen fiscus judaicus zu erbitten. Als Leiter des Lehrhauses hatte er nur ein Streben: Einheit. Da eine von Gott eingesetzte und von allen anerkannte Autorität, wie es früher der Hohepriester war, fehlte, so lag die Gefahr der Zersplitterung sehr nahe. Jeder Gelehrte hatte eine andere Ansicht, jeder hatte seine Anhänger und Freunde, die für ihn eintraten und stritten, so dass es selten zu einer endgiltigen, autoritativen Entscheidung kam. Dieser Autoritätsmangel wäre ein Ruin des Judenthums geworden, in dieser Zeit, da Sectiererei und Verfolgung es auch so schon genug schwächten. Dem wollte Rabban Gamliel abhelfen. Mit eiserner Strenge hielt er an dem Majoritätsprincipe fest und ließ nicht zu, daß irgend ein Gelehrter nach Beschluss des Synhedrions gegentheilig handle. Um die Macht des Synhedrions zu stärken, beschränkte er die Erlaubnis zum Eintritt in das Lehrhaus, damit die Neigung oder Abneigung des Volkes den Ernst der Verhandlung nicht hindere. Durch seine unnachsichtige Strenge zog er sich jedoch viele Feinde und schließlich eine wohlgeordnete Opposition zu. Er verfügte, dass jeder, der sich dem Beschlusse der Majorität im Synhedrion nicht füge, dem Banne verfalle, und beendete damit die nicht enden wollenden Streitigkeiten zwischen Hilleliten und Schammaiten. Besonders hart traf die Strenge des Patriarchen den überaus beliebten R. Josua. Als Rabban Gamliel einmal den Neumond des Monates Tischri auf Grund der Aussage zweier Zeugen bestimmte, die R. Josua nicht für glaubwürdig genug hielt, musste dieser an dem Tage, an welchem nach seiner Berechnung der Versöhnungstag fiel, mit Stab und in Reisekleidern

zu Rabban Gamliel sich verfügen. Ein anderes Mal traf R. Josua eine Entscheidung, die dann vor das Synhedrion kam. R. Josua stimmte, offenbar, um den Präsidenten nicht zu erzürnen, einer Meinung bei, die seiner eigenen, früheren Entscheidung widersprach. Rabban Gamliel redete ihn jedoch hart an und sprach: „Du hast ja eine entgegengesetzte Entscheidung getroffen! Stehe auf, dass man gegen dich zeuge." Trotzdem, dass R. Josua offen seinen Irrthum dann bekannte und um Entschuldigung bat, musste er zu seiner Beschämung weiter stehen. Darüber waren nun die Gelehrten empört, und als ein nächstes Mal dem R. Jusua vom Präsidenten dieselbe Beleidigung widerfuhr, erhob sich ein solcher Sturm gegen Rabban Gamliel, dass er seine Würde als Vorsitzender niederlegen musste. Es wurde R. Elasar ben Asarja an seiner Statt gewählt und das Verbot des freien Eintrittes in das Lehrhaus, wie auch noch andere von Gamliel verordnete Zwangsmaßregeln noch am selben Tage aufgehoben. Wie sehr aber Gamliel seine Strenge unpersönlich nahm und nur der Einheit zu Liebe übte, geht daraus hervor, dass er sich weiter als einfacher Gelehrter an den Sitzungen betheiligte und den Majoritätsbeschlüssen Gehorsam entgegenbrachte. Ja, er that noch mehr. Um sich mit R. Josua auszusöhnen, suchte er ihn in dessen Hause auf. R. Josua war ein armer Nagelschmied, seine Wohnung war rauchgeschwärzt. Betroffen stand der reiche Rabban Gamliel da und rief: „Deinen Wänden sieht man es an, dass du ein Schmied bist." Gereizt antwortete ihm Josua: Wehe dem Geschlechte, dessen Führer du bist! Du kennst nicht die Noth der Gelehrten, wie sie ihre Nahrung sich verschaffen müssen." Gerührt sprach Rabban Gamliel: „Verzeihe mir, ich habe dir Unrecht gethan!" Als R. Josua dennoch schwieg und ihm die Hand nicht reichte, rief er aus: „Verzeihe mir aus Rücksicht auf die Ehre meines Vaters." Darauf reichte ihm R. Josua versöhnt die Hand. Die Nachricht von der Versöhnung der beiden Männer wurde mit Jubel aufgenommen, und R. Elesar legte sofort freiwillig seine Präsidentenwürde nieder, um sie wieder dem Rabban Gamliel einzuräumen. Derselbe nahm jedoch dieses selbstlose Opfer nicht an, worauf die Versammlung entschied, dass beide abwechselnd den

Vorsitz zu führen hätten. — Die Nachwelt beurtheilt das Vorgehen Rabban Gamliels milder und gerechter und läſst ihm die verdienstvolle Ehre, der bedeutendste Tanna der zweiten Generation gewesen zu sein.

Die dritte Generation bildet einen Markstein in der Entwickelung des Gesetzesstudiums, denn zwei mächtige Leuchten des mischnischen Zeitalters führen die halachische Exegese auf neue Bahnen und sammeln eine große Zahl von Schülern um sich. Es sind dies R. Jischmael ben Elischa und R. Akiba ben Josef. R. Jischmael war aus Galiläa gebürtig, ein Enkelkind des gleichnamigen Hohenpriesters, der von den Römern wegen Betheiligung am Kriege hingerichtet wurde. Angeblich soll unser R. Jischmael nach Rom in die Gefangenschaft geführt und später von R. Josua ausgelöst worden sein. Er war ein wohlhabender Mann, was ihm erlaubte, in einem kleinen Städtchen Südpalästinas ein eigenes Lehrhaus zu gründen, wo sich bald eine Reihe bedeutender Gelehrter um ihn scharte. Er war auch in der griechischen Sprache wohl bewandert und benützte sie häufig zur Erklärung schwieriger Bibelstellen. Als wohlthätiger und bescheidener Mann ward er von allen geehrt und geliebt. Sein Prinzip im Gesetzesstudium war der einfache Wortsinn, darum verhielt er sich ablehnend gegen die massenhaften Erschwerungen, die das religiöse Leben bedrohten, fand es auch lächerlich, aus jedem Worte der Bibel oder gar aus jedem Buchstaben irgend eine neue Halacha herauszutüfteln, und stellte als Regel den Satz auf: „Die Thora redet die Sprache der Menschen." Trotzalledem anerkannte auch er, daſs man in bestimmten Fällen aus dem Bibelverse Gesetze durch gewisse Schluſsfolgerungen ableiten könne, die sich aus dem einfachen Wortsinn nicht ergeben. Nur wollte er die Auslegungsart Hillels vor Zügellosigkeit bewahren, stellte daher 13 Regeln auf, welche als Erweiterung jener 7 Normen, die Hillel für die halachische Exegese aufgestellt hatte, diese befähigen können, in noch ausgedehnterem Maße autoritative Gesetze zu schaffen und aus dem Bibelworte zu folgern. Diese 13 Regeln R. Jschmaels behielten auch für die späteren Generationen volle Geltung. — Auch auf dem Gebiete der Haggada erwarb sich R. Jischmael große Verdienste.

Er erlebte die letzte große Empörung unter Hadrian, wie auch dessen Religionsverfolgungen und fand es für höchst nothwendig, das Volk zu trösten und aufzurichten, es besonders vor der Annäherung an das damalige Judenchristenthum zu warnen und in der treuen Liebe zur angestammten Religion zu befestigen. Für diesen großen Zweck fand er in der Haggada das beste Hilfsmittel, das er auch wirksam benützte, so zur Erweiterung und Entwickelung der Haggada viel beitragend.

Der vollste Gegensatz zu ihm war R. Akiba, ein politischer Zelot und im religiösen Leben der Verfechter der schrankenlosesten Gesetzesauslegung. Wohl galt auch ihm das Sittengesetz als das höchste, und der Satz des 3. B. M. 19/18 war auch ihm der Inbegriff der ganzen Thora. Trotzalledem stellte er die Erfüllung des Gesetzes vor die Gesinnung, die That vor das Wort. Die nachfolgende Zeit gab ihm Recht, denn das Judenthum ohne isolierendes Gesetz hätte sich gegen den Ansturm des Christenthums nicht erhalten können. Dass aber die Auslegung der Bibel für das religiöse Gesetz ganz maßlose Dimensionen annahm, geht mit seinen guten und schlechten Folgen auf die Initiative R. Akibas zurück. Ein Beispiel genügt zur Charakterisierung seiner Methode. Das „eth“ als Zeichen des Accusativs ist im Hebräischen eigentlich überflüssig, entfällt daher in der Bibel sehr häufig; wo es aber doch vorhanden ist, will es, sagt R. Akiba, auf etwas Besonderes hindeuten, denn die Bibel spricht eben nicht wie Menschen, sondern ist göttlich, und jeder Buchstabe in ihr will etwas lehren. — Auch die Haggada vernachlässigte R. Akiba nicht, er benützte sie häufig auf seinen großen Reisen, um Israel zu begeistern, zu trösten.

Der Lebenslauf R. Akibas ist vielfach von der Sage umsponnen. Als unwissender Hirte soll er bei einem reichen palästinensischen Gutsbesitzer angestellt gewesen sein. Die Tochter des Herrn liebte ihn und versprach ihm ihre Hand, wenn er sich dem Gelehrtenstande widmen wolle. R. Akiba, der, wie dazumal ein großer Theil der Masse, ein erbitterter Feind der stolzen und selbstbewussten Gelehrten war, gieng als Vierzigjähriger auf den Wunsch seiner Braut ein. Der Vater vertrieb sie natürlich aus seinem Hause, treu und redlich hielt aber die reiche Tochter bei ihrem Manne aus,

Armut und Elend jahrelang mit ihm theilend, bis er zur Größe und Anerkennung kam; ihre Haarflechten verkaufte sie, um Brot zu kaufen, und ein Bündel Stroh war ihr Nachtlager. So wartete sie auf ihren Gatten, der indes von einem Lehrhause zum anderen pilgerte, um eifrig zu lernen. Als er endlich heimkehrte, umgeben von 300 Schülern, kam ihm die Gattin in ärmlichem Gewande entgegen. Die Schüler wollten sie, die sie für eine Bettlerin hielten, verjagen, Akiba aber rief aus: „Machet Platz, denn alles, was ich bin und ihr seid, verdanken wir ihr.“ —

Tief erschütternd war das Lebensende R. Akibas. War es R. Jochanan und Rabban Gamliel auch gelungen, Israel religiös zu festigen und zu einigen, den Hass gegen Rom zu mildern brachten sie nicht zuwege. Wohl waren R. Josua, R. Ismael Friedensfreunde, das Volk und viele Gelehrten lechzten aber nach Rache und Freiheit. So war auch R. Akiba ein wilder Feind Roms, sah in Bar Kochba den zukünftigen Messias und schürte allenthalben mit der Glut seiner feurigen Rede die Empörung gegen Hadrian. Er unternahm große Reisen nach Egypten und den griechischen Inseln, um die da lebenden Juden zur Theilnahme an der Revolution zu bewegen, doch ohne Erfolg. Nachdem die Bar Kochba'sche Erhebung mit dem Falle der Stadt Bethar endgiltig niedergeschlagen war, wandte sich der Zorn Hadrians und seines Statthalters Titinius Rufus mehr gegen die Gelehrten, denen die Aufwiegelung der Massen in die Schuhe geschoben wurde, als gegen das Volk selbst. Zahlreiche Gelehrte wurden in den Kerker geworfen und die Rädelsführer unter furchtbarsten Qualen hingerichtet. Dies Los traf auch R. Akiba. Er wurde lebendig verbrannt. Das Schema mit fester Stimme rufend, hauchte er seine große Seele aus. Diesem seinen Schicksale noch mehr als seiner Gelehrsamkeit verdankt R. Akiba seine unerreichte Popularität, die ihn auch heute noch unvermindert umstrahlt und deren Glorie ihn bescheinen wird, so lange das Judenthum bestehen bleibt.

Die vierte Generation, die infolge der politischen Abspannung nach den hadrianischen Verfolgungsedicten auch im Gesetzesstudium von der Höhe der vorangegangenen zwei Generationen

herabgeglitten war, bietet uns doch die Gelegenheit, zwei hervorragende Vertreter der Mischna-Gelehrsamkeit kennen zu lernen: R. Meir und R. Schimon ben Jochai. — R. Meir, ein Schüler R. Jischmaels und R. Akibas, war seiner Beschäftigung nach Schreiber, in welchem Fache er so hervorragend war, dass die von ihm geschriebenen Pentateuchexemplare einen ganz besonderen Wert besaßen. Er eignete sich umfassende Bildung auch im Griechischen an und eine Gedächtniskraft, die ihn nie verließ. Trotzdem dass er Schüler R. Akibas war, konnte sich sein Geist mit dessen Methode doch nicht befreunden, und es war ihm ein Vergnügen, diese Theorie des öfteren ad absurdum zu führen, so dass man behauptete, R. Meir könne jede Bibelstelle auf 49 Arten auslegen und jedes „rein“ in „unrein“, wie jedes „unrein“ in „rein“ verwandeln. Mit dieser seiner Anschauung stand er jedoch völlig isoliert da, was ihm eine gewisse Unbeliebtheit beim Volke zuzog. Als Prediger dagegen und als Agadist war er sehr gerne gehört; er war auch Fabeldichter und liebte es, seine Aussprüche in sinnige Gleichnisse und Fabeln zu hüllen. Im Bewusstsein seiner Geistesschärfe vermied er es auch nicht, in Discussionen mit gelehrten Heiden sich einzulassen, wie ihn überhaupt eine gewisse Toleranz gegen Andersdenkende auszeichnete; ja, er pflegte sogar Umgang mit dem von allen geächteten, abtrünnigen Elischa Acher, der, in die hellenistische Philosophie verstrickt, vom Judenthum sich losgesagt hatte. R. Meir gerieth auch infolge der Schärfe seiner Kritik in Conflict mit dem damaligen Lehrhaus-Vorsitzenden und Synhedrialpräsidenten, der den überlegenen und spottsüchtigen R. Meir mit dem Banne bedrohte. Ob aus diesem Grunde, ist nicht bekannt, doch thatsächlich wanderte R. Meir nach Kleinasien, auch in Cappadocien und Babylonien treffen wir ihn an, und in Sardes, der Hauptstadt von Lydien, ereilte ihn der Tod. Seine Gottergebenheit bezeugt folgende Erzählung: Er hatte zwei Söhne, die, noch im jugendlichen Alter, an einem Sabbat in einen Brunnen fielen und ertranken. R. Meir selbst war nicht zu Hause und kehrte erst bei Sabbatausgang aus dem Lehrhause heim. Da trat ihm seine heroische Gattin entgegen und sprach: „Meister, ein Kleinod gab mir jemand zur

Aufbewahrung; soll ich es ihm zurückgeben?“ Der Rabbi antwortete: „Stellest du, liebes Weib, darüber erst eine Frage und hast es noch nicht zurückgegeben?“ „Es ist geschehen,“ erwiderte die Frau und führte ihn zu den Leichnamen seiner beiden Söhne. Nach dem ersten Ausbruche seines Schmerzes ermannte sich R. Meir und sprach: „Der Herr hat's gegeben, er hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!“

R. Schimon ben Jochai ist weniger durch seine Bedeutung als Tanna, denn durch sein politisches Schicksal und durch die Rückbeziehung des jüdischen Mystizismus und der Kabbala auf seinen Namen für die Geschichte des Judenthums von großer Wichtigkeit. Er war Schüler des R. Akiba und hieng an seinem Meister mit unerschütterlicher Treue und Innigkeit, so dass er ihn auch im Gefängnisse nicht verließ, trotz der Todesgefahr, welche diese Anhänglichkeit über ihn heraufbeschwor. Nach dem Tode seines Meisters zog er zum Lehrhause des R. Juda, der trotz des hadrianischen Lehrverbotes das Gesetzesstudium ungescheut fortsetzte und Ordination, d. h. das Recht zur Führung eines Lehramtes, ertheilte. Eben als R. Juda in feierlicher Weise seinen Schülern, darunter auch R. Schimon, die Ordination gab, wurde er von Aufpassern ertappt. Die Schüler flüchteten, R. Juda erlitt den Märtyrertod. Später entgieng R. Schimon wieder nur mit knapper Noth den Schergen Hadrians. Ein Lehrer rühmte eines Tages in seiner Gegenwart die Bauten der Römer, worauf R. Schimon entgegnete: „Alle ihre Bauten sind Werke des Eigennutzes. Sie bauen Brücken, um Steuern zu erheben, Bäder, um sich gütlich zu thun, und Städte, um sie mit Schändlichkeiten zu füllen.“ Dieser Ausspruch ward den Römern hinterbracht, und gegen R. Schimon ergieng der Haftbefehl mit dem Todesurtheile. Er flüchtete jedoch rechtzeitig und soll sich 13 Jahre in einer Höhle versteckt gehalten haben. Als er dann endlich sich wieder an die Öffentlichkeit wagte und wieder zu lehren begann, zeigten sich an seinem Wesen die Folgen der bitteren Erfahrungen. Ernst und düster war er geworden, von eiserner Strenge in Bezug auf das Gesetz, ein Feind des fröhlichen, heiteren Lebens, in Mystik und Träumerei versunken. — Als im Mittelalter die Kabbala alle Gemüther beherrschte,

wurde er als ihr Vater angesehen, und das Hauptbuch der Kabbala, der „Sohar“, wurde ihm zugeschrieben.

Den glorreichen Abschluss des mischnischen Zeitalters und den herrlichen Mittelpunkt der fünften Generation bildet R. Jehuda-ha-Nasi. Geboren im Jahre 137 als Sohn des Patriarchen R. Simon ben Gamliel II., genoss er, wie stets die hillelsche Patriarchenfamilie, eine vornehme und überaus sorgfältige Erziehung. Bewandert in den meisten damals gangbaren Sprachen, unternahm er mehrfache Reisen, um Menschen und Länder kennen zu lernen, auch astronomische und philosophische Kenntnisse besaß er, und so war er, wohlausgerüstet mit meisterhafter Kenntnis des ganzen Gesetzes und der Tradition, begabt mit Geistesschärfe und imponierender Energie, der richtige Mann, das aufgehäufte Traditionsmaterial zu sichten und zu sammeln und der Sammlung die nothwendige Autorität zu verleihen. Sein Reichthum machte ihn unabhängig von allen Nebeneinflüssen, seine Mildthätigkeit, die Anerkennung, die er gerne wahrem Verdienste zollte, machten ihn nicht nur bei hoch und niedrig geehrt und angesehen, sondern geliebt und verehrt. Zwar besaß auch er, wie alle geistig ihre Umgebung überragenragenden Menschen, einen etwas autokratischen Sinn, und den Ahnenstolz trieb er sogar bis zu einer Schwäche, die ihm den Spott mancher Gelehrten eintrug, aber stets verstand er einzulenken und seine Macht auf das richtige Maß zurück zu führen. Auf Grundlage früherer Sammlungen der Gesetze, besonders der Sammlungen des R. Akiba und des R. Meir gab er seine Mischna heraus, die sofort volle Gesetzeskraft erhielt. Er ist der einzige Tanna, dem die Mitwelt den Namen „Rabbenu“, „unser Lehrer“, gab, und die Nachwelt nannte ihn „Rabbenu ha-Kodausch“, „unser heiliger Lehrer“. Sein Todesjahr ist nicht sichergestellt, er dürfte in einem der ersten Jahre des 3. Jahrhunderts gestorben sein.

Auch die Geschlechter der Amoräer ist es usuell in fünf Generationen zu scheiden, doch ist nicht zu leugnen, dass die drei Jahrhunderte der talmudischen Zeit thatsächlich einen Niedergang bedeuten gegenüber den Geistesheroen von Hillel bis R. Jehuda ha-Nasi, und das nicht nur bezüglich des Wissens, sondern auch

der Persönlichkeiten selbst. Unter den Tannaiten finden wir Männer von antiker Größe, die Amoräer bieten uns hierin nur sehr wenig des Interessanten und Mächtigen. Ob die Nähe Roms und die Persiens den Unterschied hervorgebracht hat, lässt sich ja nicht sagen, obwohl die epigrammatische Kürze vieler tannaitischer Aussprüche auf den Einfluß Roms in der Prägung des Geistes schließen ließe. — Von den hervorragendsten der babylonischen Amoräer nennen wir die zwei eigentlichen Begründer des Gesetzesstudiums in Babylon, Raw-Abba und Mar Schemuel, ferner die ersten Redacteure des Talmuds, Raw Aschi und R. Awina, von den palästinensischen Amoräern R. Jochanan und R. Schimon ben Lakisch. — R. Abba, oder auch „Abba arecha", „Abba, der Lange", genannt, stammte aus einem sehr reichen babylonischen Hause. Seinen ersten Unterricht erhielt er im Elternhause. Doch bald verlor er Vater und Mutter, und sein Oheim, der damals schon berühmte palästinensische Gelehrte Raw Chajja, nahm ihn zu sich an die Schule R. Jehudas des Fürsten. Mit großem Eifer widmete sich Abba dem Halachastudium, und bald war er der beliebteste unter den zahlreichen babylonischen Schülern. Nachdem er vom Patriarchen die Ordination erhalten hatte, kehrte er im Jahre 189 nach Babylonien zurück. Doch hielt es ihn da nicht lange. Er hatte nämlich nur eine beschränkte Ordination erhalten, die zu einer vollständigen zu ergänzen, war sein Streben. So verweilte er noch einige Jahre in der Nähe R. Jehudas, der bald verstarb, ohne ihm die ersehnte vollständige Ordination ertheilt zu haben. Im Jahre 219 von einem zweiten Aufenthalte in Palästina zurückgekehrt, gründete er eine eigene Schule in Sura, zu der in kürzester Zeit aus allen Theilen des Landes Schüler strömten, so dass nach der Erzählung die Hörerzahl oft 1200 betrug, ja oft diese Zahl noch überschritt. Der Lehrer führte auch in den Monaten Adar und Elul, vor dem Peßachfeste und den großen Festtagen, populäre Vorträge ein, die von 2000 Schülern besucht gewesen sein sollen. Wie dem immer sei, Thatsache ist, dass R. Abba das Gesetzesstudium in Babylonien zu hoher Blüte brachte, seiner Schule entstammen große bedeutende Lehrer, die zum Theil seine Nachfolger in Sura wurden,

zum Theil neue Schulen sich gründeten. Zum Zeichen der Verehrung erhielt R. Abba von seinen Schülern den Ehrennamen „Raw“, „Lehrer“, wie R. Jehuda, der Patriarch, den Namen „Rabbenu“.

Innig befreundet mit Raw Abba war der zweite Begründer der Gesetzesforschung in Babylon, der in Nehardea im Jahre 165 geborene Schemuel, Mar Schemuel genannt. Nur besaß dieser eine ungleich universellere Bildung und einen viel edleren Charakter als sein Freund. Schon im Vaterhause lernte er nebst Halacha auch Astronomie und Heilkunde. Zur Vervollständigung seines Wissens zog er mit seinem Vater zum Lehrhause des Patriarchen R. Jehuda, wo er sich nicht nur umfassende Kenntnis der Gesetze, sondern auch fremder Sprachen aneignete, dabei mit großem Eifer der Heilkunde obliegend; besonders that er sich als Augenarzt hervor, und eine von ihm erfundene Augensalbe gelangte zu großer Berühmtheit. Nicht minder groß war sein astronomisches Wissen, das ihn nicht abhielt, die Vorliebe der Menge für Astrologie zu tadeln. Die Ordination verweigerte ihm der Patriarch aus unbekannten Gründen. Aber trotzdem daſs er nicht Raw Schemuel, sondern nur Mar Schemuel hieß, erhob er das von ihm gegründete Lehrhaus zu Nehardea zu großem Ansehen, und besonders in Rechtsangelegenheiten waren seine Entscheidungen maßgebend, so daſs es beinahe sprichwörtlich wurde: „Die Halachoth von Raw sind in Ritualsachen, aber die des Schemuel in Rechtssachen maßgebend.“ Er war auch in Ritualsachen viel milder und nachsichtiger als sein Freund Raw, wie er überhaupt den großen Hillel sich zum Vorbild setzte. — Schemuel war auch sehr beliebt bei dem Könige Sapor I. von Persien, der ihn häufig zu Rathe zog und ihn seines Umganges würdigte. Diesem Verhältnisse danken wir den berühmten, vom Judenthume zum Gesetz erhobenen Ausspruch Mar Schemuels: „Dino demalchutho dino,“ „Das Gesetz der Obrigkeit ist vollgiltiges Gesetz.“ Mar Schemuel überlebte seinen Freund Raw und hatte noch Gelegenheit, an dem Sohne Raws väterliche Freundschaft zu üben. Er starb im Jahre 275. Eine große Anzahl Schüler setzte seine Lehrthätigkeit fort.

Um dieselbe Zeit wirkte in Palästina des Patriarchen bedeutendster Schüler, R. Jochanan. Aus armem Hause stammend, verlor er schon als kleines Kind Vater und Mutter. Sein greiser Großvater nahm sich seiner liebevoll an und nahm das Waisenkind immer mit sich, so oft er das Lehrhaus besuchte. Dadurch entwickelte sich früh der Geist des Knaben und die Liebe zum Studium, so dass er schon als Jüngling die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich lenkte, der ihm eine glänzende Zukunft als Leuchte Israels voraussagte. Nach dem Tode R. Jehudas verkaufte R. Johanan seinen kleinen Besitz in der Heimatstadt Sepphoris und zog zum Lehrhause des damals berühmten R. Chajja, wo er bald als Autorität geschätzt und geehrt wurde. Noch nicht zufrieden mit seinem Wissen, ergriff er abermals den Wanderstab, um in Cäsarea den Vorträgen R. Hoschajas zu lauschen. Dann ließ er sich in Sepphoris nieder, wo ihn bald ein großer Kreis von Schülern umgab; später finden wir ihn einem eigenen Lehrhause in Tiberias vorstehen. Überall galt er als der Vertreter des einfachen Wortsinnes, abgeneigt den schrankenlosen Wortklaubereien der meisten seiner Gelehrtenfreunde. Hervorragend war R. Jochanan auch als Prediger und Agadist. Sein ganzes Bemühen war darauf gerichtet, das Volk gegen das erstarkende Christenthum, wie auch gegen den dazumal sich ausbreitenden Parsismus und gegen die Auswüchse der alexandrinischen Philosophie zu schützen. Er klärte das Volk über den Glauben auf und trachtete, die Menge soweit als möglich von der überhand nehmenden Angeologie und Dämonologie zu befreien. — Am liebsten aber beschäftigte er sich mit der Erklärung und Auslegung der Mischna, so dass er hierin die anerkannteste Autorität wurde. Das mochte auch die Ursache gewesen sein, dass man ihm später die Abfassung des jerusalemischen Talmuds zuschrieb. — Das war die Wirksamkeit R. Jochanans, des schönsten Mannes seiner Zeit. Die Talmudgelehrten, die irdische Schönheit sonst wenig beachteten, schilderten die Schönheit R. Jochanans als ein Wunder. Sie sagten: „Wer sich von der Schönheit R. Jochanans einen Begriff machen will, nehme einen feinen silbernen Pokal, fülle ihn mit rothen Granaten, umgebe den Rand mit einem Rosenkranz und stelle

den Pokal zwischen Licht und Schatten; das daraus sich entwickelnde Farbenspiel ist ein Bild der Schönheit R. Jochanans, dessen weißer Arm mit seinem Glanze ein dunkles Zimmer erhellen und dessen Feuerblick tödten konnte." Er starb um das Jahr 278 als achtzigjähriger Greis, nachdem ihm nahezu alle seine Kinder in den Tod vorausgegangen waren.

R. Sch'imon ben Lakisch, der zweite palästinensische Amora, dessen Wirken und Leben höheres Interesse hervorruft, war der Schwager R. Jochanans. Von seiner Jugendzeit werden ganz abenteuerliche Geschichten erzählt. Er soll so arm und verkümmert gewesen sein, dass er das Lehrhaus verlassen musste und schließlich in seiner Verzweiflung Räubern sich anschloss, ja auch als Gladiator auftrat. R. Jochanan hatte den armen Studiengenossen lieb gewonnen und vermisste seine Freundschaft sehr ungern, aber vergebens alles Nachforschen. Eines Tages badete R. Jochanan im Jordan, da sprang mit einemmale ein Mann zu ihm hinein, es war der Sohn des Lakisch. Groß war die Freude des Wiedersehens. R. Jochanan ließ ihn nicht mehr von seiner Seite und gab ihm seine Schwester zur Frau. So ward dieser begabte Mann dem Studium wiedergewonnen, dem er sich nunmehr mit verdoppeltem Eifer widmete. Nur war ihm der Ernst und die Würde, die R. Jochanan auszeichneten, fremd, Witz und Scharfsinn, Heiterkeit und Scherz kennzeichneten ihn, ja sogar ein Anflug von zweifelnder Kritik war ihm eigen, der wir den berühmten Satz zu danken haben: „Hiob habe nie existiert." Gerade um dieses Gegensatzes willen, der sich scharf von dem Gedankenernste R. Jochanans abhob, war er beim Volke sehr beliebt, und gleichsam zum Zeichen dieser Liebe nannte man ihn kurzweg Resch Lakisch (abgekürzt von R. Schimon ben Lakisch).

Während in Palästina das Halachastudium nach dem Ableben R. Jochanans und Resch Lakischs immer mehr niedergieng, blühte es in Babylon noch immer weiter. Erst im fünften Jahrhundert gieng es auch da mit großen Schritten bergab. In weiser Erkenntnis, dass nur eine schriftliche Fixierung, eine autoritative Redaction und Sammlung des weitverzweigten Stoffes ein Vergessen hintanhalten könne, unternahm Raw Aschi,

Schuloberhaupt zu Sura am Anfange des fünften Jahrhunderts den ersten bedeutungsvollen Schritt zur Abfassung und Sammlung sämmtlicher Lehren der nachmischnischen Zeit. Raw Aschi besaß eine solche Gelehrsamkeit, dass er schon als Jüngling an die Spitze der Hochschule zu Sura berufen wurde, der er neuen Glanz verlieh. Er benützte die ruhige Zeit unter dem judenfreundlichen Könige Jesdegerd I., um sich in Ruhe und Muße seinem großen Werke zu widmen. — Doch kann keineswegs behauptet werden, dass er das Riesenwerk vollendet habe, seine Nachfolger setzten es fort, und erst das 6. Jahrhundert konnte sich rühmen, den Talmud abgeschlossen zu haben. Unter den Nachfolgern Raw Aschis hebt die Tradition besonders Raw Awina, abgekürzt Rawina, hervor, den sie mit dem Gelehrten R. José den letzten Amoräer nennt.

Sechster Abschnitt.

Die Juden in Arabien.

Mit dem Jahre 622 nach Christi beginnt die Ära des Islam. Da wir um dieselbe Zeit die endgiltige Redaction des Talmuds ansetzen können, vermag nichts die beispiellose, unbeschränkte Herrschaft der Gesetzesforschung und des Lebens unter dem Gesetze charakteristischer uns vor Augen zu führen, als das Schicksal, welches die Juden in Arabien ereilt hatte.

Die Verbindung zwischen Arabien, der Urheimat der Hebräer, und Palästina war zu allen Zeiten aufrecht erhalten geblieben und ist wohl selbst in den Epochen tiefsten wirtschaftlichen Niederganges nicht vollends zerrissen worden. Sowohl politisch, als auch commerciell waren beide Länder immer mit einander in Berührung, zumeist freundschaftlich, oft aber auch einander heftig befehdend. Dass nach dem traurigen Endkriege gegen Babylon zahlreiche Juden in den arabischen Ländern Zuflucht suchten, ist, auch ohne jeden historischen Beleg, fraglos, wie auch gewiss ist, dass die Israeliten nicht die unbewohnten, sterilen Steppen und Felsenklippen, sondern die besiedelten Karavanenstationen Arabiens aufsuchten. In früheren Zeiten waren die südlichen Stationen des Meerweges, der nach Indien führte, belebter als die nördlichen Landwege, als aber Elementarschäden die südlichen Straßen vernichteten, wanderten ihre Bewohner, unter denen viele Israeliten waren, nach den nördlichen Haltestellen der Karavanen. — In den blutigen Verfolgungskriegen, welche Rom über Judäa heraufbeschwor, wanderten und flüchteten Juden in größerer Zahl nach Arabien zu ihren dort in Frieden lebenden Glaubensbrüdern, so dass wir im 4. und 5. Jahrhundert im nordwestlichen Arabien jüdische Colonien mit

Städten, Festungen und großen Besitzungen finden, mit dem Hauptorte Jathrib, dem Mohammed später den Namen Medina gab. Schnell bürgerten sich die Juden in die Landessitten ein, zumal die Sprach- und Stammverwandtschaft die Verschmelzung ungemein erleichterte. Sie erlernten bald die Handwerke und Gewerbe des Landes, wurden bald die berühmtesten Goldschmiede, wie auch die besten Dattelpalmpfleger; mit Schwert und Lanze giengen sie ebenso gewandt um, wie mit der Laute und Poesie, und Samuel ibn Abija im 5. Jahrhundert war berühmt als Soldat und Dichter, seine Ehrenhaftigkeit ist unter den Arabern auch heute noch sprichwörtlich. Doch nicht allein in den jüdischen Gebieten blieben die Juden, sie waren in allen größeren Ortschaften zu finden, so auch in Mekka, dem Wallfahrtsorte sämmtlicher Araber, dem Stelldichein aller Gottheiten und Religionen Arabiens, der Geburtsstadt Mohammeds. Die Lehren des Judenthums blieben auf die Araber nicht ohne Einfluss; nicht allein in Jathrib, sondern überall, wohin die Juden kamen, wusste man von ihrem Gotte und hörte gerne ihre Erzählungen über Israel aus Bibel und Midrasch. Als Mohammed auftrat, war der Boden schon empfänglich für eine geläuterte Gotteserkenntnis, und er selbst hatte keinen andern Plan, als die Lehre Mosis den Arabern zu lehren. Als er daher sah, dass in Mekka seine Sache nur sehr langsame Fortschritte mache, beschloss er, nach Jathrib zu gehen, von dort seine Prophetie zu verkünden, weil er keinen Augenblick daran zweifelte, dass die mächtigen Juden mit ihm sofort gemeinsame Sache machen werden. Die Enttäuschung, die ihn ereilte, verwandelte ihn in den blutrünstigsten Verfolger der Juden. Vergebens nahm er die wichtigsten Lehren des Judenthums auf, vergebens versprach er, ihnen alles zugestehen zu wollen, wenn sie ihn nur als Propheten, gleich Moses, betrachten und anerkennen wollen. Die Juden lachten ihn aus. Sie stellten ihm talmudische Fragen, durch deren Beantwortung er seine Prophetengabe erhärten möge, und als er natürlich beschämt schwieg, wendeten sie ihm den Rücken und verspotteten ihn. Als Mohammed sah, dass infolge der ablehnenden Haltung der Juden seine arabischen Anhänger ebenfalls an seinem

Prophetenthum zu zweifeln begannen, nahm er zur Argumentation mit den Waffen seine Zuflucht. Er stachelte die Beutelust der Araber auf und schwur, einen Vernichtungskrieg gegen die Juden zu führen. Diese bauten zu sehr auf ihre Festungen und auf die Treue der mit ihnen verbündeten und ihnen zu Dank verpflichteten arabischen Stämme, betrieben daher lässig ihre Vertheidigung, blieben aber verlassen, der Rachegier Mohammeds ausgesetzt. Eine Judenstadt nach der andern wurde trotz tapferster Vertheidigung erobert, die Juden wurden theils niedergemetzelt, theils unter der Bedingung freigegeben, dass sie die Gegend, das Land verlassen. Viele hunderte Familien zogen nach Syrien, von wo aus sie wahrscheinlich in kleineren Truppen gegen Osten nach Indien, gegen Norden nach der Krim und gegen Westen nach Kleinasien vordrangen, um in diesen Gebieten bis auf den heutigen Tag ein ziemlich vereinsamtes Leben zu führen.

So sehen wir, wie eigentlich der Talmud es war, dessen dominierender Einfluss die Juden verhinderte, sich Mohammed anzuschließen. Ob es gerade in diesem Falle, wo Mohammed selbst die talmudischen Traditionen und Ritualgesetze um eines anerkennenden Satzes willen bereitwilligst aufnehmen wollte, ein segensreicher Einfluss war, ist eine müßige Frage; die Juden haben sich in ihrem religiösen Leben niemals von der politischen Klugheit, von opportunen Nützlichkeitsprincipien, sondern allezeit von ihrer innersten Überzeugung, von ihren Gefühlen, ihrer religiösen Begeisterung leiten lassen, ein Princip, das selbst in der dunkelsten Nacht des christlichen Mittelalters unseren Vorfahren tröstend voranleuchtete.

Zweiter Theil.

Die Juden im christlichen Mittelalter.

Wir sahen, dass die Zahl der Juden im ersten und zweiten christlichen Jahrhunderte eine überaus große war, dass sie in allen Ländern der damaligen cultivierten Welt ihre Ansiedelungen und Colonien hatten: Italien, Sicilien, Spanien, Nordafrika, Kleinasien, Babylon, die griechischen Inseln und der ganze Balkan waren von Juden überfüllt. Ebenso sicher können wir annehmen, dass die Juden mit Erschließung neuer Gegenden für die römische Cultur langsam auch diese Gegenden besiedelten, und wenn wir auch aus den ersten Jahrhunderten keine sicheren Nachrichten besitzen, so ist es doch zweifellos, dass die Juden mit zu den ersten Bewohnern Frankreichs, Deutschlands und Britanniens gehörten. Solange das Heidenthum, der Polytheismus, ungebrochen blieb, ergieng es den Juden überall so wie in Rom, das heißt, mit vereinzelten Ausnahmen, gut. Eine neue Ära für die Geschichte der Juden beginnt mit dem siegreichen Einzuge des Christenthums in die europäische Heidenwelt. Von dem Momente, als das Christenthum Staatsreligion wurde, stellten seine Führer gewisse Grundsätze dem Judenthume gegenüber auf, die sie unbeugsam durchzuführen bestrebt waren und die sie auch das ganze Mittelalter hindurch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts innehielten, bis eine neue Auffassung über Staat und Gesellschaft auch für die Juden eine neue Zeit heranbrechen ließ. Die verschiedenen Seiten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens im Mittelalter betrachtend, werden wir immer wieder zu dem einen und demselben Gesichtspunkte gelangen, von dem sich die Führer des Christenthums und der Christenheit inbetreff der

Juden immer leiten ließen. Anfangs giengen Christenthum und Judenthum in der Propaganda und in der Proselytenwerbung Seite an Seite; das paulinische Christenthum sprach nur viel energischer als das Judenthum den Gedanken aus, dass ein Übertritt zum wahren Gottesglauben unabhängig sei von den Formen des religiösen Lebens. Eine Zeit lang wussten die Heiden keinen Unterschied zu machen zwischen Judenthum und Christenthum. Jemehr aber dieses erstarkte, die heidnischen Anschauungen in sich verflocht, umso unbequemer und unangenehmer erschien die Verwandtschaft, und als unter dem römischen Kaiser Constantin die neue Lehre Staatsreligion wurde, während die alte arm und dürftig blieb, war der Führer der emporgekommenen Lehre höchstes Streben, die alte nie mehr aufkommen zu lassen. Es wird erzählt, Constantin habe auf dem ersten Concile der Christenheit zu Nicäa mit folgenden Worten den jüdischen Sabbat und das jüdische Osterfest abgeändert: „Es sei vor allem unwürdig, dass wir bei diesem heiligen Feste dem Gebrauche der Juden folgen sollten. Fortan sei uns nichts mehr mit dem verhassten Volke der Juden gemein. Wir haben von unserem Heiland einen anderen Weg erhalten. Denn es wäre doch wahrhaft abgeschmackt, dass die Juden sich rühmen sollten, wir seien nicht im Stande die Passahfeier ohne ihre Berechnung zu begehen.“ Los vom Judenthume! war das erste Princip, das zweite, durch Erniedrigung der Judenheit das Judenthum selbst der allgemeinen Verachtung und Geringschätzung preiszugeben.

Und das Judenthum? War es gewappnet gegen diese Gefahr, die seinen Bestand bedrohte? Gegen die alte Welt und ihre Anstürme, gegen Hellas und Rom, hat es sich mit glänzendem Erfolge vertheidigt, hat nicht nur widerstanden den Syrenenklängen der griechischen Lebensfreude, sondern auch den kriegerischen Faustschlägen Edoms, war es genügend vorbereitet, der neuen Welt entgegenzutreten? Das Jahr 1900, die Stellung der Judenheit und des Judenthums in demselben antwortet, dass sie die Probe ruhmreich bestanden haben. Mit der Bibel, der Mischna und dem Talmud unter den Armen zieht Israel in Europa ein. In Asien hat es seine Mission vollbracht, nun soll es in einem neuen Welttheile seine Kräfte messen und

stählen. Wären unsere Vorfahren in Palästina geblieben, es hätte sie wahrscheinlich dasselbe Geschick ereilt, das allen dortigen Völkerschaften beschieden war: verdorrt, verkommen wäre das Judenthum. Hätten die Israeliten ohne die eigene, die neuen Bewohner Europas mächtig überragende geistige, religiöse Cultur, ihren Einzug in die germanischen, gallischen Länder gehalten, sie wären von der physischen Uebermacht bald erdrückt worden. Dass sie zur rechten Zeit aus Asien von den römischen Machthabern herausgezerrt, nach Spanien, Gallien, in die Rheingegend, nach Pannonien und Britannien versprengt wurden, und dass dies geschah, als ihre Cultur und ihre Religion sie vollständig immunisiert hatte, ist ein Werk der göttlichen Vorsehung, die an keinem Volke in dem Maße augenfällig sich bethätigt hat, als an Israel.

Allerdings dürfen wir nicht verkennen, dass zum größten Theile diese eigene große Cultur zugleich die Quelle der Bedrückungen war, die, beinahe ununterbrochen, 1500 Jahre hindurch, über Israel mit voller Wucht sich entladen. Denn mit dieser Cultur war unzertrennlich die nationale Sonderstellung verknüpft, die selbstgewählte Absperrung, die vom ersten Augenblicke an die schlimmste Waffe den Feinden in die Hände spielte. Vor allem der Umstand, dass die Juden nach der eigenen talmudischen Justiz leben wollten, der allein schloss sie schon von der Gemeinsamkeit aus. Es ist dies ein merkwürdiger ewiger Kreis! Ohne den Talmud wäre es den Juden unmöglich gewesen, den Verfolgungen und Absonderungen Stand zu halten, Sitten und Bräuche, Gesetze und Rechte des Landes hätten sie schließlich aufnehmen müssen, was wieder ein langsames Aufgehen unbedingt nach sich gezogen hätte; andererseits läßt es sich nicht leugnen, dass die Juden gerade infolge des Talmuds eine politische Sonderstellung sich gerne gefallen ließen, um eben dem Traditionsgesetze nach leben zu können, wenn nur ihr Leben nicht bedroht war. Es ist ferner zu beachten, dass die Leiter des Christenthums, um vollständig zu siegen und das Judenthum nicht aufkommen zu lassen, aggressiv und verfolgend auftreten mussten; um das Judenthum für den religiösen Wettbewerb in jenen Zeiten, da es noch gerne werbend aufgetreten

wäre, unfähig zu machen, war die Gewalt geboten, die so treffliche Dienste bei der Bekehrung des Heidenthums geleistet hat. Betrübend ist nur, dass der Hass geblieben ist und sich selbst auf unsere Zeit erstreckt, die ja die Erkenntnis schon gewonnen haben will, dass die Verschiedenheit der religiösen Ideale das Wohl der Menschheit nicht schädigt. — Unbeugsam wird von allem Anfange an das einmal aufgestellte Princip durchgeführt. Politisch und social, wirtschaftlich und im Erwerbe, in Kunst und Wissen sehen wir das Judenthum bedrängt und zurückgestoßen. Ob wir unsere Schritte nach Spanien oder Frankreich, nach England, Deutschland oder Italien lenken, überall gewahren wir dasselbe Princip, bald mit mehr, bald mit weniger Härte befolgt. Wenn das Bemühen doch nicht vollständig gelang, wenn das Verhältnis zwischen Juden und Christen im Mittelalter oft ein leidliches, manchmal sogar ein herzliches war, so ist das zum Theile dem vielfachen Wohlwollen der leitenden Kreise, größtentheils jedoch dem unentbehrlichen Verkehre zu danken, der die Menschen doch zu einander führt, sie sich gegenseitig kennen lernen lässt und die Schranken früher oder später niederreißt. Und wenn die Juden trotzalledem geistig und moralisch ungebrochen blieben, so ist das dem regen geistigen Leben zu danken, das, vom Talmud hervorgerufen, die Juden aus der Erniedrigung erhob, sie nicht versumpfen ließ. Wie die Juden social und politisch, im Handel und Erwerb auf die tiefste Stufe gedrängt werden, wie sie aber trotzalledem in Wissen und Kunst, geschäftlich und geistig mit der christlichen Bevölkerung in Zusammenhang blieben und wie sie unter sich selbst ein eigenes, nach allen Richtungen staunenswertes geistiges Dasein herausbildeten, gehört zu den interessantesten und anziehendsten Capiteln der Weltgeschichte.

Unsere Rundschau über die Geschichte der Juden im christlichen Mittelalter zerfällt in drei Abschnitte: Der erste behandelt die politische, sociale und geschäftliche Sonderstellung der Juden, der zweite Abschnitt die freundschaftliche Wechselwirkung zwischen Christen und Juden und der dritte das eigene geistige Leben des jüdischen Mittelalters, die weitere Entwickelung des Judenthums unter diesen neuen Lebensbedingungen.

Erster Abschnitt.

Politische, sociale und geschäftliche Sonderstellung.

Solange das Christenthum mit den Heiden um seine Existenz zu ringen, die heidnischen Götter in Teufel und böse Geister umzuwandeln und den alten heidnischen Sinn den Bewohnern Europas auszutreiben hatte, war es den Juden vergönnt, in den verschiedenen Ländern ruhig und sicher zu wohnen. Sie waren Bürger wie alle anderen, bei den Rittern und den fürstlichen Höfen wohl angeschrieben, trieben Ackerbau und Handwerk, ja, sie hatten den ganzen Weltverkehr in ihren Händen, hatten eigene Schiffe, die ihre Waren in alle Welttheile führten. Das Volk, Klein und Groß, nahm theil an ihren Gastmählern, besuchte gerne ihre Gotteshäuser, fand Wohlgefallen an ihren Predigten; Juden hatten Christen als Hörige bei sich und umgekehrt, Freude und Trauer theilten sie mit einander, Mischehen waren nicht selten, und Bekehrte kamen selbst unter der niedrigeren Geistlichkeit vor. Es waren eben die Grenzlinien zwischen Christenthum und Judenthum noch nicht gezogen, das Volk noch tolerant, empfänglich ebenso für die jüdische, wie für die christliche Lehre.

Naturgemäß arbeitete die Kirche von dem Entstehen ihrer Organisation angefangen diesem Einflusse des Judenthums entgegen, und Kaiser und Könige waren als eifrige Christen beflissen, den Bestimmungen der Kirche nachzukommen, sie durch eigene Erlässe zu kräftigen. Im Jahre 315 erließ Kaiser Constantin ein Edict, das den Juden verbot, Proselyten aufzunehmen und abtrünnige Juden zu bestrafen, ebenso untersagte er ihnen, fremde Sclaven zu halten. Sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Constantius II. belegte Eheverbindungen zwischen

Christen und Juden mit dem Tode. Theodosius II., im Anfange des 5. Jahrhunderts, erlaubte den Juden nicht mehr, Synagogen zu bauen, das Richteramt zwischen Christen und Juden auszuüben, und zu keinem Staatsamte, zu keiner militärischen Function ließ er sie zu. Im Jahre 532 erließ Kaiser Justinian das schmachvolle Gesetz, dass jüdischen Zeugen gegen Christen keine Glaubwürdigkeit beizumessen sei. — Im Jahre 516 gab der König Sigmund von Burgund das Gesetz heraus, dass die Verletzung eines Christen durch einen Juden schwerer zu bestrafen sei als die eines Juden durch einen Christen. Das dritte und vierte Concil zu Orleans 538 und 545 untersagten schon den Juden, während der Osterfeier auf Straßen und Plätzen sich sehen zu lassen, weil ihr Erscheinen eine Beleidigung des Christenthums wäre. 581 fasste das Concil zu Maçon den Beschluss, dass die Juden weder als Richter noch als Steuerpächter fungieren können, damit die christliche Bevölkerung ihnen nicht untergeben scheine, ebenso lauten die Beschlüsse des Pariser Concils im Jahre 615 und des von Rheims im Jahre 630. — In Spanien befasste sich schon um das Jahr 320 eine Kirchenversammlung mit den Juden: sie verbot den Christen, mit den Juden Freundschaft zu pflegen, Ehen mit Juden einzugehen, die Feldfrüchte von ihnen einsegnen zu lassen. Der westgothische König Reccared bestätigte um das Jahr 589 alle diese Beschlüsse und der König Sisebut befahl den Juden um 612 das Christenthum anzunehmen, widrigenfalls sie Spanien zu verlassen hätten. — Mit nicht minderer Strenge eiferten die Kirchenbehörden in den deutschen Ländern gegen die Juden, und selbst Karl der Große, im 8. Jahrhundert, der sich sonst den Juden sehr günstig zeigte, bestimmte für sie eine eigene Eidesformel in ihren Processen gegen Christen: mit Sauerampfer umgeben, musste der Jude eine Thora in der Hand halten und Naamans Aussatz und das Schicksal der Rotte Korachs auf sich zum Zeugnis der Wahrheit herabrufen. In Agobard, Bischof von Lyon, erstand den Juden im 9. Jahrhundert ein überaus heftiger Gegner, der in Schrift und Wort gegen sie und ihre Freiheit unter Ludwig dem Frommen eiferte. — Ebenso sehen wir die Juden in Italien und England von

solchen Kirchenbeschlüssen bedrängt und das innige Zusammenleben mit der Bevölkerung gewaltsam zerrissen. Trotzdem gieng es mit der Sonderstellung der Juden nur langsam vorwärts, man trotzte allenthalben den gehässigen Beschlüssen, das Volk ließ sich nicht abhalten, mit den Juden im besten Einvernehmen zu leben, selbst Geistliche hielten sich nicht an die Edicte der Concilien und Versammlungen. Die Ausweisungen durch Reccared und Sisebut in Spanien wurden nicht allzustreng genommen und wenn auch unter den Ottonen die Juden manches zu leiden hatten — so z. B. vertrieb sie im Jahre 1012 Kaiser Heinrich II. aus Mainz und Umgebung — so war das alles trotzalledem nur vorübergehende Prüfung gewesen, denn im Großen und Ganzen blieb die Stellung der Juden bis zu den Kreuzzügen, die im Jahre 1096 ihren Anfang nahmen, in rechtlicher und socialer Beziehung trotz der feindseligen Erlässe und Beschlüsse eine ziemlich unangefochtene.

Die Kreuzzüge, die in ihren späteren Folgen für die ganze Culturentwickelung Europas ungemein segensreich waren, haben für die Juden eine traurige Wandlung geschaffen. Vor allem verwandelten sie einen Theil der arbeitsamen sesshaften, toleranten Bevölkerung Mitteleuropas zu fanatischen, arbeitsscheuen und vagabundierenden Horden. Sodann entfachten sie eine unbezähmbare Habgier und Raublust bei Fürsten, Rittern und dem ganzen Volke, die in Ermangelung anderer Raubobjecte sich gegen die Juden wendete; schließlich brachte der seit den Kreuzzügen auch bei der christlichen Bevölkerung entwickelte Geschäftstrieb Neid und Missgunst gegen den jüdischen Handel, deren Folgen die grausamsten Beschränkungen waren. — Die Klagen Peters von Amiens über die Behandlung der Pilger in Jerusalem stachelten die Leidenschaften zum Kreuzzuge gegen den Islam auf, um den heiligen Boden den Sarazenen zu entreißen. — Die ersten Scharen der Kreuzzügler, die zumeist aus ordentlichen, frommen Leuten bestanden und von Peter von Amiens selbst geführt wurden, thaten den Juden keinerlei Leid an. Die folgenden Schwärme aber, bestehend aus schamlosem Gesindel, das den niedrigsten Ausschweifungen fröhnte, stellten sich das Ziel, die Juden gewaltsam zur Taufe zu führen: sie seien ja auch Feinde Christi,

wozu also lange warten, bis man gegen die Sarazenen kämpfen könne; auf gegen die Juden! In Frankreich wurden die Banden noch in Zucht gehalten, erst in Deutschland fieng das Wüthen an. Der erste Ansturm galt der Gemeinde Trier, die sich der Zwangstaufe unterzog. Darauf wälzte sich die Schar gegen Speier; einige Juden wurden da getödtet, doch die meisten nahm der Bischof Johannsen in seinen Schutz, so dass die Masse erfolglos abziehen musste. In Worms wurden 800 Juden erschlagen, alle blieben standhaft und treu, in Mainz 1300, Männer und Frauen, Kinder und Greise. Nach Köln kamen die Scharen am Vorabende des Wochenfestes. Aber sowohl die Bevölkerung selbst, wie auch der edle Bischof Hermann III. retteten die Juden, die nur ihre Habe den Plünderern überließen. Noch viele kleinere Gemeinden am Rhein, in Böhmen und Ungarn fielen den Mordgesellen zum Opfer, und groß war auch die Zahl derer, die in der Noth sich taufen ließen. — Der zweite Kreuzzug in den Jahren 1246 und 1247 war weniger grausam als der erste, obwohl auch er eine stattliche Zahl von Opfern aufzuweisen vermag; in den meisten Fällen befolgte die Menge den Rath Peters von Clugny, der da sprach: „Man lasse ihnen das nackte Leben, nehme ihnen aber ihr Geld, damit die Keckheit der Sarazenen durch die Hand der Christen, gekräftigt durch das Vermögen der gotteslästerlichen Juden, leichter gedemüthigt werden könne." In Deutschland, wo der Mönch Rudolf die Menge mit dem Verlangen fanatisierte, der Kreuzzug müsse vorerst bei den Juden beginnen, waren es Bernhard von Clairvaux und Kaiser Konrad III., die die Juden unter ihren Schutz nahmen.

Aber den Schutz des Kaisers mussten sie theuer bezahlen. Um ihnen eine rechtliche Stellung angedeihen lassen zu können, erklärte Konrad III. die Juden seines Reiches zu servi camerae, zu Kammerknechten. Wohl bedeutete das anfangs eine gewisse Unverletzbarkeit, nach und nach aber drückte es die Juden zur Leibeigenschaft und zur Hörigkeit herab, sie wurden zu Parias des Mittelalters. Während jedoch diese Folgen der Kreuzzüge erst nach einigen Jahrzehnten sichtbar hervortraten, machten sich ihre Consequenzen im Erwerbsleben sofort bemerkbar.

Der Welthandel, den die Juden bisher fast allein beherrscht hatten, wurde ihnen aus der Hand genommen, es begann die planmäßige Ausschließung der Juden aus allen höheren Erwerben, aus allen Genossenschaften und dadurch der Zwang, sich mit dem Kleinhandel, mit dem Schacher abzugeben, wie ein jüdischer Gelehrter des 12. Jahrhunderts schmerzerfüllt klagt: „Wir können ja nur durch Handel unser Leben fristen.“ Da aber der Kleinhandel den Juden kaum das Nothwendigste brachte, sie aber viel Geld brauchten, denn „es ist ja“ — schreibt ein jüdischer Schriftsteller des 13. Jahrhunderts — „stehende Gewohnheit der christlichen Machthaber, dass sie von dem Juden zehnmal so viel verlangen, als er besitzt, um ihn zu schrecken und zu ängstigen, damit er sich mit der Auslösung beeile,“ mussten die Juden um jeden Preis Geld besitzen. So kam es, dass der Jude, von dem vor den Kreuzzügen nirgends gesagt wird, er treibe Wucher, nach den Kreuzzügen der „Wucherer und Geldborger“ wurde, über den dann, wenn er, um den Großen zu gefallen, die Kleinen ausgesaugt hatte, die Menge plündernd und raubend, racheschnaubend herfiel. Wohl war der Wucher unter den Christen ebenfalls heimisch, und zahllos sind die Klagen der zeitgenössischen Dichter und Moralisten über den christlichen Wucher, der noch schlimmer sei als der jüdische, aber als Handhabe für die Unterdrückung der Juden war er immer von unfehlbarer Sicherheit. — Die Begierde nach fremdem Gute, die so häufig der fanatischen Menge verkündete Vogelfreiheit der Juden, deren Vermögen man, ohne das religiöse Gesetz zu verletzen, wegnehmen könne, trieb Klein und Groß nunmehr recht häufig unter dem Deckmantel des religiösen Eifers zu Raub und Diebstahl. Allen voran giengen die Fürsten und Barone. König Philipp August von Frankreich brauchte viel Geld; er ließ daher am 19. Januar 1181 unter dem Vorwande, der seit seinem ersten Auftreten in Blois im Jahre 1171 bis auf unsere Zeit unaufhörlich seinen Spuk treibt, die Juden schlachten zu Ostern Christenkinder, alle Juden seines Reiches in den Kerker werfen, um sie für 15.000 Mark Silber wieder freizulassen; dann erklärte er die Schuldforderungen der Juden an Christen für null und nichtig, ließ sich aber von den

Christen den fünften Theil der Schuld geben; schließlich erließ er den Befehl, dass die Juden sein Gebiet zu verlassen hätten und ihre unbewegliche Habe dem Fiscus gehöre. Im Jahre 1198 erlaubte er den Juden wieder die Rückkehr in sein Land, um sie wieder auspressen zu können. — Dies eine Beispiel ist typisch für die Behandlung der Juden von Seiten der Großen eines jeden Landes. Oft waren es aber auch nichtssagende Anlässe, die grauenhafte Scenen hervorriefen, wie unter Richard Löwenherz in England, der an seinem Krönungstage, am 3. Sept. 1189, die Deputation der Juden aus dem Palaste sich entfernen hieß, was zur Folge hatte, dass die Juden in vielen Städten niedergehauen und ermordet wurden. Von den kleinen Sticheleien, Nörgeleien, von dem Spott und Hohn, von der Geringschätzung und Verachtung, mit der die Juden aller Länder seit den Kreuzzügen von allen Schichten der Bevölkerung behandelt wurden, können wir schon absehen; waren sie doch froh, wenn der Pöbel sich mit läppischen Hänseleien zufrieden gab.

Doch, so unglaublich es klingt, es war das höchste Maß der Leiden noch nicht erreicht, bis auf den letzten Tropfen mussten die Juden ihren Leidenskelch erst von der Regierung des Papstes Innocenz III. an leeren. Wenn auch von allem Anfange an die päpstliche Rechtsanschauung den Juden gegenüber dahin lautete: „Propria culpa eos submisit perpetuae servituti", „Ihre eigene Schuld unterwirft sie ewiger Knechtschaft", so wurden sie doch bis auf Innocenz III. von den meisten Päpsten mit ziemlicher Milde behandelt, sei es „pro sola humanitate" oder „ex mera gratia et misericordia", „aus purer Menschlichkeit", „aus eitel Gnade und Erbarmen", oder, wie es hieß, „als lebendige Zeugen des wahren christlichen Glaubens". Die Geistlichkeit außerhalb des Kirchenstaates war fanatischer als die päpstliche Regierung, und oft senden die Päpste Bullen an die Kirchenbehörden, mit den Juden glimpflicher zu verfahren. Mit Innocenz III., der am 9. Januar 1198 zum Papste gewählt wurde, dem Begründer der päpstlichen Weltherrschaft, beginnt die systematische Unterdrückung der Juden durch die Päpste und eine neue Ära der Erniedrigung, eine lange Kette neuer Mittel zur Vernichtung des Judenthums. — Gegen Ende des 12.

Jahrhunderts hatte die Ketzerei besonders in Südfrankreich und Norditalien in bedrohlichem Maße zugenommen. Allerhand Secten entstanden, die immer weitere Kreise an sich zogen. Das Charakteristische an allen diesen Secten, deren hervorragendste die der Albigenser war, war eine gewisse Vorliebe für das Judenthum, indem sie offen erklärten, das Gesetz der Juden sei vorzüglicher als das der Christen, ja von den Pauvres de Lyon sagte man, sie ließen die Beschneidung an sich vollziehen. Für diese kirchenfeindlichen Bestrebungen machte man den Einfluss der Juden verantwortlich, und Innocenz, der als seine Lebensaufgabe die Vernichtung alles Ketzerthums betrachtete, glaubte mit der Ausstoßung der Juden aus der menschlichen Gesellschaft den ersten Anlass zur Ketzerei zu beseitigen. Das lateranische Concil vom Jahre 1215 bedeutet den Höhepunkt in der Unterdrückung der Juden. Schon vor demselben richtete der Papst an alle Fürsten, die nur die geringste Wohlthat den Juden erwiesen, Strafbriefe, worin er sich darüber entsetzt zeigt, dass Juden christliche Diener und Ammen hielten, dass sie in der Osterwoche auf den Straßen sich zeigten, dass die Juden, die zu ihrem Peßach Christenblut brauchen, ihre Synagogen höher bauen, als die Kirchen seien; es sei eine Schande, dass die Christen den Juden ihr Vieh zum Schlachten, ihre Trauben zum Keltern gäben, damit diese ihren Gesetzen gemäß leben können. — Das Concil zu Avignon (1209) erneuerte alle harten Maßregeln gegen die Juden, und das lateranische Concil vom Jahre 1215 krönte die Judenfeindlichkeit durch das Gebot, dass die Juden in allen christlichen Ländern zu jeder Zeit eine sie von den Christen unterscheidende Tracht anlegen sollten. Vom zwölften Lebensjahre an sollten jüdische Männer an ihren Hüten und jüdische Frauen an ihren Schleiern ein durch eine besondere Farbe kenntliches Abzeichen tragen. Diese Judenflecken, welche offenbar eine Nachahmung eines Edictes des mohammedanischen Fürsten der Almohaden gegen die Juden in Afrika sind, bleiben eine ewige Aufforderung für den Pöbel, die Träger dieser Abzeichen zu verhöhnen, zu misshandeln, als Auswürflinge der Menschheit zu behandeln und zu brandmarken. Wohl wehrten sich die Juden mit allen Mitteln gegen das Schandmal; ihr erstes Bestreben

war von dieser Zeit ab überall dahin gerichtet, sich von ihm zu befreien, was natürlich neue Gelegenheit zu vielfachen Erpressungen und infolge dessen zu erhöhter wucherischer Thätigkeit gab.

Um das Maß des Unglücks noch voller zu machen, fand Innocenz furchtbare Helfershelfer in den verschiedenen Orden der Dominicaner und Franciscaner, die, ganz Mitteleuropa durchwandernd, in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen das Volk zur Judenverfolgung aufwiegelten. Besonders die Dominicaner waren es, deren Losungswort der Kampf gegen das Judenthum und dessen gewaltsame Bekehrung war. Sie zwangen die Juden der Orte, welche sie heimsuchten, ihre Predigten mitanzuhören; mit Peitschenhieben wurden die Juden in die Kirchen getrieben, wo sie ihre Schmähung geduldig mit anhören mussten, um dann, so sie nicht übertraten, geschlagen und getreten zu werden.

Außer den Predigten war es noch ein Mittel, welches von jetzt ab mit ganz besonderer Sorgfalt gehandhabt wurde, um die Juden für die christliche Religion zu gewinnen: die Disputationen. Religiöse Disputationen zwischen Juden und Andersgläubigen hat es immer gegeben, ja, wir können vielleicht die Juden als Erfinder dieser Bekehrungsart betrachten. In den ersten Jahrhunderten, in voller Freiheit und Gleichheit, waren sie es, die zu Disputationen aufforderten, waren sie doch in jeder Hinsicht gewappneter, geschulter als ihre christlichen Gegner. Beinahe bis Innocenz finden wir auch, dass die Juden nicht nur die Angreifer waren, sondern über alle Dogmen mit einem staunenswerten Freimuthe sich aussprechen durften, ohne dass ihnen etwas geschehen wäre. Mit dem Auftreten der Dominicaner ändert sich die Sache. Überall mussten die Rabbiner disputiren über die Trinität, die Messianität Christi u. s. w., und wehe ihnen, wenn sie den Feind besiegten, und ebenso wehe, wennn sie mundtodt gemacht wurden, denn in beiden Fällen war die Disputation nur Vorwand, um die Zwangstaufe zu fordern, oder das gaffende Volk auf die Juden zu jagen.

Allerdings wäre es bezüglich der Disputationen nie so weit gekommen ohne die Mithilfe der jüdischen Täuflinge, die

eines der traurigsten Capitel der jüdischen Geschichte bilden. Schon das 7. Jahrhundert kennt in Julian, dem Metropoliten von Toledo, einen solchen Täufling, der in Schrift und Wort für das Christenthum gegen das Judenthum auftrat. Das wäre aber noch das Geringste gewesen, es ist eben Art jedes Renegaten, sich bei seinen neuen Glaubensgenossen etwas mehr in den Vordergrund zu stellen. Die Täuflinge der Dominicaner aber begnügten sich nicht mit theologischen Disputen, sie fälschten, verleumdeten, klagten an. Die christliche Disputation begnügte sich mit den Beweisen für die christliche Religion, den jüdischen Täuflingen blieb es vorbehalten, durch Andichtung und Verleumdung gegen den Talmud den Disputationen eine neue Wendung zu geben. Nikolaus Donin in Paris um 1240, Pablo Christiani in Barcelona um 1263, Geronimo de Santa Fé, um 1412, in Tortosa und noch manche andere klagten den Talmud des Hasses gegen Christen, der Schmähung Christi, der Gotteslästerung an. Vergebens vertheidigten sich die Juden, sie mussten ja besiegt werden. Diese Täuflinge haben das Gift der Verleumdung gegen den Talmud ausgestreut, das auch heute noch von Judenfeinden und Verleumdern zur Aufwiegelung der Massen benützt wird. Juden waren es, die, um ihren neuen Glaubenseifer so recht zu documentiren, die lügenhaftesten Verdächtigungen gegen ihre einstigen Glaubensgenossen vorbrachten. Die Folge war, dass sich die Dominicaner nunmehr nicht allein mit der materiellen Lage der Juden beschäftigten, sondern auch ihrer geistigen Thätigkeit ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Vor dem 13. Jahrhundert dachte kein Christ an den Talmud, an die Schriften der Juden, nun wurden auch diese confisciert, verbrannt, der Censur unterworfen. Im Jahre 1242 war die erste Talmudverbrennung in Paris, dieser folgten zahlreiche andere, besonders in Spanien und Italien, wo der größte Theil der Täuflinge zu finden war. Später bemächtigte sich die Inquisition der Anklagen wider den Talmud, um mit dem Geiste des Judenthums zugleich die Judenheit zu vernichten. Der gefährlichste Angriff auf den Talmud erfolgte im 16. Jahrhundert. Am 12. Sept. 1553 fordert die römische Inquisition alle Führer der Christenheit auf, überall den

Talmud zu verbrennen. Der Befehl wurde an vielen Orten vollzogen, denn nicht überall gelang es den Juden, durch Bitten oder fürstliche Befürwortung die drohende Gefahr der geistigen Verarmung zu beseitigen. Als der römischen Inquisition berichtet wurde, dass man in Cremona darangehe, den Talmud neuerdings herauszugeben, jagt ein Schreiben das andere an den Senat von Mailand, das Unternehmen zu unterdrücken. Die Judenschaft sendet Deputierte an den Gouverneur des Herzogthums, erhebt Einspruch gegen das neuerliche Verbot, da ja die beanstandeten Stellen nicht gedruckt wurden. Jacob de Bonaventura sendet im Jahre 1563 ein Gesuch an das Tridentinische Concil, dass gestattet werde, den Talmud mit Hinweglassung der von der Censur bezeichneten Stellen wieder in Druck zu legen. Diese Bitte befürwortet der Vorsitzende der Index-Commission zu Trient, Erzbischof Anton von Prag, worauf der Talmud den Juden freigegeben und seine Veröffentlichung erlaubt wurde. So haben Ausdauer und Opferfreudigkeit, getragen von unzerstörbarem Rechtsbewusstsein den großen Angriff der Inquisition und der Täuflinge auf das geistige Gut der Judenheit glücklich zurückgeschlagen. — Dass diese Täuflinge den christlichen Geistlichen Unterricht im Hebräischen, im Disputieren ertheilten, ist selbstverständlich, in Spanien wurden später directe Schulen zu dem Zwecke gegründet. Auch schriftstellerisch thaten sich die Täuflinge hervor, indem sie zahlreiche Bücher zur Widerlegung des Judenthums schrieben, die von gehässigen Invectiven strotzten.

Die Folgen dieser mannigfaltigen Befeindung des Judenthums liegen auf der Hand, sind sie ja auch heute noch nicht ausgerottet, fühlen wir sie doch selbst noch allzusehr. Das Concil zu Oxford (1222), zu Narbonne (1227), in Rouen (1231), zu Beziers (1246) und noch viele andere, die in jedem Jahrhunderte in den verschiedenen Ländern stattfanden, bestätigten immer wieder die Verordnungen des vierten lateranischen Concils und verschärften sie noch: die Juden durften keine christlichen Dienstboten halten, in der Charwoche nicht ausgehen, mussten Abzeichen tragen, durften nicht öffentlich Fleisch verkaufen, als Ärzte keine Christen behandeln, sie waren ausgeschlossen vom Handwerk und Ackerbau, Schacher und Wucher

war die einzige erlaubte Beschäftigung. Die Austreibungen, Plünderungen, welche die Juden Jahr für Jahr beinahe bis zum Culminationspunkte derselben, bis zur Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492, zu erleiden hatten, sind buchstäblich zahllos, abgesehen von den tagtäglichen Quälereien, denen sie ausgesetzt waren. Im Jahre 1290 wurden die Juden Englands, nachdem sie vielfach bedrückt worden waren, des Landes verwiesen; im Jahre 1298 entfesselte ein Edelmann aus der Rheingegend namens Rindfleisch unter der Angabe, die Juden hätten eine Hostie geschändet, aus der dann Blut geflossen wäre, eine Verfolgung, welche die Gemeinden Würzburg, Nürnberg, Regensburg und Augsburg vernichtete; im Jahre 1306 vertrieb Philipp der Schöne die Juden aus Frankreich; im Jahre 1320 sammelte sich in Nordfrankreich eine Horde von 40.000 Hirten, welche den sogenannten Hirtenkreuzzug bildeten, der ein neues blutiges Blatt der jüdischen Geschichte einfügte; um dieselbe Zeit entstand in Navarra unter dem Rufe: „Tod der Juden oder ihre Bekehrung“ eine Niedermetzelung jüdischer Gemeinden. Eines der furchtbarsten Capitel des jüdischen Mittelalters ist der „schwarze Tod“, dessen Würgeengel im Jahre 1348 nach Europa drang, und da im Verlaufe dreier Jahre 25 Millionen Menschen schonungslos hinweggerafft hat. Der Aberglaube, dass die Juden Christenblut brauchen, wurde mit einemmale dahin ausgedehnt, dass die Juden durch Vergiftung der Brunnen, ja selbst der Luft allen Christen auf einmal den Garaus machen wollten. Was wird in den Tagen wilder Zuchtlosigkeit nicht geglaubt! Das verblödete und seit jeher aufgestachelte Volk schenkte in seiner Raserei dieser Mär blinden Glauben. Und damit begann der schwarze Tod für die Juden. Von Spanien drang der Wahn nach Südfrankreich, dann nach der Schweiz und nach Deutschland. Die Gemeinden von Straßburg, Worms, Frankfurt a. M., Mainz, Regensburg, Hannover wurden vernichtet, Tausende und Abertausende hingeschlachtet, wenn sie es nicht vorzogen, selbst dem Tode sich zu weihen. Nach diesen gräßlichen Greuelthaten kam eine kleine Beruhigung über die Gemüther. Nicht als ob die Juden Ruhe erhalten hätten, bald lesen wir

von Erpressungen und Vertreibungen aus dieser, bald aus jener Stadt, aber das nahmen die Gequälten schon wie ihr tägliches Brot hin, wenn es nur nicht zu Wuthausschreitungen kam. Erst im Jahre 1391 gieng der Tanz von neuem los, und zwar in Spanien. Dieses Land mit seiner aus Christen, Juden und Mohammedanern bestehenden Bevölkerung war es, dem Päpste und Orden eine besonders liebevolle Aufmerksamkeit angedeihen ließen. Unter der Herrschaft des Islam konnte mit vereinzelten Ausnahmen von einer Religionsbedrückung nicht gesprochen werden, unter den feinsinnigen, der Kunst und Wissenschaft huldigenden Emiren herrschten Frieden und Eintracht; Wohlstand uud Gedeihen schufen wahrhaft ideale Zustände; wenn die einzelnen Emire, die Mohammedaner selbst sich nicht gegenseitig befehdet hätten, wäre in Andalusien eine wirtschaftliche Blüte zur Entfaltung gelangt, mit der sich die unserer Zeit kaum messen könnte. Wo aber mohammedanische Fürsten Christen und Juden vollständige Gleichberechtigung schenkten, musten christliche Herrscher dieselben Wege gehen. Als Alfonso VI. im Jahre 1085 Toledo, diese der Sage nach von Juden gegründete Stadt, dem Halbmond entriss, da galt einer seiner ersten Erlässe den Juden, denen er alle ihre unter den Arabern besessenen Rechte ungeschmälert beließ. Der kluge Castilier gieng noch weiter. Vor der Schlacht bei Salaka im Jahre 1086 ließ er dem Feinde die Erklärung zukommen, dass er am Sabbate keine Schlacht annehmen dürfe, der Juden wegen, die in seinem Heere dienten. Ja, zu wichtigen diplomatischen Unterhandlungen mit den Arabern, ebenso zur Einziehung der Tribute bei den verschiedenen mohammedanischen kleinen Städtefürsten benutzte er mit Vorliebe seine jüdischen Unterthanen. Alle diese verwickelten politischen und sozialen Zustände brachten eine gegenseitige Duldung zwischen den drei Confessionen zustande, ein gewisses Ineinandergehen, das ungestört der eigenen Entwickelung überlassen zweifellos für Land und Bewohner glück- und segenbringend gewesen wäre. — Noch aus dem Jahre 1449 zu einer Zeit, da der Islam in Spanien in den letzten Zügen lag, die Inquisition ihre Maschen und Netze gegen Juden und Mohammedaner auswarf, wird uns von Sevilla eine Episode erzählt, die, wäre sie nicht historisch verbürgt, der Legende

zugeschrieben würde. Papst Nikolaus V. schreibt am 1. Mai 1449 nach Sevilla: Es sei ihm berichtet worden, dass in dieser Stadt bei Gelegenheit einer Pest die Christen eine Bitt- und Sühneprocession abgehalten hätten. Darauf hätten die Juden, als ob Gott die Bitten der Christen nicht erhören wollte, ihrerseits eine Procession durch die Straßen der Stadt veranstaltet, in derselben die Thora mit großer Feierlichkeit herumgetragen, Zweige gestreut, die Straßen geschmückt, überhaupt in allem die feierliche Sacramentsprocession am Frohnleichnamstage der Christen nachgeahmt. Dieser Aufzug, der großes Ärgernis gegeben, sei veranstaltet worden mit Willen und Erlaubnis gewisser Beamten des verstorbenen Erzbischofs Sarsias von Sevilla . . . Das geschah, wie erwähnt im Jahre 1449. Wie friedlich mussten in Spanien vom 10. bis zum 13. Jahrhunderte die verschiedenen Rassen und Confessionen gelebt haben, wenn noch 50 Jahre vor der Austreibung der Juden aus Spanien solches möglich war. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, dass gerade die Erkenntnis, Judenthum und Christenthum seien in Spanien zu sehr gemischt, zur Ausweisung der Juden geführt hat. Ob zum Segen Spaniens, oder zum Unglücke, hat die Geschichte schon lange endgiltig beantwortet. — Von dem Augenblicke, da der Halbmond vor der aufsteigenden Sonne Aragons und Castiliens zu sinken begann, war auch schon die eifervolle, glühende Thätigkeit der Dominicaner und Franziscaner darauf gerichtet, das Judenthum zu unterdrücken. In keinem Lande waren die Orden so massenhaft anzutreffen, wie in Spanien, wo sie alle Hebel in Bewegung setzten, vor keinem Mittel zurückscheuten, um nur den Frieden zwischen Christen und Juden zu stören, Hass und fanatischen Glaubenseifer, Zwietracht und Aberglauben zu verbreiten. Kann eine Menge solchen Mächten auf die Dauer widerstehen? Kein Wunder, dass trotz der jüdischen Procession der Wahn der Brunnenvergiftung unter den spanischen Juden die ersten Opfer forderte und dass im Jahre 1391 eben Sevilla dazu auserlesen war, mit den Judenverfolgungen zu beginnen. Es war nach einer Bekehrungspredigt. Das Volk stürzte sich auf die Juden, griff das Judenviertel an und tödtete 4000 Familien. Von Sevilla wälzte sich das Gemetzel nach

Córdova, Ascalona, Valencia, Barcelona, Gerona, überall die gräßlichsten Verheerungen anrichtend. Viele nahmen die Zwangstaufe an, um nur das nackte Leben zu retten. Aber der spanische Clerus gab sich damit nicht zufrieden. Um der Getauften sicher zu sein, ward die Inquisition eingeführt, die Untersuchung, ob der Getaufte nicht geheim dem angestammten Glauben treu geblieben. Thatsächlich waren die meisten dieser Täuflinge in ihren Herzen gute Juden und bemühten sich, in ihren Familien, bei ihren Kindern die jüdischen Traditionen zu erhalten. Sie befolgten alle Speisegesetze, feierten Sabbat und Feste, mieden den Kirchgang und alles, was sie an ihren neuen Glauben gemahnen konnte. Ihr höchstes Streben war, unauffällig aus Spanien zu entkommen, um in der neuen Heimat reuevoll zum Judenthume zurückzukehren. Durch diese Hingebung, die, weil sie geheim bleiben musste, eine überaus leidenschaftliche war, wird es erklärlich, dass manchmal noch die dritte Generation solcher Zwangstäuflinge wieder Juden wurden. — Die Inquisition verfolgte den Zweck, die geheimen Juden zu bestrafen, durch Tortur und Qual die Überlebenden ehrliche Christen werden zu lassen. Doch nicht genug, dass jene dem Tode geweiht waren, die ihr Judenthum etwas offener zur Schau trugen, begnügte sich die Inquisiton mit einer Anzeige, mit der geringsten Denunciation, um das Opfer seiner Familie zu entreißen, dem Henker zu überliefern; sie öffnete Thür und Thor der Angeberei, dem persönlichen Hasse, der Rache- und Beutelust, die sich bald gegen die getauften Juden, die langsam alle höheren Stellungen zu erklimmen verstanden haben, mit erbittertem Ingrimme wendete. — Diese jüdischen Täuflinge erhielten den Namen „Marranos“, — Bedeutung und Ursprung des Wortes konnten bis auf den heutigen Tag nicht erforscht werden — aus welchem Grunde sie auch von der Geschichte nur mit dem Namen „Die Marranen“ bezeichnet werden. — Im Jahre 1394 wurden die Juden wieder aus Frankreich verwiesen; im Jahre 1454 wurden die Bewohner der Stadt Breslau infolge der Hasspredigten Capistranos, der „Geißel der Hebräer“, gegen die Juden geführt, wobei 41 Juden verbrannt wurden; von da zog sich das Wüthen nach Olmütz und Brünn, wie auch nach Polen; wohin Capistrano

kam, war Tod in seinem Gefolge. In Spanien wühlte indessen die Inquisition weiter, erklomm unter Torquemada die höchste Staffel der Grausamkeit, um endlich in der Austreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492 unter Ferdinand und Isabella ihren Abschluss zu finden; ihr folgte einige Jahre darauf die Vertreibung aus Navarra und Portugal. Etwa 300.000 Juden wanderten aus und vielleicht ebensoviel nahmen die Taufe an. Spanien und Portugal verloren einen großen Theil ihrer besten Bevölkerung, die Länder verarmten, aber die Inquisition hatte gesiegt, die Juden verschwanden aus den Gebieten, in welchen sie eine autochthone Bevölkerung seit mehr als einem Jahrtausende gebildet hatten. Nunmehr beschäftigte sich die Inquisition das ganze 16. Jahrhundert hindurch beinahe ausschließlich mit den Neuchristen, die in Spanien und Italien in großer Zahl lebten. In ununterbrochener Reihenfolge erlassen die Päpste Edicte und Bullen, Strafen und Drohungen gegen die falschen Neuchristen, die mit allen Fasern ihrer Herzen an den Traditionen des Judenthums hängen, bis endlich das Schweigen der Inquisition über diesen Gegenstand verkündet, dass die Neuchristen — Christen geworden seien. Nach der Vertreibung aus Spanien hörten die Verfolgungen in großem Stile auf. Aus den reichen Juden waren Bettler geworden, und die Fürsten und Städte hatten nichts mehr von ihrer Verfolgung zu erwarten. Man ließ sie daher, wie ein zerbrochenes Geräth, achtlos in ihren Judenvierteln, die den italienischen Namen Ghetti führten. Nicht als ob Aderlässe und Ausweisungen nicht vorgekommen wären, die wurden fortgesetzt ohne Unterlass. Im Jahre 1670 fand die letzte Vertreibung der Juden aus Wien statt, und noch im Jahre 1775 erläſst Papst Pius VI. ein Edict gegen die Juden, das noch einmal mit aller Kraft alle gegen sie seit Jahrhunderten gerichteten Erlässe zusammenfasst. Aber der Hass stumpfte sich ab, er war gesättigt, befriedigt, man hatte wirklich keine Ursache mehr, den Juden erneuerte Qualen aufzuerlegen: die Judenheit war für das Christenthum schon lange unschädlich gemacht. Plünderungen und Verfolgungen wurden immer seltener, jedoch die Abneigung blieb, und selbst der Protestantismus änderte an diesem durch die Jahrhunderte anerzogenen Verhältnisse nur sehr wenig.

Zweiter Abschnitt.

Friedliche Wechselwirkung zwischen Christen und Juden.

Was hat die Juden unter den geschilderten Umständen dennoch erhalten? Wie haben sie ihr oft und oft bedrohtes Leben trotzallem recht und schlecht fortfristen können, und was hat sie vor Untergang bewahrt?

Als erstes, obwohl es lange nicht das erste war, was die Juden beschützt hat, nennen wir die Menschlichkeit, die Nächstenliebe. Angesichts des Elends, das die Menschen über Israel brachten, klingt es zwar wie Hohn, wenn da von Nächstenliebe gesprochen wird, trotzallledem muss es dankbar anerkannt werden, dass es selbst in der blutrünstigsten Zeit Kaiser, Päpste, Fürsten, Bischöfe, Bürger gab, die milde die Juden behandelten, die sie vor Misshandlung, Raub und Mord beschützten.

Kaiser Theodosius der Große, dessen vornehmstes Streben Gerechtigkeit war, entzog diese auch den Juden nicht. Als ein Bischof eine Synagoge einäschern ließ, befahl er ihm, sie auf eigene Kosten wieder zu erbauen, und erließ im Jahre 393 ein Gesetz, wonach die Synagogenschänder streng zu bestrafen seien. Ebenso behandelte die Juden der Ostgothe Theodorich, der mächtige Beherrscher des weströmischen Reiches am Ende des 5. Jahrhunderts. — Ziemlich frei von Vorurtheilen war auch Karl der Große, der nicht wie andere Fürsten die Juden bestrafte, wenn sie von Geistlichen Kirchengeräthe kauften, sondern die Geistlichen, die die Kirchenheiligthümer veräußerten. — Als infolge des „schwarzen Todes“ die Juden in Deutschland aus zahlreichen Städten flüchten mussten, ward Polen ein Zufluchtsland für die vielen Flüchtlinge. Reine Humanität leitete

König Kasimir den Großen im 14. Jahrhundert, als er die Juden begünstigte, Gesetze zu ihrem Schutze erließ und ihnen volle Handelsfreiheit gewährte, ihnen sogar gestattete, die Landestracht und, wie die Ritter, auch goldene Ketten und Degen zu tragen. Auch Kasimir IV. blieb diesen edlen Prinzipien treu. Die Privilegien, die er mehr als ein Jahrhundert später den Juden Polens ertheilte, waren solche, wie sie ähnliche in keinem Lande erhalten hatten: volle Freizügigkeit und freier Handel ward ihnen gewährt; wegen Blutbeschuldigung durfte kein Jude angeklagt werden, Geistliche durften sie nicht belästigen; ihre eigene Gerichtsbarkeit ward ihnen gelassen, und nur in den wichtigsten Fällen sollte das jüdische Gericht mit dem christlichen gemeinsam entscheiden. Auch die polnischen Könige Báthori und Sigismund III. im 16. Jahrhundert waren den Juden freundlich gesinnt. — Der geradezu idealen Zustände in Spanien unter der Herrschaft der Araber und, solange die nicht gebrochen war, auch unter den christlichen Königen haben wir schon gedacht. Zu welcher bewundernswerten Höhe das Judenthum in der Freiheit sich emporzuschwingen fähig ist, wie es Flügel und Schwingen bekommt, die es aus den Niederungen des Alltagslebens zu den lichten Sphären des Geistes erheben, wie es in der Freiheit religiös nicht verkümmerte, sondern zu ungeahnter Blüte sich emporrankt, werden wir später kennen lernen. Edle Fürsten waren Alfonso VI., Alfonso X. und sein Nachfolger Don Pedro in Spanien, Ende des 13. und anfangs des 14. Jahrhunderts; sie übten Recht und Gerechtigkeit gegen die Juden ihres Landes. — Ein glückliches Asyl ward den Juden die Türkei. Es war geradezu eine Vorsehung, dass Mohammed II. drei Tage nach der Eroberung Constantinopels einen Erlass ergehen ließ, der den Juden volle Freiheit zusicherte, denn die Juden Spaniens und Portugals mussten bald neue Heimstätten für ihre Familien suchen, die kein Herrscher in so menschenfreundlicher Weise ihnen gewährte, als Mohammed II. Tausende und Tausende spanischer Juden siedelten sich in den Balkanstaaten an, mit treuer, aber unverdienter Anhänglichkeit die Sprache und die Sitten Spaniens bis auf unsere Tage fortpflanzend.

Jedoch nicht allein die Menschlichkeit von Kaisern und weltlichen Potentaten, auch die so mancher Päpste und Bischöfe legte Balsam auf die Wunden, welche den Juden so häufig geschlagen wurden. Wie Gregor I. gegen Ende des 6. Jahrhunderts den Grundsatz aussprach, die Juden seien nur durch Überredung und Sanftmuth, nicht aber durch Gewalt zu bekehren, wie er in seinen Hirtenbriefen schrieb: „Wir verbieten, die Juden zu belästigen und zu beschränken gegen die eingeführte Ordnung", wie er Zwangstaufe und Bedrückung der Juden verabscheute, so gab es auch nach ihm manche Führer der Christenheit, die das Gesetz der Nächstenliebe auch auf die Juden ausdehnten. Dankbarst gedenkt unsere Geschichte der aufeinander folgenden Bischöfe von Speier, Rüdiger und Johann, die in dem fanatischen Sturme des ersten Kreuzzuges die Juden ihres Ortes mit echter Humanität beschützten. Besonders hervorzuheben sind die Päpste Alexander III. und sein Nachfolger, der von Juden abstammende Anaklet II., im 12. Jahrhundert, Honorius III., Gregor IX., Innocenz IV. und Gregor X., im 13. Jahrhundert und Martin V. im 15. Jahrhundert. Die Worte, in die dieser Papst seine Gerechtigkeitsliebe gegen die bedrückten Juden kleidet, zeugen von einem in jenen Zeiten seltenen Edelmuth: „Da die Juden Gottes Ebenbild tragen, ihr Überrest einst selig werden soll und sie unseren Schutz angefleht haben, so bestimmen wir nach dem Beispiele unserer Vorgänger, daſs sie in ihren Synagogen nicht belästigt, ihre Gesetze, Rechte und Gewohnheiten nicht angegriffen, sie nicht mit Gewalt zur Taufe gezwungen, auch nicht zur Feier der christlichen Feste angehalten, keine neuen Abzeichen zu tragen genöthigt und ihr geschäftlicher Verkehr mit Christen nicht gehindert werden sollen". — Welchen traurigen Einblick gewährt uns diese milde Bulle in die Fülle von Beschränkungen, die den Juden auferlegt waren! Papst Martin V. war es auch, der mit der berühmten Bulle vom 20. Feber 1422 den Bann aussprach über die Predigermönche, die das Volk gegen die Juden aufreizen. Er wendet sich auch gegen die wider die Juden erhobene Blutanklage, die er als ungerecht brandmarkt. „Auch ist furkomen fur uns" — lautet es in der deutschen Abfassung der Bulle —

„dass dy vorgenanten Juden dy vergifftnüss in dy prunn solten geworffen haben und ir osterprot mit menschenplut vermischt solten han, umb solliche missetat, dy den vorgenanten Juden mit unrecht wirt zugefügt, so verbieten wir alle Cristen und den vorgenanten predigern baid geistlicher und auch werntlicher, dass sy nitt bewegen sullen dy Cristen wider die Juden, wer oder welliche wern, die dawider täten, die sind verurtailt des pannes der heiligen Kirchen.“ Er stützte sich auf die Bullen seiner Vorgänger Innocenz IV. und Gregor X. Der erstere entkräftet die Blutbeschuldigung in dem Hirtenbriefe vom 5. Juli 1247, der zweite in dem vom 7. Oktober 1272.

Es ist geradezu wunderbar, dass das Judenthum so geknechtet, dennoch auch solche Gönner im Mittelalter hatte, die aus Sympathie für die Lehren des Judenthums seine Qualen zu mildern trachteten und den Juden freundschaftlich gesinnt waren. Das Judenthum hat selbst in seiner traurigen Leidensgestalt im christlichen Mittelalter seine Mission erfüllt: es blieb das lebendige Zeugnis für die Lehre Mosis, die Verkörperung des Monotheismus, der unfreiwillige Ermahner für die Christenheit zur religiösen Verinnerlichung. Ohne die Anwesenheit der Juden wären edle Priester nicht erinnert worden, die heilige Schrift zu prüfen, über ihre Lehren nachzudenken, sie wäre verschollen, vergessen worden. Trotz der schwersten Qualen, die den Juden auferlegt worden, sehen wir doch in allen Gegenden, wo sie in größerer Zahl lebten, freisinnige Secten erstehen, die zwar in keinerlei Zusammenhang mit dem Judenthum traten, dennoch seinem Kerne sich in auffallender Weise näherten. Nie wäre **Luther** mit seinem flammendenden Worte auf den Weltschauplatz getreten, wenn nicht schon vor ihm mittelbar durch die Juden die deutschen Gelehrten zum Studium der heiligen Schrift angeregt worden wären. Um dies nur durch Eines zu erhärten, mag die Thatsache erwähnt werden, dass Luther zu der einfachen Bibelexegese, ein grundlegendes Princip des Protestantismus, durch die Bibelcommentarien des französischen Ordensprovinzials **Nikolaus de Lyra**, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wirkte, hingeleitet wurde, so dass es zum geflügelten Worte des Mittelalters wurde: „Si Lyranus non lyrasset, Lutherus

non saltasset" „hätte Lyra nicht gegeigt, tanzte Luther nicht." De Lyra wieder lernte von getauften Juden hebräisch, die ihn in Raschis Commentar einführten, den er hochschätzt und sich zum Muster nimmt. — Kaiser Julian, Ende des 4. Jahrhunderts, fasste eine besondere Zuneigung zum Judenthum. Abgestoßen von den harten Bedrückungen, welchen die Juden unter Constantius ausgesetzt waren, wendete er sich der jüdischen Lehre zu, erließ ein Sendschreiben an die Juden seines Reiches, in welchem er ihnen versprach, nach dem glücklich beendeten Perserkriege Jerusalem auf eigene Kosten zu erbauen und den Opferdienst einzuführen. Es kam auch zu Vorbereitungen zum Tempelbaue, doch des Kaisers plötzlicher Tod machte allen Hoffnungen ein Ende. — Einer ausgedehnten Freiheit erfreuten sich die Juden unter dem Nachfolger Karls des Großen, unter König Ludwig dem Frommen; sie besaßen vollständige Gleichheit, selbst die Wochenmärkte wurden ihnen zu Liebe vom Sabbat auf den Sonntag verlegt, und unbeschränkt durften sie überall Handel treiben, sogar ein Judenmeister ward ernannt, über die Privilegien der Juden zu wachen. Das alles dankten sie der Gattin des Kaisers, der Kaiserin Judith, die eine so besondere Vorliebe für das Judenthum zeigte, eine so tiefe Verehrung für Moses und die israelitischen Helden, dass der ganze Hof, ja selbst die Geistlichkeit von ihr angeeifert das höchste Bestreben zeigten, die Lehren des Judenthums kennen zu lernen. Dadurch war die Regierungszeit Ludwig des Frommen für die Juden ein glückliches Zeitalter, wie sie es in Europa weder vorher noch nachher erlebt hatten. — Auch die Bewegung der Albigenser und Waldenser, so trübe Folgen sie auch später für die Juden hatte, hat doch zweifellos eine Zeit lang die Verhältnisse der Juden unter den Anhängern dieser Secte gemildert und gebessert.

Mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts trat für die Juden allmälig die Zeit der körperlichen Sicherheit ein. Wenn sie auch noch immer verachtet, vom Pöbel misshandelt, hie und da auch aus ihren Wohnsitzen vertrieben wurden, so ist doch eine gewisse Beruhigung unverkennbar. Diese Besserung ist zum Theile dem Interesse zu danken, das im 17. Jahrhundert in immer höherem Maße dem Judenthume entgegengebracht

wurde. Schon mit Reuchlin beginnt die gelehrte Christenheit sich für die hebräische Sprache zu interessieren. Johannes Reuchlin (1455—1521) war als einer der angesehensten und gelehrtesten Männer Deutschlands in seinem Wissensdurste zu dem Entschlusse gelangt, auch die hebräische Sprache zu erlernen. In diesem Streben bestärkte ihn der Graf Pico de Mirandola in Florenz, der ihm Mittheilungen machte von der Großartigkeit der jüdischen Kabbala, der Geheimlehre, welche das Christenthum verkünden solle. Reuchlin lernte mit großem Eifer bei mehreren Rabbinern Hebräisch, wodurch sich ein herzliches Verhältnis zwischen den jüdischen Lehrern und dem christlichen Schüler entwickelte. Bald galt auch Reuchlin als der beste christliche Hebraist der ganzen civilisierten Welt. Der Judenheit trug es gute Früchte. Anfangs des 16. Jahrhunderts kam nach Köln der aus Mähren stammende Täufling Pfefferkorn, der den Dominicanern in Köln seine Dienste gegen die Juden anbot. Die Kölner Dominicaner, die sehr gerne die spanische Inquisition in Deutschland neu aufleben lassen wollten, fahndeten schon lange nach einem treuen Helfer jüdischer Abstammung und griffen gierig nach Josef Pfefferkorn. Dieser schändliche Mensch hatte ein einziges Ziel sich in den Kopf gesetzt: die Vernichtung des Talmuds. Er schrieb Brandschriften gegen den Talmud, voll der alten Lügen und Verleumdungen, und erschwindelte vom Kaiser Maximilian die Erlaubnis, die Talmudexemplare den Juden abzuverlangen und zu prüfen. Die Juden jedoch verstanden es, das Mandat rückgängig zu machen. Noch zweimal wiederholte sich derselbe Vorgang, bis schließlich der Kaiser ein Gutachten Reuchlins und anderer Gelehrten verlangte. Reuchlin erklärte in einer Schrift, dass, wenn auch der Talmud manches Abscheuliche enthalte, er doch nicht zu vernichten sei, dass im Gegentheile das hebräische Schriftthum gepflegt werden solle; an jeder Universität solle die hebräische Sprache öffentlich gelehrt werden, damit die heilige Schrift im Urtexte gelesen und die Kabbala verstanden werden könne. Aus diesem Gutachten heraus erstand der weltberühmte Pfefferkorn-Reuchlinische Streit, der Streit des Humanismus gegen die Finsternis, welcher mit dem Siege der

Reuchlin-Partei endete. Den Gedanken des hebräischen Urtextes nahm nach Reuchlin Luther wieder auf, und katholische wie protestantische Gelehrte studierten mit Eifer Hebräisch. Eine förmliche Schwärmerei entstand für die hebräische Sprache. Alle Welt, in Deutschland und Italien besonders, wollte Hebräisch lernen. Zu dem Zwecke wurden gelehrte Juden aufgesucht, die bereit waren, Unterricht zu ertheilen, so die berühmten Grammatiker Elia Levita und Abraham de Balmes. Manches Vorurtheil wurde dadurch beseitigt, der Haſs gedämpft, die Verachtung gemildert. Jüdische Schriften wurden von Christen herausgegeben, und im Jahre 1517 edierte der christliche Buchdrucker Daniel Bomberg in Venedig die erste großartige Bibel, hebräischen Urtext mit vier jüdischen Commentaren. Es konnte natürlich nicht fehlen, daſs die Liebe zur Bibel und zum jüdischen Schriftthum manche zum Nachdenken über Judenthum und Christenthum führte. Die Folge war, daſs im 17. Jahrhunderte eine Secte entstand, die den Lehren des Judenthums im religiösen Leben mehr Geltung verschaffen wollte und besonders die Heiligung des Sabbates in den Vordergrund stellte. Diese Secte wurde „Judenzer", „Semijudaei" genannt und hat ganz hervorragend unter den englischen und galizischen Christen eine große Zahl Anhänger gefunden. — Wie das immer der Fall war und ist, bemühten sich sowohl Protestantismus, als auch Katholicismus dieser Neigung entgegenzuarbeiten; von allen Seiten wurde der im Anheben sich befindende Verkehr mit den Juden abgebrochen und neue judenfeindliche Schriften und Bullen erschienen, um die alten kaum vergessenen Leiden heraufzubeschwören. Aber der Geist, der einmal gerufen wurde, ließ sich nicht mehr bannen. Trotz des rückschrittlichen Eingreifens der Päpste und vieler protestantischen Geistlichen nahm die Vorliebe für die Bibel und die jüdische Literater immer mehr zu. — Zu hoher geschichtlicher Bedeutung entwickelte sich diese Gelehrtenliebe in Holland und England. Holland hat den flüchtigen spanischen und portugiesischen Juden, wie auch später den Scheinchristen Spaniens, den Marranen, in Erkenntnis der mercantilen Bedeutung dieser reichen und angesehenen jüdischen Familien wohlwollend seine Thore geöffnet, und in Amsterdam

erblühte eine durch Wissen und Reichthum hervorragende jüdische Gemeinde. Einer der Rabbiner dieser Gemeinde war Manasse ben Israel, ein Mann von reichem Wissen, großer Beredtsamkeit und weltmännischer Führung. Er verfasste eine Menge philosophischer Schriften, die von den Zeitgenossen, von Christen und Juden, gelesen wurden. Unter den holländischen Gelehrten war es Joseph Scaliger, das Orakel der protestantischen Theologen, auf dessen Beispiel hin seine zahlreichen holländischen, französischen und englischen Schüler mit der hebräischen Sprache und der rabbinischen Literatur sich beschäftigten. Johannes Buxtorf in Basel, der viele Bücher über das Judenthum schrieb, correspondierte mit jüdischen Gelehrten in hebräischer Sprache, Staatsmänner wie Hugo Grotius verwendeten ihre Mußezeit zum Studium der jüdischen Wissenschaft. Selbst Frauen beschäftigten sich mit der rabbinischen Literatur, die Königin Christine von Schweden lernte in Amsterdam Zuneigung für das Hebräische. Die holländischen Gelehrten scharten sich um Manasse ben Israel, um von ihm zu lernen, so dass er unter den Christen eine Bedeutung erlangte, die jeden durch Amsterdam reisenden christlichen Gelehrten bewog, den jüdischen Philosophen aufzusuchen. Gefördert wurde diese Verehrung des jüdischen Schriftthums durch die eigenthümliche messianische Schwärmerei, welche um diese Zeit in ganz Europa, insbesondere in England, ihre Blüten trieb. Das Buch Daniel schildert im zweiten Capitel die Deutung des Traumes Nebukadnezars durch den Propheten, laut welcher einst ein Reich erstehen wird, das nie endet, das nie vergeht, das Reich Gottes auf Erden, das tausendjährige Reich. Von diesem tausendjährigen Reiche schwärmte man im 17. Jahrhunderte. Männer und Frauen traten auf und verkündeten verzückt das Nahen dieses Reiches. Eine Bedingung dieses Reiches war aber, dass Israel, das Volk Gottes, wieder nach Palästina heimkehre, um dort den Messias des tausendjährigen Reiches, den wiedererstandenen Christus, anzuerkennen. Eine Unzahl Bücher wurde nun in allen Ländern geschrieben, welche sich mit der Heimkehr Israels beschäftigten. In England, wo seit Jahrhunderten kein Jude wohnte, zeitigte diese messianische Schwärmerei in Verbindung mit dem Studium der

hebräischen Sprache und der Erforschung der Bibel die merkwürdigsten Früchte. Die Puritaner versenkten sich in die Heldengestalten des alten Testaments, in die Gesetze Mosis, das ganze englische Leben erhielt einen religiösen Anstrich, welcher zu grenzenloser Verehrung des Mosaismus und der Juden führte. Ein Schriftsteller stellte den Antrag, man möge den Sabbat wieder einführen, ein anderer, dass man die Thora zum Staatsgesetze mache, der große Oliver Cromwell selbst schwärmte für Israel. Schriften wurden veröffentlicht, in denen gefordert wurde, dass die Christenheit den Juden Genugthuung gebe für die vielen Leiden, die ihnen zugefügt worden. — Manasse ben Israel, der selbst Mystiker war und wie die meisten Juden jener Zeit auf die baldige Ankunft des jüdischen Messias hoffte, hatte eine große Sehnsucht: den Juden die Erlaubnis zu verschaffen, sich wieder in England anzusiedeln. Heißt es doch in der h. Schrift, dass die Juden über die ganze Erde zerstreut sein müssen, ehe der Messias käme und sie befreie. Er benützte daher die Stimmung in England, überreichte dem Parlamente ein Bittgesuch um Zulassung der Juden. Doch ein zwischen Holland und England ausgebrochener Krieg zerstörte die Annäherung. Kaum war jedoch Frieden geschlossen, als Manasse abermals sein Gesuch überreichte. Cromwell selbst war ein eifriger Verfechter der Zulassung, und am 4. Dezember 1655 trat unter Cromwells Führung eine Commission zur Berathung des Gegenstandes zusammen. Jedoch die Judenfeinde, deren es ja noch immer viele und mächtige gab, hetzten das Volk auf, gaben Flugschriften gegen die Juden heraus und verstanden es die Berathungen ins Endlose auszudehnen, bis schließlich Cromwell seinen Wunsch, die Juden mittelst Parlamentsbeschlusses in England wieder aufzunehmen, aufgeben und sich begnügen musste, stillschweigend die Uebersiedlung zahlreicher jüdischen Familien aus Hamburg und Amsterdam nach London zu billigen. — So sehen wir, wie das Interesse für das Judenthum im 16. und 17. Jahrhundert den Juden selbst zugute kam und ihre sociale Stellung besserte. Gab doch Wilhelm Surenhusius in Amsterdam, Ende des 17. Jahrhunderts, die Mischna mit lateinischer Uebersetzung heraus und Jakob Basnage,

protestantischer Theologe in Frankreich, schrieb eine vielbändige Geschichte der Juden in französischer Sprache.

Aber es fehlte auch nicht an christlichen Gelehrten, die ihre Kenntnis des Judenthums zur Bethätigung des Judenhasses ausbeuteten. Unter den Männern, die dem Judenhasse neue Nahrung zuführten, sind die bekanntesten Johann Christoph Wagenseil und Johann Andreas Eisenmenger. Wagenseil gieng von dem Wunsche aus, die Juden zu bekehren, und schrieb in diesem Sinne auch gegen das Judenthum, die protestantischen Fürsten auffordernd, energisch an die Judenbekehrung zu schreiten. Sein Hass gegen das Judenthum gieng aber nicht so weit, dass er zur Verbreitung der lügenhaften Märchen über dasselbe seinen ehrlichen Namen geborgt hätte; er schrieb sogar ein Buch gegen den Aberglauben vom Gebrauche des Christenblutes bei den Juden. Anders geartet war der protestantische Orientalist Eisenmenger. Sein „Entdecktes Judenthum" ist ein Tummelplatz sämmtlicher alten und neuen Anklagen wider das Judenthum, von dem Vorwurfe der Gotteslästerung im Talmud bis zum Aberglauben vom Christenblute, und bildet auch heute noch die Quelle der gehässigen Angriffe gegen die Juden und ihre Religion. Im Jahre 1700 wurde es in Frankfurt a. M. in Druck gelegt, doch gelang es den Juden, durch Vermittlung des österreichischen Hoffactors Samson Wertheimer die Beschlagnahme des Buches bei dem Kaiser Leopold I. durchzusetzen, und Eisenmenger selbst erlebte die Veröffentlichung seines Buches nicht. Erst nach seinem Tode erwirkten die Freunde Eisenmengers die Erlaubnis bei Friedrich I., dem Könige von Preußen, das Buch in Königsberg im Jahre 1711 erscheinen zu lassen. Etwas weniger gehässig ist das unstreitbar überaus wertvolle Buch des Johann Jacob Schudt: „Jüdische Merkwürdigkeiten", im Jahre 1714 erschienen. Doch abgesehen von dieser lügenhaften Ausnützung der hebräischen Kenntnisse von Seiten einiger christlichen Gelehrten trug im allgemeinen die Lüftung des Schleiers, der über das Judenthum ausgebreitet war, sehr dazu bei, gegen die Juden unter der denkenden Bevölkerung eine mildere Auffassung walten zu lassen.

Ein noch besserer Helfer in der Noth war der allgemein

wissenschaftliche Verkehr zwischen christlichen und jüdischen Gelehrten im Mittelalter, der der jüdischen Gesammtheit unschätzbare Wohlthaten erwies. Allerdings können wir sagen, dass der wissenschaftliche Verkehr zwischen Juden und Christen ausschließlich auf Italien und Holland sich beschränkte. In Italien war es das 13. Jahrhundert, dasselbe, welches mit Innocenz III. die härtesten Bedrückungen den Juden auferlegte, in welchem in hervorragendstem Maße durch Kaiser Friedrich II. jüdische Gelehrte höchste Anerkennung erlangten. Die jüdischen Gelehrten wurden dadurch, dass sie die Forschungen der Araber auf allen Gebieten des Wissens übersetzten und commentierten, die eigentlichen Begründer der mittelalterlichen Wissenschaft. Friedrich II., selbst Philosoph und der Wissenschaft zugethan, zog jüdische Gelehrte an seinen Hof, mit denen er disputierte, philosophische Gespräche führte und die er seinen christlichen Hofgelehrten, wie Michael Scotus und der Astrologe Theodorus, vollständig gleichstellte. Jakob ben Abbamare und Jehuda ben Salomo Kohen giengen am Hofe des Kaisers ein und aus. Ebenso standen Juden als Übersetzer und Gelehrte bei Carl I. und Robert I. von Anjou, beide in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in höchster Gunst. Carl I. schloss besonders den Übersetzer Kalonymos ben Kalonymos in sein Herz, und Juda ben Moses aus Rom soll den König Robert im Hebräischen unterrichtet haben. Abgesehen von diesem Verkehre in den höchsten Kreisen finden wir jüdische Gelehrte auch an den italienischen Universitäten als Lehrer der Medicin und Philosophie. Wie sich in Holland die Männer der Wissenschaft und die Notablen um Manasse ben Israel scharten, ist uns schon bekannt, ebenso, wie dieser seinen mächtigen Einfluss zur Besserung der politischen Verhältnisse der Juden benützte. Und was ihm gelang, erreichten auch, bald mehr, bald weniger, alle gelehrten Juden, die bei christlichen Vertretern der Wissenschaft in Ansehen standen. Wenn auch diese Wirksamkeit nur selten in die Öffentlichkeit drang, dass sie eine beruhigende und aufklärende war, ist über jeden Zweifel erhaben.

Der dritte Factor, mit dessen Hilfe von den Juden manch blutiger Schlag abgewendet wurde, waren die jüdischen Ärzte.

Die dem jüdischen Stamme innewohnende Menschenliebe, Opferfreudigkeit, Hingebung, Liebe zu Kindern und Ehrfurcht vor der Wissenschaft prädestinierten ihn zur Medicin. So finden wir denn auch die Juden in allen Ländern nächst der rabbinischen Wissenschaft mit Feuereifer der Medicin sich widmen, und jedes Land hatte im Mittelalter eine stattliche Zahl jüdischer Ärzte aufzuweisen, die von den vornehmsten christlichen Familien aufgesucht wurden. Wenn auch keine Kirchenversammlung und kein judenfeindlicher Erlass es unterließ, der Bevölkerung von der Zuhilfenahme jüdischer Ärzte abzurathen, so konnten oft selbst Päpste und Kaiser nicht umhin, den berühmten jüdischen Arzt zur Heilung ihrer kranken Leiber zu Rathe zu ziehen. Dass diese jüdischen Ärzte, die von den Päpsten als Haus- und Tischgenossen aufgenommen, denen für ihre Person alle möglichen Erleichterungen, oft auch die vollen Bürgerrechte ertheilt wurden, die gewöhnlich auch große hebräische Bildung besaßen und mit der rabbinischen Literatur sich schriftstellerisch beschäftigten, ihren Einfluss an den Höfen häufig zur milderen Behandlung der Juden benützten, beweist uns die Geschichte der Juden auf zahlreichen Blättern. Es genügen für den Einfluss der jüdischen Ärzte zwei Beispiele: Als der berühmte, von so weittragenden Folgen begleitete Reuchlin-Pfefferkorn-Streit entbrannte und vom Papst Leo X. eine Commission bestellt wurde, welche die Schutzschrift Reuchlins für den Talmud prüfen sollte, richtete Reuchlin einen hebräischen Brief an Bonet de Lattes, den Leibarzt des Pastes, in welchem er ihn bittet, seinen Einfluss dahin geltend zu machen, dass die Commission nicht in Köln, sondern in seinem, Reuchlins, Gerichtssprengel tage. — Der Vicekämmerer des Papstes Martin V. gewährte laut Zuschrift vom 8. September 1420 dem Magister Elia Alamanus, Hausgenosse und Arzt des Herzogs von Bourbon, der Briefe des Königs Alphons IV. von Aragon an den Papst zu überbringen und mit diesem über die Angelegenheiten seines König zu verhandeln hat, aus Rücksicht für den König und den Herzog auf ein Jahr freies Geleit nach Rom zur Curie.

Aber all' das zusammen, Menschlichkeit, religiöse Annäherung, wissenschaftlicher Verkehr, Dankbarkeit gegen den jüdischen

Arzt, wäre nicht imstande gewesen, den Juden trotz aller Verfolgungen das Dasein erträglich zu machen, wenn nicht ihr geschäftliches Talent ihnen geholfen hätte. Die Juden waren dem christlichen Mittelalter einfach unentbehrlich und ire größten Feinde waren bemüht, sie für ihre geschäftlichen Transactionen auszunützen. Ihrer Geschäftskundigkeit allein ist es zu danken, dass sie immer wieder von den Mächtigen der Länder beschützt wurden, und vertrieb sie ein Machthaber, so nahm sie der Nachbar in guter Berechnung auf; selbst jene, die sie aus dem Lande jagten, waren kurze Zeit darauf froh, wenn sie zurückkamen. Und nicht allein ihr Geschäftssinn, sondern auch ihre geschäftliche Gewissenhaftigkeit machte sie oft zu Berathern von Kaisern und Sultanen. Infolge ihrer Weltkenntnis — die Juden bereisten alle Länder — erlangten sie auch Sprachenkenntnis, kannten Land und Leute, und nicht nur einmal wurden sie mit wichtigen Missionen betraut. Die Geschichte des jüdischen Mittelalters weiß nicht von Juden zu erzählen, die ihr Vaterland oder ihren Herrn verrathen oder betrogen hätten. Schon Karl der Große schätzte das kaufmännische Talent der Juden und gab ihnen den Kirchenbehörden zu Trotz weitgehende Privilegien. Als er an den Khalifen Harun Arraschid im Jahre 797 eine Gesandtschaft schickte, war der Jude Isak zum Dolmetsch mitgesandt; als die Abgesandten auf dem Heimwege starben, brachte Isak allein dem Kaiser des Sultans reiche Geschenke und wurde von Karl in Aachen feierlichst empfangen. — Ebenso benützte Alfonso VI., König von Castilien, die Juden für seine diplomatischen Verhandlungen mit den Khalifen und lohnte den Juden die treuen Dienste durch Freiheit und verbriefte Rechte. — Der Bischof Rüdiger Huozmann von Speier wusste nicht besser die Wohlfahrt seiner Stadt zu fördern, als dass er den Juden volle Handelsfreiheit gab und die Erlaubnis, Ländereien, Häuser, Gärten und Felder zu besitzen. — Erzherzog Friedrich I. der Streitbare, in Österreich (13. Jahrhundert), ließ seine Finanzen von jüdischen Beamten verwalten und ertheilte ihnen Ehrentitel; zweifellos war es dem Einfluss dieser Männer zu danken, dass Friedrich das berühmte Rechtsstatut herausgab, das in seinen dreißig Paragraphen den Juden vollen Schutz und volle Gleichheit

gewährte. — Als nach dem furchtbaren Wüthen des Pöpels gegen die Juden zur Zeit des „schwarzen Todes“ uralte Gemeinden vollständig verschollen waren und die Juden gleich gehetzten Rehen unruhig hin und her wanderten, da ergriff Fürsten und Städte, selbst Geistliche eine förmliche Sucht „Juden zu haben“. Der Bischof von Augsburg bewarb sich beim Karl IV. um die Befugnis „Juden zu heimen und aufzunehmen.“ Auf dem Reichstage zu Nürnberg, 1355, musste der Kaiser den Kurfürsten das bisher ihm allein zustehende Recht, Juden als Kammerknechte zu besitzen, einräumen, worauf die Kurfürsten sich beeilten, Juden in ihre Städte und Dienste aufzunehmen. — Karl V., König von Frankreich um die Mitte 14. Jahrhunderts, hatte einen Juden zu seinem Finanzberather, den Menassier aus Vesou. Um die zerrütteten geschäftlichen und finanziellen Verhältnisse des Landes zu bessern, rieth Menassiez seinem Herrn, der damals noch Dauphin war, die aus Frankreich verbannten Juden zurückzuberufen und ihnen Rechte zu ertheilen; Karl befolgte den Rath und auch als König blieb er ihr Beschützer. — Auf das Betreiben des päpstlichen Stuhles wurden die Juden aus Spanien 1492, aus Portugal 1498 vertrieben. Nichtsdestoweniger nahmen die Päpste die jüdischen Flüchtlinge und selbst Marranen im Kirchenstaate auf und sahen gerne diese tüchtigen Kaufleute in den größten Städten ihres Staates sich ansiedeln. Der beste Beweis dafür, wie man den Wert der Juden zu schätzen wusste, gibt die Aufnahme der aus Spanien und Portugal flüchtigen Juden in allen Ländern, bei denen sie um Einlass baten. Wie die Päpste selbst den Kirchenstaat ihnen öffneten, so fanden Tausende im Königreiche Neapel Zuflucht, ebenso in der Türkei; die Niederlande, die Hansastädte, besonders Hamburg, unterdrückten jeden Judenhass in Erkenntnis der großen materiellen Förderung, welche die Juden ihnen brachten, und ließen sie zu. — Im 17. Jahrhundert entwickelte sich in Österreich das sogenannte Hofjudensystem. Bald nach der letzten Vertreibung der Juden aus Wien im Jahre 1670 finden wir die Familien Oppenheimer und Wertheimer zu angesehenen Stellungen sich emporschwingen. Volle Handelsfreiheit, Befreiung vom Tragen des gelben Fleckes, das Recht, überall zu wohnen,

liegenden Besitz zu erwerben, wurde ihnen verliehen, wofür diese Hofjuden den stets leeren österreichischen Staatsschatz immer zu füllen hatten. Natürlich ließen die Hofjuden die Gelegenheit sich nicht nehmen, auch für ihre Glaubensgenossen zu wirken und ihnen eine leidliche Existenz zu schaffen. — Ebenso war es die commercielle Bedeutung, die den aus Wien Vertriebenen in Preußen eine neue Heimat gab. In der Mark Brandenburg bestand schon lange das Verbot, Juden aufzunehmen. Aber der große Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte, dass die Anwesenheit von Juden dem Gedeihen seines aufstrebenden Staates nicht schaden könne, er erklärte sich daher bereit, fünfzig jüdischen Familien das Ansiedlungsrecht zu geben und für dieselben einen Duldungsact auszustellen. Sein Gesandter in Wien setzte sich in Verbindung mit den reichsten Juden Wiens, und so siedelten fünfzig angesehene Wiener jüdische Familien nach der Provinz Brandenburg über. Natürlich blieb es nicht bei dem ersten Schritte, denn bald sehen wir in Preußen angesehene große jüdische Gemeinden entstehen.

So waltet eine wahrhaft göttliche Vorsehung über die Geschicke der Judenheit in ganz Europa. War der Zwang, sich ausschließlich dem Handel ergeben zu müssen, für die Juden zum Theil ein Unglück, so war er wieder andererseits zu ihrem einzigen Rettungsanker geworden: verachtet, verfolgt, wurden sie doch immer herangezogen und geschätzt. Ihre geistige Mithilfe ward von den Theologen und Philosophen stets gerne begehrt und angenommen. Immer wieder finden sich Männer, die mit Hilfe jüdischer Lehrer und Mitarbeiter der Quelle des Christenthums nachgehen und den getrübten Lauf an seinem krystallklaren Ursprung aufsuchen zum Nutzen der leidenden Judenheit.

Dritter Abschnitt.

Geistige Entwickelung der Juden von der Abfassung des Talmuds bis zum 18. Jahrhundert.

Dem christlichen Mittelalter verleiht die spanisch-arabische Epoche einen seiner lichtvollsten Anziehungspunkte. Córdova, Granáda, Sevilla mit ihren maurischen Thürmen, Moscheen und Palästen, mit ihrem orientalischen Schmuck und Glanz, mit ihrem Sang und Frohsinn, diese Mischung von Arabern und Spaniern in Wissen, Dichtung, Forschertrieb und Sinn für alles Erhabene und Schöne, ist auch heute noch, in der Erinnerung, so farbenprächtig und blendend, wie sie einst in Wirklichkeit gewesen ist. Mohammedaner, Christen und Juden fühlten sich da wohl und glücklich unter der duldsamen, ausgleichenden Herrschaft der Omaijaden. „Córdova, die helle Zierde der Welt, die junge herrliche Stadt, stolz auf ihre Wehrkraft, berühmt durch die Wonnen, die sie umschließt, strahlend im Vollbesitze aller Dinge" —, so preist um das Jahr 960 unter der glorreichen Regierung Abderrachmáns III. die gelehrte Nonne Hrotswitha von Gandersheim die Residenz der omaijadischen Fürsten. — Dem Judenthume ist diese Epoche mehr als eine liebliche Erinnerung, mehr als das Andenken an Freiheit und Ansehen, sie ist die Quelle seiner Neubelebung, sie bedeutet seine geistige Auferstehung, seinen geistigen Höhepunkt, bleibt sein Stolz und Ruhm alle Zeiten hindurch. Von der Größe dieser Epoche zehrten Jahrhunderte, und nicht einmal das Judenthum unserer Zeit kann sich mit dem mächtigen Aufschwunge jener Geschlechter messen.

Eben als Mohammed, der kühne Religionsstifter, alle Einleitungen getroffen hatte, seinem Glauben die benachbarten

Perser und Byzantiner mit Hilfe des Schwertes zu gewinnen, als er mit seinen feurigen Truppen Persien und das byzantinische Reich überfluthen wollte, ereilte ihn der Tod. Seine Nachfolger Omar, Othman, Ali, wie die darauffolgenden Khalifen aus dem Hause der Omaijaden setzten das Werk Mohammeds mit Geschick und Glück fort; vielleicht noch nie hat ein junges, stürmisches Volk in so kurzer Zeit die Weltherrschaft an sich gerissen, wie es die Araber gethan haben. Bald war ganz Persien bis weit hinein nach Indien, bald der ganze Westen, die kleinasiatischen Besitzungen des griechischen Kaiserreiches in ihrem Besitze; zur selben Zeit eroberten sie Nordafrika, von wo sie anfangs des 8. Jahrhunderts über Spanien und Sicilien in Europa eindrangen. Zwei große Schlachten beendeten das Vordringen der Araber: im Jahre 718 schlug Leo der Isaurier den Angriff der Mohammedaner auf Constantinopel zurück, und im Jahre 732 trieb Karl Martell zwischen Tours und Poitiers die feindlichen Heere zu Paaren. Innere Streitigkeiten verhinderten dann die Bekenner des Islam, die Welteroberung von neuem auszudehnen, die Omaijaden wurden gestürzt, die Herrschaft übernahmen die Abbassiden, die Khalifen von Bagdad, die „gottbegnadete Dynastie" im Jahre 749. Von dieser Zeit an wendeten die Khalifen größere Sorgfalt der innern Verwaltung zu, die nicht allein dadurch erschwert wurde, dass die alte Stammeseifersucht der Araber nun im Frieden wieder mächtig aufloderte, sondern auch durch die Verschiedenheit der Völker dieses Weltreiches: die Verschmelzung der persischen, syrischen, berberischen Elemente mit dem arabischen war selbst nach Annahme des Islam von Seiten der unterworfenen Völker eine Aufgabe, der viel größere und klügere Politiker als es die Araber waren, nicht gewachsen wären. Erst den Khalifen der Abbassiden gelang die Assimilierung des arabischen und persischen Volksthums, wodurch eine Blüte der Civilisation gezeitigt wurde, die nur an wenigen Stellen der mittelalterlichen Welt schöner sich entfaltet hat und für die Menschheit segensreiche Früchte trug. Vor allem baute der erste Abbassidenkhalife El-Mansur an der Grenze zwischen Arabien und Persien eine neue prächtige Haupt- und Residenzstadt, der er den Namen

„Bagdadh", „die Gottgegebene" verlieh. Dann gieng er daran, den geistigen Austausch zwischen Arabern und Persern herzustellen. Die Araber besaßen nichts als den Korân und ihre Volkspoesie voll herber Kraft, trotzigen Stolzes, schneidenden Spottes. Da der Korân nicht übersetzt werden durfte und auch ursprünglich, gleich unserem Thoratexte, unvocalisiert war, musste er den persischen Islamiten lesbar und verständig gemacht werden. Sein oft epigrammatischer Inhalt gab wieder Anlass zu vielerlei Erklärungen, die nur durch Zusammenstellung der mündlichen Tradition Mahammeds ihre endgiltige Entscheidung finden konnten, ebenso wie im Judenthume die mündliche Lehre auf Moses zurückgeführt wird. So erstanden in Arabien Grammatik und Traditionswissenschaft, die nur für den Korân lebend und in denselben aufgehend zu Korâncommentaren und zur Dogmatik führten. Das war das Um und Auf dessen, was die Araber nebst ihrer kriegerischen Tüchtigkeit dem persischen Elemente als Morgengabe brachten. Ungleich mehr war das, was die Perser den Arabern zu lehren hatten. Seitdem Alexander der Große im 4. Jahrhundert v. Chr. Asien zu erobern suchte, waren Syrien, Armenien, Persien, Parthien von griechischen und römischen Söldnerscharen stets überfluthet, die griechisches und römisches Wissen mit sich führten. In Persien ließ im 6. Jahrhundert n. Chr. Chosro Anoschirwan allen Wissenschaften seinen Schutz angedeihen. Als der oströmische Kaiser Zeno die berühmte syrische Schule zu Edessa schließen ließ, flüchteten die vertriebenen Gelehrten ins persische Reich, fanden bei den Sasaniden glänzende Aufnahme und gründeten die Schulen von Gondéschapûr, in denen man griechische Werke ins Syrische übersetzte, bald auch griechische Philosophen, Mathematiker und Astronomen ins Persische. Dadurch wurden selbstständige Arbeiten angeregt, die zumal in Geographie und Geschichtsforschung Hervorragendes leisteten. Als daher El-Mansûr in Bagdad den Plan fasste, persisches und arabisches Wissen zu vereinen, strömte den Arabern griechische Medicin, Philosophie, Mathematik, Astronomie, dazu die Eleganz und Feinheit der persischen Dichtkunst zu, und wurde von ihnen mit jugendlicher Gier aufgenommen. Doch nicht nur Gondéschapûr lieferte die

Übersetzer der griechischen Wissenschaften, unter dem Khalifen Ma'amún zogen aus den Klöstern des eigentlichen Mesopotamiens syrische Gelehrte nach Bagdad, die noch viel mehr als die Weisen von Gondéschapúr den Arabern ihr Wissen, besonders Naturwissenschaften und Astrologie, übermittelten. Dadurch ward unter den persischen Islamiten eine gewisse Freigeistigkeit geweckt, die bald in heftige Fehde gerieth mit der altarabischen Orthodoxie. Sie betraf vor allem den Streit über das Geschaffensein des Korân, das heißt, über die Frage, ob der Korân geoffenbart oder Menschenwerk sei, in zweiter Reihe den Fatalismus, die Lehre von dem unabänderlichen, von Gott bestimmten Schicksale, dem gegenüber die Neuerer die Theorie vom freien Willen aufstellten.

In Bagdad lebten aber auch zahlreiche Juden, die nunmehr ihren Glaubensbrüdern in den babylonischen Städten arabisch-griechisches Wissen überbrachten, das ganz besonders ansprach, weil es ja soviel Ähnlichkeit mit dem eigenen Studium aufwies: Grammatik, Traditionsforschung und -Sammlung, wie auch systematische Behandlung der Religionsgesetze.

Da jedoch Persien bald wieder der Schauplatz innerer Zwistigkeiten zwischen den vielen islamitischen Stämmen und Völkerschaften wurde, konnten die unter diesen Stürmen leidenden Juden Babylons nur im geringen Maße das zu ihnen gebrachte griechisch-arabische Wissen weiterpflegen. Zum Glücke der Wissenschaft verpflanzte sich die Liebe zur Poesie, Philosophie, Mathematik, Medicin und Astronomie auch zu den Arabern Nordafrikas und noch mehr zu denen Spaniens. — Als die Araber in Spanien gegen die Gothen vordrangen, erhielten sie an den Juden ihre besten Helfer. Wie auch nicht! Die Gothen behandelten die Juden aufs schmählichste, bedrückten, beraubten, verfolgten sie, zwangen sie zur Taufe und verwiesen sie des Landes, in dem Gothen Eindringlinge, die Juden Angesessene waren. Infolge dessen halfen die Juden überall den neuen Eroberern gegen ihre Peiniger. Die Araber lohnten es ihnen auch. Wo Emirate — kleine Fürstenthümer — sich bildeten, in Córdova, Garnáda, Sevilla, wurden die Juden gleichberechtigt, erklommen die höchsten Stufen

bürgerlicher und politischer Macht. Unter Abderrachmân III., Khalifen von Córdova und seinem Nachfolger El-Hakam II., beide im 10. Jahrhundert regierend, waren die Juden nicht allein geduldet, selbst die höchsten Ämter erschlossen sich ihnen. Chisdai ibn Schaprût war Arzt, Vertrauensmann Abderrachmâns, der ihm die schwierigsten diplomatischen Verhandlungen übergab. In Granáda, wo die Juden überaus zahlreich waren, erstieg Samuel ha-Levi, den die Juden Samuel ha-Nagid nannten, unter Habbús und dessen Sohn Badis im 10. und 11. Jahrhundert, die Würde des Wesirats, in der er sich bedeutende Verdienste um seine Herrscher erwarb. Zwar fehlte es auch unter den Arabern und Berbern nicht an Ausschreitungen fanatischen Glaubenshasses. Als Samuel ha-Nagid 1066 die Augen schloss und sein Sohn Josef das Wesirat übernahm, wurde er schon nach einigen Wochen von den Berbern erschlagen; einige Jahrzehnte später fielen den zelotischen Almohaden — eigentlich „Al-Muwachidin“ „die Freiheitsbekenner“ — gar viele Juden zum Opfer. Trotzalledem war die Khalifenherrschaft in Spanien den Juden überaus günstig. Alle diese Khalifen ahmten an ihren Höfen das Treiben Bagdads nach: liebten die Dichter, förderten Sprachwissenschaft, Medicin, Astronomie, Philosophie, Geschichte und Geographie, wie die Khalifen El-Mansúr und Ma'amún. Was die Herrscher thun, thun auch die Höflinge, also auch die Juden unter ihnen: die Reichen und Mächtigen wurden Mäcene der jüdischen Wissenschaft, Kunst und Wissen gedieh und blühte unter den Juden. Dieser Nachahmungseifer ward zum Segen der Wissenschaft. Wahrscheinlich wären unter den Streitigkeiten im Mutterlande die großen geistigen Errungenschaften verloren gegangen, hätten sie sich nicht nach Spanien hinübergerettet; aber auch hier wären sie in den späteren erbitterten Kämpfen zwischen Christen und Mohammedanern wieder in Nichts zerronnen, wenn nicht die Juden schon im 12. und 13. Jahrhundert das von ihnen mit bewundernswertem Eifer und großer Anpassungskraft übernommene nach der Provence und nach Italien zu Christen und Juden getragen hätten. — Aus den Klöstern der semitischen Syrer zog die griechische Weisheit im 7. Jahrhunderte aus, um ein halbes

Jahrtausend später abermals mit Hilfe der Semiten in die europäischen Klöster einzuziehen. Wie die Araber beschäftigen sich die Juden Spaniens, Nordafrikas und im Anfange auch Babyloniens mit allen wissenschaftlichen Disciplinen, ja dieselben religiösen Streitigkeiten, die dadurch im Islam hervorgerufen wurden, traten auch in der Judenheit zu Tage. Da zeigte sich aber wieder die alles besiegende Kraft des talmudischen Judenthums. Es überwand alle Schwierigkeiten, verarbeitete alles in sich, was mit seinen religiösen Prinzipien im Einklange war, stieß alles ab, was dem Judenthume Gefahr bringen konnte. Die Juden hatten eben schon eine Wissenschaft im Talmud, die griechische Weisheit traf sie nicht überraschend, sie waren trefflich geschult und vorbereitet, sie in sich aufzunehmen und dann weiter zu tragen. Den Juden genügte schon die Anregung, um unbekümmert um Mäcenenthum oder der Zeiten Gunst auf lange hinaus fortzuwirken, während unter den Arabern das Wohlwollen des Khalifen geradezu Lebensbedingung der Wissenschaft war, ohne die sie nur zu bald verkümmerte. Noch viele Jahrzehnte nach der Glanzepoche der spanischen Judenheit forschen und lernen die Juden ebenso eifrig in allen Disciplinen, wie unter den Sonnenstrahlen fürstlicher Gnade. Das Studium der heiligen Schrift und des Talmuds, Midrasch und Exegese war unter ihnen von Babylon her heimisch geblieben, gewisse philosophische Gedanken, wie die Unwürdigkeit der Antropomorphismen im Gottesbegriffe, waren in ihren Grundzügen schon im Talmud enthalten, Poesie und Geschichte lehrte sie die Bibel verehren, es war kein dürrer Baum, auf den das blühende Reis arabisch-griechischen Wissens aufgepropft wurde.

Den Beweis hiefür geben uns die deutschen und italienischen Juden. Eine gähnende Leere herrschte in diesen Theilen Europas im 10., 11. und 12. Jahrhundert in Bezug auf die Wissenschaft; was Geringes vorhanden war, fristete in den Klöstern ein kümmerliches Dasein, die Juden hatten weder von Germanen, noch von Franken etwas zu lernen. Und doch lebten unsere Vorfahren mit einem Wissen, mit einer Moral unter jenen Barbaren, die Roms ganze gewaltige Civilisation vernichteten, die in noch viel späteren Zeiten unerreicht blieb. Obwohl sie vollständig auf

sich allein angewiesen waren, ward doch das Feld der Bibelexegese und des Talmudstudiums selbst in diesen unwirtlichen Gegenden reich bebaut, Poesie und Morallehre fanden Pflege und Förderung. Wohl ist das geistige Leben hier mit dem der spanischen Juden nicht zu vergleichen, ist ja dies ein majestätischer, mächtiger Strom gewesen, aber ein sanfter, nie versiegender Bach war auch das Wissen der deutsch-französischen Juden, der Israel, das liebevoll an seinen Ufern sich angesiedelt hat, belebte und geistig frisch erhielt. Dankt das Judenthum der arabischen Epoche die pilosophische Läuterung, die systematische Traditionssammlung, den frei ausschauenden Geist und den langsam heranwachsenden religiösen Freisinn, so gaben die deutsch-französischen Juden dem Judenthume die halachische Vertiefung, die gesetzliche Fortentwickelung, zugleich die religiöse Innigkeit und Gesetzesfreudigkeit. Wie dies auf beiden Seiten geschah, wie Exegese und Talmudstudium auf beiden Seiten gelehrt wurden, welchen Antheil die Juden an den wissenschaftlichen Disciplinen des Mittelalters hatten, wie sie trotz Noth und Elend rastlos an der Hebung ihres Geistes arbeiteten, wie diese Thätigkeit ihr einziger wirklicher Retter vor Verfall und Verkümmerung war, wird der Verlauf der geistigen Entwickelung in der Judenheit, an deren Darstellung wir jetzt gehen, uns zeigen.

Erstes Capitel.

Gesetzesstudium.

a) Unter arabischem Einflusse.

Mit der Redaction des Talmuds war das Studium des Gesetzes nicht abgeschlossen, im Gegentheil, gefördert und erleichtert. Allerdings wie die Mischna den nachfolgenden Amoräern an Originalität Einbuße brachte, das selbstständige, freie Lehren und Denken in bestimmte Grenzen einzwängte, so hat auch der Talmud, redigiert, denselben Erfolg: die Originalität des Studiums gieng noch mehr verloren, die Lehrer des 6. und 7. Jahrhunderts beschränkten sich auf Auszüge und kurze Sammlungen der wichtigsten talmudischen Satzungen. Natürlich selbst das nur in Babylon, in den Schulen von Sura und Pumpedita,

denn aus Palästina war mit den Juden nach und nach auch das Gesetzesstudium verschwunden. In Babylon nannte man die Nachfolger der Amoräer Saboräer, von dem Worte „Sebara", „Meinung", „Ansicht"; diese Männer sind es, obwohl über sie nur sehr geringe historisch sichere Mittheilungen uns geblieben sind, denen wir die eigentliche Redaction des Talmuds verdanken. Sie fügten ihre Glossen dem Texte hinzu, welche dann später in denselben mit aufgenommen wurden. — Ihre Nachfolger waren vom 7. bis zum 11. Jahrhundert die Geonim. „Gaon" „Magnificenz", wurde das Oberhaupt der babylonischen Talmudschulen um diese Zeit genannt. Unter diesen Geonim gelangt auf talmudischem Gebiete R. Hai Gaon zu großer Anerkennung. R. Hai war der Sohn des Gaon von Pumpedita, R. Scherira, der der berühmte Verfasser des uns erhaltenen chronologischen Namensverzeichnisses aller Tannaim und Amoraim ist, und blühte gegen Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts. Aus allen Gegenden Nordafrikas, Italiens und Spaniens kamen Anfragen an ihn, er war die größte talmudische Autorität seiner Zeit. — Alle Geonim jedoch begnügten sich ebenfalls mit Entscheidungen und Sammlungen der Gesetze, größere originale Thätigkeit hat für den Talmud kein einziger von ihnen gezeigt, und so verflachte sich immer mehr das Studium in Babylon, es versumpfte, wie die Bevölkerung selbst. Es musste in neue Weltgegenden getragen werden, um auf jungem, empfänglichem Boden von neuem zu gedeihen. Wie das geschah, grenzt an wirkliche Vorsehung.

Vorerst muss bemerkt werden, dass in Spanien und Nordafrika das Talmudstudium eifrige Adepten schon im 9. und 10. Jahrhundert fand; wurde doch der berühmte Gaon Saadja im Jahre 928 als 36jähriger Mann aus seiner egyptischen Heimatsstadt Fajjûm nach Sura auf den Sitz des Gaonates berufen. Trotzalledem waren, ganz besonders in Spanien, bedeutendere Talmudschulen gar nicht vorhanden. Der begeisterte Chisdai ibn Schaprût, der im 10. Jahrhundert am Hofe Abderrachmâns III. in Córdova Leiter der Gesandtschaften war, musste, um die rabbinischen Studien zu heben, talmudische Schriften aus Sura sich kommen lassen und sie durch Vervielfältigung

verbreiten. In die Zeit dieses Chisdai fällt nun folgendes Ereignis. Ein Kriegsschiff Abderrachmans kaperte ein von Bari (Italien) auslaufendes Handelsschiff, auf welchem sich auch vier jüdische Gelehrte befanden, von denen drei uns dem Namen nach bekannt sind: R. Chuschiel, R. Mosche und R. Schemarja. Der Sitte gemäß wurden sie ebenfalls zu Sclaven verkauft, aber nach der alten, schönen jüdischen Tradition von ihren Glaubensbrüdern ausgelöst. R. Schemarja begründete in Alexandrien, R. Chuschiel in Kairuan ein berühmtes Lehrhaus, R. Mosche wurde in Córdova von der Gemeinde ausgelöst. Hier war zu der Zeit ein gewisser R. Nathan Richter der jüdischen Gemeinde. Eines Tages kam R. Mosche ins Lehrhaus, stellte sich bescheiden in eine Ecke und warf während des Vortrages eine Frage auf, die den biederen R. Nathan sehr in Verwirrung brachte. Auf Verlangen gab R. Mosche die richtige Antwort, worauf R. Nathan ausrief: „Ich bin nicht mehr Richter in Córdova! Dieser Mann im zerrissenen Gewande ist es, er ist mein Lehrer und ich bin sein Schüler.“ Von diesem Tage an war der arme R. Mosche Lehrer der Gemeinde. Mit ihm beginnt der Aufschwung des Gesetzesstudiums in Spanien, das von dieser Zeit ab in aufsteigender Linie sich bewegt, bis es mit Maimuni die höchste Spitze, den Culminationspunkt seiner Entwickelungsfähigkeit erreicht. Charakterisiert wird das Talmudstudium der arabischen Juden nicht allein dadurch, daſs viele Werke in arabischer Sprache geschrieben wurden, sondern hauptsächlich durch den Geist, der diese ganze Zeit bis auf Maimuni beherrscht: es ist der Geist der Wissenschaft, der Philosophie, der geschulten Disciplin, der Systematisierung, der den jüdischen Gelehrten dieser ganzen Zeit seinen Stempel aufdrückt. Wohl fühlen wir schon diesen correct wissenschaftlichen Zug bei den ebenfalls unter dem Banne der arabischen Wissenschaft stehenden jüdischen Gelehrten Nord-Afrikas und Babyloniens, wie die Gaonen Saadja, R. Hai und Samuel ben Chofni es beweisen, zur literarischen Macht wuchs er erst bei den spanischen Juden empor. — R. Mosche begründete nach dem Rücktritte R. Nathans ein Lehrhaus in Córdova, dem aus allen Gemeinden Spaniens und Südfrankreichs zahlreiche Schüler

zuströmten. R. Mosche's Sohn, R. Chanoch erhöhte noch um ein Bedeutendes den Ruf der Schule und mit einem Schüler dieses Meisters kam der Einschlag des Arabismus in der talmudischen Gelehrsamkeit zur vollen Geltung. Samuel ha-Nagid (993—1066) war der erste, der eine kritische Behandlung des Talmuds unternahm. Dieser Mann, den wir als Wesir am Hofe des Khalifen von Granáda schon kennen gelernt haben, war zugleich Gönner und Förderer der rabbinischen Literatur. Er hielt viele Copisten, die berühmte Bücher abzuschreiben hatten, unterstützte alle Talmudschulen in Spanien, Afrika, Palästina und Babylon. Er schrieb eine Methodologie des Talmuds und war auch als religiöser Dichter hervorragend. — Noch kräftiger zeigte sich die wissenschaftliche Schulung in dem bedeutendsten directen Vorgänger Maimunis, R. Isak Alfasi, abgekürzt RJF genannt. Um das Jahr 1013 in der Nähe von Fez geboren, galt er nach dem Tode seiner Lehrer als der größte Gesetzesmeister Afrikas und seinem Compendium „Buch der Halachoth" ward allgemeine Verehrung gezollt; Maimuni selbst erklärte, das Buch habe alle halachischen Werke der Gaonen verdrängt. Im Jahre 1088 musste Alfasi infolge von Unruhen, die in seiner afrikanischen Heimat ausgebrochen waren, flüchten und gründete in dem spanischen Städtchen Lucena, das zumeist von Juden bewohnt war, ein zu großer Berühmtheit sich aufschwingendes Lehrhaus, dem er bis zu seinem im Jahre 1103 erfolgten Tode vorstand. — Den Höhepunkt erreichte das wissenschaftliche Talmudstudium, wie wir schon erwähnten, mit Maimonides. Moses ben Maimon oder Maimonides, auch kurzweg Maimuni genannt (RaMBaM), war zweifellos der umfassendste Geist des nachtalmudischen Judenthums, dessen Einfluss auf das geistige Leben der Judenheit auf dem ganzen Erdenrunde noch heute ungebrochen ist. Moses ben Maimon wurde geboren im Jahre 1135 in Córdova, in der Stadt, in der das Halachastudium der spanischen Judenheit ihren Ausgang nahm. Sein Vater selbst war ein bedeutender Gelehrter, der seinen Sohn nicht allein im Talmud unterrichtete, sondern auch in sämmtlichen wissenschaftlichen Disciplinen seiner Zeit, besonders in Philosophie und Medicin. Im dreizehnten Lebensjahre Maimunis drangen die

fanatischen Almohaden gegen die herrschenden Almoraviden vor, und im Jahre 1148 zogen sie siegreich in Córdova ein. Sofort erließen sie ein Gesetz, das auch alle Juden zwang, entweder die Flucht zu ergreifen, oder zum Islam sich zu bekennen. Die Familie Maimons trat zum Scheinmohammedanismus über, bis es ihr gelang, aus dem Lande zu entkommen. Nach längerem Umherirren ließ sich Moses ben Maimon als Dreißigjähriger in Fostât in Egypten nieder. Seine medicinischen Kenntnisse machten ihn bald berühmt, er wurde Leibarzt des Sultans, zugleich Leiter des Rabbinates und Schuloberhaupt. Hochverehrt von Juden und Mohammedanern, starb er 70 Jahre alt im Jahre 1204. Er schrieb, abgesehen von seinen philosophischen Werken und sonstigen kleinen Schriften, Gutachten und Briefen, zwei epochemachende halachische Werke: 1) einen Commentar zur Mischna in arabischer Sprache, der aber bald übersetzt wurde; 2) den Codex „Mischne Thauro" in hebräischer Sprache. Besonders dieses zweite Werk ist noch heute das bedeutendste Buch, das jemals auf talmudischem Gebiete geschrieben wurde. In rein wissenschaftlicher Weise stellt Maimuni in klassischer Sprache die wichtigsten Lehren des Talmuds zusammen, dieselben philosophisch, ethisch erklärend und deutend. Das große Werk und sein Verfasser erfreuten sich bald der unvergänglichen Berühmtheit in der ganzen Judenheit. Aus allen Weltgegenden kamen Anfragen an Maimuni, die er, soweit seine Zeit es ermöglichte, alle beantwortet. Sein Streben war, bei inniger Treue für das Gesetz, das Talmudstudium auf wissenschaftliche Basis zu stellen, es ethisch, philosophisch zu durchtränken und den Forderungen der Grammatik und Logik gerecht zu werden. Mit unübertrefflicher Klarheit, in staunenswerter systematischer Anordnung, für jeden verständlich, zugleich den Denker anregend, sichtet und gruppiert er den ganzen schwerfälligen Stoff der Halacha, nimmt denselben zwar auf den ersten Augenschein unverändert auf, haucht ihm aber doch seinen eigenen Geist, seine geläuterte religiöse Auffassung ein, idealisiert die Ceremonie, gibt selbst dem Gewöhnlichen tieferen Sinn und verklärt so das Gesetzesstudium durch höhere Weihe. In Maimuni vereinten sich arabisch-griechische Wissenschaft und jüdische Tradition zu edelster Harmonie.

b) Der eigene Entwickelungsgang.

Anders, aber nicht minder originell und zum Theil dem talmudischen Principe entsprechender, entwickelte sich das Talmudstudium in Deutschland und Frankreich. Für diese Länder war Italien, das schon von Bari aus der Retter des Talmudismus wurde, der erfolgreiche Exporteur. Dass in Rom, wohin so häufig bedeutende Tannaiten kamen, Schulen existiert haben mussten, in denen das Gesetz gelehrt wurde, ist zweifellos, finden wir doch im Talmud selbst ab und zu jüdische Gelehrte aus Rom erwähnt. Gewiss giengen sie in den furchtbaren Stürmen, die auf Rom eindrangen, verloren, aber die Juden trugen ihr Wissen immer mit sich und ließen es in den verschiedenen Städten und römischen Provinzen, wo sie Zuflucht fanden, nie vollständig brach liegen. In Süd-Italien lernen wir schon im 9. Jahrhundert jüdische Gelehrte kennen und um das Jahr 1000 schrieb Nathan ben Jechiel aus Rom ein Lexicon zum Talmud, namens „Aruch“, das großes Wissen bezeugt. — Von Italien aus wanderte die Talmudgelehrsamkeit nach Südfrankreich, in dessen bedeutenden Städten, wie in Narbonne und Arles, schon im 8. Jahrhundert Lehrhäuser bestanden, lebte und wirkte doch der große Haggadist R. Mosche ha-Darschan aus dem 10. Jahrhundert in Narbonne. — Zu gleicher Zeit zog die jüdische Wissenschaft auch an den Rhein, wo sie bald heimisch wurde. Die aus Italien nach Mainz gezogene Familie Kalonymos machte diese Stadt zum ersten Brennpunkte des Studiums; hier war auch im 10. Jahrhundert in Rabbenu Gerschom, genannt „Meaur ha-Gaulo“, „Leuchte der Diaspora“, die erste Sonne jüdischen Wissens in deutschen Landen aufgestiegen. Von Mainz drang das Licht nach Worms, darauf nach Speier, welche drei Städte das Halachastudium nach West und Ost trugen. Alle diese Länder aber, Italien, Deutschland, Frankreich boten den Juden gar keine geistige Anregung, es herrschte überall vollständige Unwissenheit auf allen Gebieten, die Schreibkunst war allein in den Klöstern zu Hause, von wo aus mit fanatischem Eifer nur die religiöse Erziehung des Volkes vorgenommen wurde. Infolge dessen konnte das jüdische Geistesleben nur aus sich selbst heraus weiter gefördert werden. Naturgemäß befasste sich das

Studium in diesen Gegenden nur mit Erklärungen des Talmuds, Erläuterungen schwieriger Stellen und kurzen Auszügen, Sammlungen der wichtigsten Gesetze. Der bedeutendste Mann dieser Talmudschulen war R. Salomo Jizchaki, abgekürzt Raschi genannt. Geboren in Troyes in Frankreich im Jahre 1039, studierte er bei den Gelehrten von Mainz, Speier und Worms, kehrte 1064 nach Troyes wieder zurück und gründete daselbst eine Schule. Raschis Verdienste um den Talmud sind denen Maimunis ebenbürtig. In einer lichtvollen, klaren Sprache, kurz, sachlich und schlicht schrieb er beinahe zu den meisten Tractaten des Talmuds einen Commentar, der geradezu unübertrefflich ist und für jeden, der den Talmud liest, auch heute noch das unentbehrlichste Hilfsmittel zum Verständnisse desselben ist, darum auch bei jeder Edition des Talmuds am Rande der Blätter beigedruckt wird. Raschi starb in Troyes im Jahre 1105. Welche unsterbliche Beliebtheit ihm von der jüdischen Gesammtheit zutheil geworden, erhellt nicht allein aus dem Umstand, dass sein Lebensgang, wie der des Maimuni, von der Volkssage umwoben ist, sondern auch aus der Thatsache, dass er stets unpersönlich citiert wird. Es heißt nie „Der Raschi“, sondern immer nur „Raschi sagt“, was keinem anderen jüdischen Autor bis jetzt zuerkannt wurde. — Mit Maimuni und Raschi erreichte das Talmudstudium seine höchste und reinste Spitze; alle weiteren Größen der Halacha haben die lichte Höhe dieser beiden Männer nicht mehr erklommen, sie waren Epigonen, Männer von Scharfsinn und Wissen, aber doch nur Epigonen, die in den Spuren der Meister weiter giengen. — Natürlich in Spanien und Nord-Afrika, zum Theil auch in der Provence in denen Maimunis, in Deutschland und Frankreich in denen Raschis. Zwar wurde Maimuni keineswegs blindlings angebetet, sowohl in Spanien als auch in der Provence, ja selbst in Egypten und in Bagdad erhoben sich Kritiker gegen ihn, der Menge aber ersetzte er den Talmud, man las diesen viel weniger als den „Mischne Thauro“. So kam es, dass Maimuni auf die Originalität des Studiums schädigend einwirkte, wie es schon früher der Talmud und die Mischna als abgeschlossene Editionen gethan haben. — Nach dieser Richtung war Raschi viel segensreicher. Seine Commentare

trieben zu selbstständigem Studium nur an. Allerdings war die geistige Leere, die in Deutschland und Frankreich herrschte, Ursache, dass der rege jüdische Geist auf seinem eigenen Gebiete sich voll ausleben musste. Man vertiefte sich in Ermangelung anderen Stoffes immer eingehender in den Talmud, in Raschi. Es liegt nun auf der Hand, dass diese Vertiefung oft eine gesuchte, gekünstelte war. Um das Interesse rege zu erhalten, musste man Schwierigkeiten geradezu suchen, um sie dann mit Geistesschärfe zu lösen. So entstanden die sogenannten Tosafoth, d. h. Zusätze zum Talmud, die wirkliche oder vermeinte Schwierigkeiten ebnen, beantworten wollen. Die Männer, welche diesen Weg verfolgten, werden Tosafisten genannt; ihre eigentlichen Begründer sind R. Isak b. Ascher ha-Levi, ein Zeitgenosse Raschis, und der Enkel Raschis, der berühmte R. Jakob Tam aus Rameru, gewesen. — Außerdem schrieb man noch ganze Commentare zu einzelnen Tractaten in der Manier der Tosafisten, Erklärungen zu den Gesetzen des religiösen Lebens. Allen diesen Gelehrten können wir einfach den zusammenfassenden Namen „Halachisten“ geben. Die Tosafistenschulen blühten bis zum 14. Jahrhundert. Der bedeutendste Halachist Deutschlands jener Zeiten war R. Meir ben Baruch aus Rothenburg a. d. Tauber. Um 1230 geboren, wurde R. Meir nicht nur ein großer Lehrer, sondern auch ein Märtyrer der Judenheit. Er fasste nämlich den Entschluss, um den unseligen Verfolgungen, denen die deutschen Juden dazumal ausgesetzt waren, zu entgehen, im Vereine mit vielen Anhängern nach Palästina auszuwandern. Schon hatten sie die Lombardei erreicht, als Kaiser Rudolf ihn gefangen nehmen ließ. Als seine Gemeinden um ein hohes Lösegeld ihn befreien wollten, weigerte er sich, um solchen Preis sich befreien zu lassen, und starb im Gefängnisse im Jahre 1293. — Das Mutterland der jüdischen Gelehrsamkeit unter den deutschen und französischen Juden, Italien, hatte wohl auch tüchtige Männer, wie Jesaia da Trani der Ältere im 13. Jahrhunderte, auch berühmte Schulen, aber Raschi und Maimuni stellten alle in Schatten. — Österreich, Ungarn, überhaupt der Osten Europas, ebenso England schweigen nahezu vollständig, war ja auch unter den Christen dieser Gegenden die Unwissenheit geradezu erdrückend, gelehrt

wurde zwar das Gesetz auch da, aber schriftstellerische Thätigkeit ist nur vereinzelt zu bemerken.

---

c) Vereinigung beider Schulen — Verfall.

Es hieße die jüdische Welt des Mittelalters vollständig verkennen, glaubte man, sie wäre eine engumschlossene gewesen. Alles eher als das. In den Juden des Mittelalters herrschte ein bewundernswerter Wandertrieb, den anzustaunen wir noch Gelegenheit haben werden. Diese Lust zum Wandern war theils eine freiwillige, theils aber auch eine erzwungene. Die Juden waren ja die Handelsleute der ganzen Welt. Ihre gemeinsame hebräische Sprache machte ihnen allein einen gewissen Weltverkehr möglich. Mit dem Verkehre kam auch die Literatur. Die meisten Juden besaßen Wissen und brachten die Kunde von ihren Geistesheroen in die Fremde und übermittelten die noch unbekannten Gelehrten der Fremde ihren eigenen Landsleuten. Selbst der erzwungene Wandertrieb durch Verfolgungen und Vertreibungen nützte der jüdischen Gelehrsamkeit. Haus und Habe gieng verloren, das Wissen ward gerettet und in neuen Boden gepflanzt. So lernten bald die deutschen Juden Maimuni, die arabischen Raschi und die Tosafisten verehren und würdigen.

Während man jedoch in Deutschland infolge der geringen Geistesentwickelung den Unterschied zwischen Raschi und Maimuni garnicht recht heraus fand, erkannten die Gelehrten Spaniens und der angrenzenden Provence sofort den latenten Zwiespalt zwischen dem der freien Forschung und Kritik geneigten Maimuni und den auf das Alte schwörenden Tosafisten und Halachisten der deutschen und französischen Schulen. Das Bestreben in Spanien und in der Provence war nun, beiden Schulen gerecht zu werden. Daran arbeiteten besonders zwei Männer: Der erste war Moses ben Nachman, Nachmanides genannt (RaMBaN). Geboren in Gerona 1195, verfaßte er schon als Fünfzehnjähriger halachische Schriften und schrieb viele Commentare, den Geist der Tosafisten und Maimunis vereinigend. Im Jahre 1263 war es Nachmani, der in Barcelona gegen Pablo Christiani die große Disputation führen mußte. Vier

Tage lang dauerte das große Redetournier, in welchem Nachmani seinen Gegner in glänzender Weise besiegte, doch infolge seines Sieges, weil er die Deputation wahrheitsgemäß zu veröffentlichen wagte, aus Aragonien verbannt wurde. Er wanderte nach Palästina aus, wo er 1270 starb. — Nach der deutschen Seite hin gedrängt wurde das Gesetzesstudium der arabischen Juden durch R. Ascher ben Jechiel. Ein Schüler des R. Meir b. Baruch, der Stammvater der zu einer großen geistigen Macht gewordenen Ascheriden, wanderte er mit seiner ganzen Familie nach Spanien aus, lebte und lehrte da bis zu seinem im Jahre 1337 erfolgten Tode. Mit ihm vollzog sich die große Vereinigung des spanischen und deutsch-französischen Talmudstudiums, aber nach der profanes Wissen abstoßenden Seite hin. Der Einfluss R. Aschers zeigt sich schon in dem dritten großen Halachisten dieser Zeit, in dem Spanier R. Salomo ben Adreth, geboren in Barcelona, ein Schüler und Fortsetzer Nachmanis, aber schon der strengen Auffassung und Gesetzestreue der deutschen Schulen mehr zugeneigt, entsprechend den Grundsätzen R. Aschers. Dieser ist es, der der deutschen Schule zur Herrschaft verhalf, zumal die immer trauriger werdenden politischen Zustände auch die spanische Judenheit immer mehr der strengen Richtung zuführten. Zu grundlegender Bedeutung für die folgenden Jahrhunderte wurde der Sohn R. Aschers, Jakob ben Ascher. Um den Codex des Maimuni entbehrlich zu machen, aber auch um den darin waltenden philosophischen Geist endgiltig aus dem Judenthume zu entfernen, verfasste er um 1340 einen neuen Religionscodex, die sogenannten „Vier Turim," „Vier Reihen", nach dem Brustschilde des Hohenpriesters Aron, das vier Reihen Edelsteine hatte. Er reicht zwar nicht einmal annähernd an Maimuni heran, entsprach jedoch der herben, bekümmerten Zeit, die nur in der Häufung der Religionsgesetze, nicht aber in deren Idealisierung ihren Trost fand, weswegen sein Werk auch bald das wirkliche religiöse Gesetzbuch der Juden wurde. Zu diesem wurde es so recht eigentlich erhoben durch R. Josef Karo. Geboren 1488 in Spanien, zog Josef Karo als Kind mit seinen Eltern nach dem Balkan, von dort nach Palästina, wo er sich in Safed niederließ

und daselbst 1575 starb. Karo stellte sich zwei Lebensaufgaben: die eine war, die vier Turim des R. Jakob ben Ascher zu commentieren, die andere, endgiltig einen maßgebenden Religionscodex an der Hand der vier Turim zu schaffen. Er brachte ihn auch fertig und nannte ihn „Schulchan Aruch", „der bereitete Tisch". Dieses Buch wurde bald als der officielle Lehrcodex des Judenthums überall anerkannt und ward alleinherrschende Autorität der Gesammtjudenheit. Die Turim und der Schulchan Aruch wurden von nun ab beinahe noch mehr als der Talmud commentiert, und zahllos sind die Schriften, die über die zwei Werke, über einzelne Partien derselben veröffentlicht wurden. Natürlich alle in erschwerendem Sinne. Wie sich Verfolgung an Verfolgung reihte, so Erschwerung an Erschwerung im religiösen Gesetze. Mischne Thauro, die 4 Turim und der Schulchan Aruch — diese 3 Bücher kennzeichnen besser als es die weitschweifigsten Schilderungen thun könnten, den Verfall des Judenthums, hervorgerufen durch Druck und Verfolgung. Von seiner philosophischen, idealen Höhe sank es zu geistloser Gesetzeshäufung, die zwar ein Trost der Judenheit geworden ist, dennoch aber einen Rückgang des Judenthums bedeutet. — Neben dem Schulchan Aruch wurde auch der Talmud unablässig fleißig weiter commentiert, besonders die halachischen Theile. Es läßt sich denken, dass mit jedem Jahrzehnt es immer schwerer wurde, etwas Neues auf diesem Gebiete zu bringen, da ja die vorhandenen Commentare den Büchermarkt geradezu überschwemmten. Um sich aber dennoch Geltung zu verschaffen, berühmt zu werden, artete die Forschung in schrankenlose, maßlose Spitzfindigkeiten aus. Aus einem klaren Satze machte man durch allerhand willkürlich aufgeworfene, bei den Haaren herbeigezogene Fragen einen unverständlichen, um nur eine witzige, blendende Lösung anbringen zu können. So entfernte sich das Talmudstudium immer mehr und mehr von der Hoheit der spanischen und der Schlichtheit der deutsch-französischen Schulen und artete in Silbenstecherei und Wortklauberei aus, die den Geist wohl schärften, ihn aber zugleich demoralisierten. Aber nicht nur sachlich, auch geographisch trat im Gesetzesstudium eine große, bedeutsame Wendung ein. Als den verfolgten und vertriebenen

deutschen Juden Frankreich und Spanien durch die gegen die Juden dort wüthenden Angriffe versperrt waren, wanderten sie in Scharen nach dem Königreiche Polen, das ihnen eine Zeit lang volle Freiheit gewährte. So kam es, dass seit dem 15. Jahrhunderte Polen an die Stelle Deutschlands trat. Die Hegemonie Polens wurde befestigt durch die Vertreibung der Juden aus Spanien, welche eine geraume Zeit hindurch jedes Studium den spanischen Juden unmöglich machte. Als später in den Balkanstaaten, in Palästina und in Holland mit der Beruhigung die Liebe zum Gesetze wieder Blüten zu treiben begann, war der Einfluss der nunmehr polnischen Juden nicht mehr zu brechen. Und als nach der Decimierung der polnischen Judenheit um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch die Horden des Chmielnicki die polnischen Rabbiner nach allen Weltgegenden flüchteten und überall als Autoritäten und Märtyrer verehrt und anerkannt wurden, ward auch der Rest der früheren deutschen und spanischen Schulen erdrückt; das polnisch-jüdische Studium, Pilpul und Chilluk, „Pfeffer" und „Spaltung" genannt, gewann die Alleinherrschaft, verbunden mit Gesetzeserschwerungen willkürlichster Art. — Das blieb nun der Gang des Talmudstudiums und der Schulchan-Aruch-Commentare bis tief ins 18. ja zum Theil ins 19. Jahrhundert hinein. Die verbreitetesten Commentare des Schulchan-Aruch sind die des R. Moses Isserles (Remo), des Sabbatai Cohen (Schach) und des R. David b. Samuel ha-Levi (Ture Sohow), welche drei Commentare den besseren Editionen des Schulchan Aruch stets beigedruckt werden. Die größten Autoritäten der pilpulistischen Schule, die trotz der allgemein beliebten Klopffechterei einen gewissen nüchternen Sinn und klares, gerades Denken sich bewahrten, sind die Polen: Salomo Luria im 16. Jahrhundert, Samuel Edels, Maharscha genannt, im 17. Jahrhundert und ganz hervorragend der aus Deutschland stammende Jom Tob (Liepmann) Heller. Dieser kam als Achtzehnjähriger aus seiner deutschen Heimat als Rabbinatsassessor nach Prag und wurde 1624 zum Rabbiner der damals hochberühmten Gemeinde Nikolsburg in Mähren gewählt. Nach sechs Monaten berief ihn Wien, nach zwei Jahren Prag an den Sitz

des Oberrabbinates. Hier wurde er verleumdet, an der Spitze einer Kriegssteuercommission parteiisch vorgegangen zu sein, nach Wien gebracht und in den Kerker geworfen, aus welchem er erst nach vierzig Tagen entlassen wurde, worauf er nach Polen gieng, wo er auch als Rabbiner in Krakau 1654 starb. Sein bedeutendstes Werk sind die Glossen zur Mischna, unter dem Namen »Tosafôth Jom Tob« bekannt, die gegenwärtig noch in allen Mischna-Ausgaben zu lesen sind. Ebenfalls den üblichen Mischna-Editionen beigefügt ist der in Raschis Art gehaltene Commentar des Obadja da Bertinoro, der, aus Italien stammend, Ende des 15. Jahrhunderts nach Jerusalem wanderte und dort durch sein leutseliges, schlichtes Wesen ein beliebter Prediger der Gemeinde wurde.

Wie volksthümlich das Gesetzesstudium war, und wie die gesammte Judenheit daran theilnahm, beweist noch ein anderer Zweig dieser Wissenschaft, der sich zu einer geradezu grandiosen Literatur entwickelte: die Responsen. Seit den ältesten Zeiten, seit den Geonim, war es Sitte, dass viele kleinere Gelehrte oder Laien, ja selbst ganze Gemeinden in wichtigen rituellen- und Rechtsfragen, aber auch in privaten Familienangelegenheiten sich an berühmte Rabbiner um Auskunft und Entscheidung wandten. Diese wieder antworteten stets bereitwilligst, nicht etwa in knapper, kurzer Form, sondern in ausführlicher, wissenschaftlicher Begründung. Es ist wunderbar wahrzunehmen, aus welchen unglaublichen Entfernungen solche oft wichtige Anfragen an Celebritäten der Judenheit gelangten. Rabbiner in Algier entscheiden über Streitfragen in Paris und palästinensische Gelehrte über Vorkommnisse in Deutschland. Selbstverständlich kamen ungezählte Anfragen aus allen Weltgegenden an die geistigen Führer Israels, wie Raschi, Maimuni und alle anderen. Es gibt aber Talmudgelehrte, die nur durch ihre scharfsinnigen Responsen ihre Berühmtheit erlangten und sie auch bis auf unsere Tage behielten. Von diesen „Großen“ Israels heben wir hervor: R. Isak bar Scheschet und R. Simon ben Zemach Duran, beide in Algier, Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts und R. David Abi Simra im 16. Jahrhundert in Kahira; in Italien R. Josef Kolon am Ende des 15. Jahrhunderts

und R. Jehuda Minz zur selben Zeit. In Deutschland, Österreich und Polen gelangten zu besonderem Rufe: R. Meir Lublin in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Zebi Hirsch Aschkenasi, Ende des 17. Jahrhunderts, Jakob Hirschel Emden im 18. Jahrhundert, Ezechiel Landau, Oberrabbiner in Prag, ebenfalls im 18. Jahrhundert. Die Responsen, welche diese und andere Führer des jüdischen Geisteslebens veröffentlichten, sind zugleich die besten Quellen für die Geschichte des Judenthums und gewähren uns einen tiefen Einblick in die moralischen Verhältnisse unter den Juden des Mittelalters, wie auch in das unsagbare Elend, unter dem die Juden aller Länder zu schmachten hatten. Die Responsenliteratur gehört zu dem wertvollsten Besitz des jüdischen Geisteslebens.

Vielfach erstanden auch Sammlungen, volksthümlich geschriebene Erläuterungen der Gesetze, die wir mit dem Namen „Decisionen" bezeichnen können. In früherem Mittelalter war das verbreitetste Sammelwerk das „Sefer Mizwauth Godaul", „Großes Buch der Gebote", abgekürzt SeMaG., des R. Moses aus Coucy im 13. Jahrhunderte; später gelangte zu großer Beliebtheit das „Sefer ha Minhagim", „Buch der Riten" des R. Jakob ha-Levi aus Mainz, Ende des 14. Jahrhunderts.

Aus der bisherigen Schilderung ersehen wir, dass eigentlich nur die Halacha des Talmuds zu eingehender Bearbeitung gelangte, die Haggada wurde wenig behandelt, man überließ sie der Kanzelberedsamkeit. Einzelne Sammlungen der Haggada wurden zwar vorgenommen, aber sie blieb dennoch ein ziemlich unbebautes Feld. Die größten Haggadasammler sind R. Moses ha-Darschan (der Prediger) aus Narbonne im 10. Jahrhundert, und Jakob ibn Chabib, Ende des 15. Jahrhunderts, dessen Sammelwerk über die Haggada des babylonischen Talmuds, „En Jakob" auch heute noch in allgemeiner Benützung steht.

Zweites Capitel.

Bibelexegese.

Der zweite Gegenstand, dem die Juden des Mittelalters die größte Aufmerksamkeit zuwendeten, war die Bibelexegese. —

Seitdem Esra das Erforschen der Thora zur höchsten Pflicht Israels machte, war der Entwickelungsgang der Bibelexegese gegeben. Nicht die Erkenntnis der sprachlichen Eigenheiten, nicht das einfache Verständnis für den Text, sondern die Förderung des Gesetzes und die Hebung des religiösen Gefühles und Bewusstseins ward oberster Zweck. Dies zeigt sich zuvörderst am klarsten in den verschiedenen Übersetzungen der Bibel, die für das Volk veranstaltet wurden. Die am frühesten niedergeschriebene dürfte wohl die Septuaginta sein, die auf das zweite Jahrhundert vor Chr. zurückgeht und vielfach den damaligen exegetischen und religiösen Ansichten sich anpasst. Da dem späteren Judenthume die Septuaginta, die stark unter dem Einflusse der Hellenisten stand, als dem Judenthume nicht vollständig entsprechend, missfiel, übertrug der zum Judenthume übergetretene Heide Akylas, ein Zeitgenosse des R. Akiba, den Pentateuch abermals ins Griechische, sich streng an die Exegese der damaligen Talmudgelehrten haltend. Diese Übersetzung wurde dann, als sie vollkommen correct befunden wurde, für die aramäisch sprechenden Juden in's Aramäische übertragen, welche Übersetzung auch heute noch allen für den Haus- und Tempelgebrauch bestimmten Bibelausgaben unter dem Namen Onkelos — verballhornt aus dem Worte Akylas — beigedruckt ist. — Es gab noch andere aramäische Übersetzungen, deren Ursprung von vielen sogar schon auf Esra selbst zurückgeführt wird, da nach dem Dafürhalten einiger Gelehrten die Masse des jüdischen Volkes schon unter Nehemia das Hebräische verlernt hatte; so das Targum Jeruschalmi — Targum bedeutet Paraphrase, übersetzende Erklärung —, das Targum Jonathan zum Pentateuch und das zu den Propheten, die alle früh entstanden sind, aber erst später niedergeschrieben wurden. Sämmtliche Übersetzungen haben nur ein Bestreben: die Deutung der Gesetze durch das Bibelwort volksthümlich zu machen.

Aber das Gebot des eingehenden Studiums der Thora brachte es mit sich, dass man auch auf Grammatik und besonders auf die richtige Erhaltung des Textes achtete. So finden wir daher schon in Mischna und Talmud treffliche grammatische Bemerkungen und Texterklärungen. Das Bemühen, den Text rein

zu bewahren, führte die Gelehrten des 6. und 7. Jahrhunderts zur Einführung der Punctation, des Accentsystems und zur Masora. Masora heißt Tradition und verfolgt den Zweck, alles, was über die Bibel seit altersher in Bezug auf den Text gelehrt wurde, zu fixieren und kommenden Geschlechtern zu sichern. Die verschiedenen Lesarten, Zeichen, Punkte, die sich vorfanden, wurden gesammelt und ebenso wie der Text selbst heilig erklärt. Die Masora erhielt später, im 9. Jahrhunderte eifrige Bearbeiter in den zwei Masoreten Ben Ascher und Ben Naphtali und wurde zum erstenmal von dem christlichen Buchdrucker Daniel Bomberg aus Venedig mit dessen großer Bibelausgabe im Jahre 1517 herausgegeben. — Ebendemselben Bemühen entsprang, und zwar beeinflusst von den Syrern, die auch aus dem 6. und 7. Jahrhunderte stammende Accentlehre und die Punctation des Textes. Der althebräische Text hatte keine Vocalzeichen, was die Gefahr mit sich brachte, mit der zunehmenden Unwissenheit des Volkes die Lesbarkeit des Textes schließlich zu verlieren, welche Gefahr durch die Vocalisation und Punctation endgiltig behoben wurde. — Trotz dieser wissenschaftlichen Textbehandlung erhielt die Bibel immer mehr und mehr den Zweck, im Dienste des Gesetzes zu stehen und sich dessen oft gezwungenen Deutungen anzubequemen.

Als im 8. Jahrhunderte jedoch das Karäerthum erstand, öffneten sich auch der sinngemäßen Bibelerklärung die Pforten der Lehrhäuser. Es ist zweifellos — wenn auch eine entscheidende Bestätigung dieser Annahme naturgemäß fehlt, — dass die sich häufenden Gesetze der Talmudgelehrten, die aus jedem Buchstaben des Pentateuchs neue Verordnungen ableiten wollten, auf Widerstand stießen. Selbst der Talmud bringt hie und da Bemerkungen einzelne Männer, die auf eine gewisse Unzufriedenheit mit der herrschenden Bibelauslegung schließen lassen. Diese Opposition steigerte sich zur schroffen Auflehnung gegen das rabbinische Judenthum im 8. Jahrhundert, als Anan, ein hervorragender Gelehrter, nach dem Tode seines Onkels, des Exilarchen Salomo, auf diese höchste Würdenstelle der persischen Judenheit aspirierte, dieselbe aber auf Betreiben der damaligen Geonen nicht erhielt, ja sogar flüchten musste. In seinem Rachedurste gründete er

eine Partei, die sich von den Talmudgelehrten lossagte und das Princip aufstellte, es sei nur an den biblischen Geboten, nicht aber auch an den talmudischen festzuhalten. Die allernächste Consequenz dieses Principes war natürlich ein Zurückgehen auf die einfache Erklärung des Bibeltextes, auf Grund welches Principes sich auch die neue Secte Bene Mikra, Karäer, d. h. „Söhne der Schrift" nannten. Diese Secte fand bald rasche Verbreitung in Palästina, Babylon und Nordafrika, von wo sie auch nach Spanien drang, aber da verfolgt und unterdrückt wurde. Dagegen wusste sie nach den Balkanstaaten und nach der Krim vorzudringen, allwo sie auch heute noch die meisten Anhänger zählt. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, dass der Übertritt des Chazarenreiches an der Wolga und in der Krim mit ihrem Könige an der Spitze karäischem Einflusse zu danken ist. Von diesem Chazarenreiche wissen wir nur das Wenige, was uns der berühmte Brief des Diplomaten Chisdai ibn Schaprût an Josef, den Chagan des Reiches, berichtet. Chisdai erfuhr von der Existenz dieses Chaganates durch zwei spanische Juden, die auf ihren Reisen hingekommen waren und in die Heimat zurückgekehrt, dem staunend aufhorchenden Diplomaten über diesen jüdischen Staat Bericht erstatteten. Begeistert richtet nun Chisdai ein Schreiben an den Chagan, in welchem er um Aufschluss bittet über die Entstehung des Reiches und Abstammung der Bewohner. Dieser Brief ist uns erhalten geblieben. Wohl auch eine Antwort des Königs, deren historische Echtheit jedoch mit Recht in Zweifel gezogen ist. Wie lange dies kleine Reich bestand, wann und wie es sich auflöste, ist unbekannt geblieben.

Der Einfluss der Karäer auf das Bibelstudium zeigte sich bald. Wenn sie auch von den Rabbaniten verfolgt wurden, von der Richtigkeit ihrer Forderung, dass man die Bibel nach dem einfachen Sinne, hebräisch Peschat, erkläre, waren gar viele überzeugt. Der erste, der nun den Weg des Peschat in seinen Werken einschlug und dadurch der eigentliche Begründer der rationellen Bibelforschung unter den spanischen Juden wurde, war der große Gaon Saadja aus Fajjûm. Er schrieb Commentare zur Bibel und übersetzte sie ins Arabische, in der Absicht, seinen arabisch sprechenden Landsleuten eine sinngemäße,

richtige Bibelübersetzung und Erklärung an die Hand zu geben. Das Werk Saadjas war der Anstoß zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Bibel und der hebräischen Sprache unter den arabisch-jüdischen Gelehrten, die eine Stufe erreichte, welche auch heute noch maßgebende Anerkennung verdient. Die hervorragendsten Vertreter der hebräischen Sprachwissenschaft unter den arabisch schreibenden spanischen Juden sind: Menachem ibn Sarûk, Juda ibn Chajudsch und Abulwalid Merwan ibn Dschanach im 10. und 11. Jahrhundert. Der glänzendste Vertreter, zugleich der große Propagator der rationellen Bibelexegese, wie der spanisch-jüdischen Wissenschaft überhaupt, ist Abraham ibn Esra. Geboren Ende des 11. Jahrhunderts in Toledo, führt er ein unstetes Leben, wandert nach Rom, nach der Provence, nach England und starb 1167, auf der Heimreise nach Spanien begriffen. Abraham ibn Esra war der geistvollste, witzsprühendste Vertreter der arabisch-jüdischen Wissenschaft, von großer Gelehrsamkeit und tiefem Scharfsinne. Wohin er kam, scharten sich um ihn Schüler und Jünger, die seinen Worten lauschten. Er commentierte die heilige Schrift in rein wissenschaftlicher Weise, in hebräischer Sprache, in epigrammatischer Kürze. Sein Commentar ist nicht nur wegen der vortrefflichen Erklärungen wertvoll, sondern auch weil er die Exegeten der früheren Zeit, Saadja, Ibn Gikatilla und viele andere, deren Schriften verloren gegangen sind, citiert und dadurch die Ansichten dieser Männer, wenn auch nur fragmentarisch, uns erhalten hat. Zu ganz besonderer Berühmtheit gelangte Abraham ibn Esra durch den großen Philosophen Spinoza, der in seinem Werke „Der Theologisch-Politische Tractat“ Ibn Esra als Kritiker und Exeget anerkennt. — Die mächtige Entwickelung der hebräischen Sprachforschung ist ebenfalls in ihrem Ursprunge arabischem Beispiele zu danken. Schon die Bewegung der Karäer ist zum nicht geringsten Theile auf eine ähnliche Bewegung unter den Arabern zurückzuführen; wie die moslemitischen Exegeten sich mit dem Korân befassten, die einen ihn mystisch, die anderen sinngemäß, wieder andere nur mit Beziehung auf das Gesetz commentierten, wie unter diesen Grammatik und Lexicographie eifrig betrieben wurden, so finden wir

die arabischen Juden der heiligen Schrift dieselbe wissenschaftliche Aufmerksamkeit widmen.

Anders in Deutschland und Frankreich. Nicht als ob auf die Juden dieser Länder das Alltagsleben wirkungslos geblieben wäre, aber der literarische und wissenschaftliche Geist war nicht vorhanden, jede Anregung von außen fehlte. Infolge dessen sind die Bibelcommentare der ältesten deutschen und französischen Juden wohl von reichem, culturhistorischem Interesse, indem sie zerstreut viele Sitten und Bräuche des Landes schildern, sie sind sprachlich von nicht hoch genug zu schätzendem Werte, da sie hebräische Worte mit den dazumal usuellen französischen und deutschen Worten erläutern, wie in ganz besonders hervorragender Weise Raschi es thut, der eine wahre Fundgrube für die altfranzösische Sprache ist, aber nach ihrem geistigen Inhalte schlagen sie vorderhand den Weg ein, den ihnen der Talmud vorzeichnete, den der halachischen und haggadischen Erläuterung. Der größte Exeget dieser französisch-deutschen Schule ist Raschi, der in seinen Bibelcommentaren zwar mehr der haggadischen Erklärungsweise folgt, dennoch überall gerne auch den natürlichen Wortsinn, den Peschat, zur Geltung kommen läſst. Raschi kennt zwar schon den spanischen Grammatiker Menachem ibn Saruk und beschäftigt sich mit ihm vielfach, trotzalledem weicht er nicht ab von dem Pfade der talmudischen Tradition. In viel entschiedenerer Weise betrat die Bahn der rationellen Exegese ein Enkelsohn Raschis, R. Samuel ben Meir, in seinem trefflichen Pentateuchcommentare. — Dadurch, daſs schon der Talmud die einfache, natürliche Exegese empfiehlt und befürwortet, tritt in der Bibelforschung kein so schroffer Gegensatz zwischen den arabisch-spanischen und den deutsch-französischen Exegeten ein, wie wir ihn im Gesetzesstudium zu unterscheiden die Gelegenheit hatten. Hier war es der principielle Gegensatz, der den Unterschied hervorrief, der Freisinn kämpfte gegen die Orthodoxie, die philosophische Idealisierung gegen die nur auf Gehorsam beruhende Gesetzeshäufung. In der Bibelerklärung war von all dem wenig die Rede. Wenn auch hie und da eine scharfe Kritik zu Tage tritt, ja sogar die Frage des Geschaffenseins der Bibel, wie bei dem Korân, manchmal aufgeworfen wird, im Großen und Ganzen war

die Verehrung der Bibel zu tief gewurzelt, und der Unterschied der verschiedenen Schulen zeigte sich höchstens in der Stellungnahme zum Peschat, obwohl wir auch da spanische Juden in Mystik sich versenken sehen, während der deutsche Exeget die Fahne des einfachen Wortsinnes hochhält.

Ganz abhängig vom Einflusse der spanischen Juden entwickelte sich die sprachwissenschaftliche Thätigkeit der Juden in der Provence. Hier waren es die Kimchiden, Josef Kimchi und seine beiden Söhne Moses und David, die auf dem Gebiete der Grammatik und Exegese ganz Hervorragendes geleistet haben. Sie blühten im 12. Jahrhunderte. David Kimchi wurde der Stern der Familie, einer Beliebtheit erfreute sich sein Commentar, die mit der Raschis um die Palme stritt; unter den christlichen Hebraisten des 16. und 17. Jahrhunderts wurde er als bester jüdischer Grammatiker hochgeschätzt. Italien blieb selbstverständlich auch der Bibelexegese nicht fremd. Abraham Ibn Esra fand in Rom einen großen Kreis eifriger Zuhörer für seine exegetischen und grammatischen Vorträge, und wenn auch seine Anregung gerade nicht besonders hervorragende Schrifterklärer zu schaffen imstande war, einen lebhafteren Lauf nahm dieser Wissenszweig doch, seit Ibn Esra in Rom geweilt hatte. Die besten und fruchtbarsten Commentatoren unter den italienischen Juden, die den Spuren Ibn Esras folgten, sind die Dichter Immanuel ben Salomo der Römer und sein Vetter Jehuda ben Moses, auch Leone Romano genannt, beide Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts.

Seit dem 13. Jahrhunderte gieng die Exegese, soweit sie die wissenschaftliche Form beibehielt, die ausgefahrenen Geleise der spanischen und französischen Meister. Es wurden zahlreiche Grammatiken und Commentare geschrieben in Spanien, Frankreich, Deutschland und Italien, doch ohne bleibenden literarischen Wert. Anerkennung verdient nur noch Don Isak Abravanel, der aus Spanien flüchtend, in Neapel 1493 sich niederließ und einen geistvollen Commentar zu sämmtlichen Büchern der heiligen Schrift geschrieben hat, in dem er als ein Jünger des Peschat sich erkennen läßt.

Unterdess bewegte sich auch die halachische und haggadische

Exegese auf ihren vom Talmud vorgezeichneten Pfaden weiter. Besonders die haggadische Exegese gelangte zu hoher Blüte. Seit Esras Zeiten war es Sitte in Israel, an Sabbat und Festen im Gotteshause das Volk zum religiösen Leben anzuspornen, es zu begeistern, zu trösten, auf Gottes Gnade vertrauen zu lassen. Dies geschah ebenfalls mit Hilfe der Bibel, wodurch der sogenannte Derusch, die „homiletische Auslegung", entstand, die in geistvoller Weise für alles, Gegenwart und Zukunft, Trost und Hoffnung, Vertrauen und Muth Belege in der heiligen Schrift suchte und auch fand. Die Männer, die sich mit dieser Art Exegese beschäftigten, nannte man Darschanim. Ihnen verdankt das jüdische Geistesleben die kostbaren Midraschsammlungen, deren Zauberworte, sinnige Erzählungen und Gleichnisse die Gemüther erfrischten, das trockene Talmudstudium belebten, das Volk erfreuten und sittlich erzogen. Die hervorragendsten Midraschsammlungen sind die Rabbôth zu den fünf Büchern Mosis und den fünf Rollen, ferner der Jalkut Schimoni zur ganzen heiligen Schrift.

Jedoch auch die Philosophie eignete sich die Bibel an. Das Bestreben, Religion und Philosophie in Einklang zu bringen, bemächtigte sich ebenfalls des Bibeltextes und wollte alle Ergebnisse der Philosophie in der heiligen Schrift finden. — Und als die Philosophie in Mystik und Kabbala ausartete, musste selbstverständlich auch der Bibeltext die Schwenkung mitmachen, neben den natürlichen Sinn ward jetzt der „Sod", der geheime Sinn, gesetzt. Jedes Wort der Bibel bekam eine tiefe Bedeutung, jeder Buchstabe barg ein Geheimnis. Der vornehmste, zugleich erträglichste dieser Exegeten war der uns schon als Disputator bekannte Moses ben Nachman im 14. Jahrhunderte, der einen ausführlichen Pentateuchcommentar geschrieben hat. Aber so unnatürlich diese mystische Exegese war, die Qual der Zeiten machte die Juden gerade für diese Richtung empfänglich, und so finden wir, dass seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in allen Ländern die mystische Exegese sowohl die Kanzel wie auch den Büchermarkt vollständig beherrschte. Wie das Volk im Talmud nur den Pilpul und Chilluk liebte, so wandte es sich auch in der Exegese dem Extremen zu: dem Übernatürlichen, Übersinnlichen, Geheimnisvollen.

Ein einzigesmal schien sich das Dunkel ein wenig lichten zu wollen. Reuchlins mächtige Persönlichkeit gab den Ansporn zum Studium der hebräischen Sprache unter den christlichen Gelehrten, und von allen Seiten wurden jüdische Gelehrte aufgesucht, die in der Sprache der Propheten Unterricht ertheilen konnten. Dies brachte wieder für kurze Zeit den Sinn für Grammatik den helleren Köpfen bei, und Männer wie Elia Levita, Jakob Mantino und Abraham de Balmes waren im 15. und 16. Jahrhunderte Lehrer der damaligen großen christlichen Theologen und auf gutem Wege, Exegese und Grammatik zur spanischen Glanzperiode zurückzuführen. Aber die Ungunst der Verhältnisse verschüttete bald das glimmende Feuer, die Bibelforschung versenkte sich wieder mit rastlosem, glühendem Eifer in Mystik und Geheimlehre, darin allein Erhebung und Trost findend.

Drittes Capitel.

Philosophie.

Wenn das Judenthum heute stolz auf die Reinheit seines Gottesbekenntnisses hinblicken und hinweisen darf, wenn es getrost mit der Überzeugung sich brüstet, daß seine Bekenner den ungetrübten Gottesbegriff besitzen, so ist das den jüdischen Philosophen des Mittelalters zu danken, die unermüdlich thätig waren, die Juden auf die Höhe der Gotteslehre zu heben, ihre Erkenntnis zu läutern. Ohne die jüdischen Religionsphilosophen wäre das Judenthum vollständig jener Mystik und groben Vermenschlichung Gottes anheimgefallen, die unter dem Namen „Kabbala" die Gemüther an sich riss und die Geister verwirrte. Der jüdischen Religionsphilosophie gebürt aber auch das Verdienst, das Judenthum gegen Zweifel und Kritik gewappnet zu haben, dass es kräftigen Widerstand leisten konnte gegen den immer wieder auftauchenden religiösen Nihilismus.

Vom Hause aus waren die Israeliten, wie alle Menschen es waren, Anthropomorphisten, d. h. sie liebten die sinnliche Vorstellung Gottes. Moses, der allerdings untrüglich die reine Erkenntnis besaß, musste dennoch volksverständlich, also sinnlich, über Gott schreiben. Im Laufe der Zeit vergröberte sich unter

dem Einflusse der umliegenden Völkerschaften die körperliche Vorstellung Gottes bei den Israeliten, ungeachtet der hohen Geistesstufe mancher Propheten. — Unter der Herrschaft der alexandrinischen Philosophie sehen wir zwar die Übersetzer der Bibel die Anthropomorphismen der heiligen Schrift vermeiden und umschreiben, auch unter den Gesetzeslehrern vernehmen wir hie und da die Stimme reiner philosophischer Anschauung, doch der Symbolismus der Hellenisten, die jedes Gesetz, ja, jede Person der Bibel zu einem Symbole umdeuteten, wie auch der politische Hass gegen Griechenthum und Rom ließen einen freieren geistigen Einfluss desselben nicht aufkommen; selbst ein Mann wie Philo, dessen lautere und fromme Gesinnung über allen Zweifel erhaben ist, ist direct für das Judenthum ohne jede Wirkung geblieben. Dagegen drang immer mehr die Mystik in das Judenthum ein und eroberte sich die Herzen. Der Zeiten Bedrängnis und Noth, die Hoffnung auf Erlösung und Befreiung, das Bedürfnis nach Trost, Ermuthigung, nach Ausdauer und Begeisterung lenkte die Gesetzeslehrer in ihren Predigten und Vorträgen immer tiefer in das Gebiet der mystischen Weltauffassung. Man träumte nur von der Zukunft, um in ihr Ersatz zu finden für alles, was Israel in der Gegenwart entbehren muſste. Man ergieng sich in Visionen vom Himmel, von Gott, in phantastischen Vorstellungen vom einstigen Glücke, von der Macht Israels über seine Feinde, von der kommenden Größe Palästinas u. s. w. Zahlen- und Buchstabensymbolik wurde getrieben, die Wunder des Messias, der Israel erlösen werde, waren Gegenstand ausführlicher Beschreibung. So blieb es die ganze talmudische Zeit hindurch, die wir in Bezug auf die Reinheit des Gottesbegriffes keineswegs als eine Periode der fortschreitenden Entwickelung betrachten können. In Persien kam dann noch die Magie und Astrologie hinzu, die auch den Rest einer geläuterten Gottesvorstellung den Juden raubte und sie ganz in phantastische Mystik versinken ließ. Erschien doch, etwa im 8. Jahrhunderte, ein Buch, betitelt „Schiur kaumo“, „Das Maß der Höhe“, in welchem Gott buchstäblich Maß genommen und die Länge seiner Arme, seiner Füße, seines Bartes und dergleichen mehr beschrieben wird. Das 7. und 8. Jahr-

hundert bedeutet für die religiöse Gotteserkenntnis der Judenheit einen entschiedenen Verfall.

Gerade um dieselbe Zeit lernen wir jedoch die Wahrheit des Sprichwortes von der Anziehungskraft entgegengesetzter Pole kennen. Das junge, nach Wissen lechzende Volk der Araber lernte durch Vermittlung der syrischen Übersetzungen die griechischen Philosophen kennen, und mit glühendem Eifer wurde die Philosophie Platos, Aristoteles' übersetzt, erklärt und behandelt. Eine Flut von philosophischen Werken ergoss sich über die Länder des Islam, heftige Fehden entspannen sich zwischen den Buchstabengläubigen des Korân und den Zweiflern, und die freireligiöse Richtung erhielt immer größere Verbreitung. Selbstredend blieb das Judenthum von dieser großen Bewegung nicht unberührt. Der Einfluss der arabischen Zweifler zeigte sich vor allem im Entstehen der Karäer, noch mehr jedoch später im Auftreten von Bibelerklärern, die alle Gläubigkeit über den Haufen warfen und deren Hauptvertreter ein gewisser Chiwi al Balchi war. — So sehen wir das Judenthum Ende des 9. Jahrhunderts in drei Lager gespalten: in mystische Gläubige, in Karäer und in Zweifler. Überall herrschte Verwirrung, das Volk schwankte zwischen den drei Parteien. Da trat der große Saadja auf, der es sich zum Ziele setzte, Karäer und Zweifler zu bekämpfen, das Volk geläuterte Gotteserkenntnis zu lehren. Eine polemische Natur, ehrlich und streng wissenschaftlich, in der Philosophie und Exegese wohl bewandert, auf talmudischem Gebiete Meister, Gaon von Sura, war er Autorität genug, um gehört, befolgt zu werden. Ein häslicher Zwischenfall, der sich während seines Gaonates zutrug, gab ihm Muße, in unfreiwilliger Zurückgezogenheit das Werk zu unternehmen und zu vollenden. In einem Processe war der damalige Exilarch nicht ganz gewissenhaft vorgegangen. Um sich gleichsam zu retten, verlangte der Exilarch die bestätigenden Unterschriften der Gaonen Kohen-Zedek und Saadja. Der erstere, ein Greis, gab sie, Saadja weigerte sich, eine ungerechte Sache zu bekräftigen. Erzürnt darüber, entsetzte der Exilarch den Saadja seines Amtes, worauf wieder Saadja den Exilarchen seines Amtes enthoben erklärte. Es entstanden zwei große Parteien, die sich überaus

feindlich entgegentraten. Schließlich appellierte man an den Khalifen von Bagdad, und zwar nicht allein mit Argumenten, sondern auch mit klingender Münze. Doch es brachen verschiedene Unruhen im Lande aus, die eine Urtheilsfällung immer verzögerten, bis der Khalife in einem Aufruhre erschlagen wurde. Sein Nachfolger zeigte sich gleich den größeren Capitalien des Exilarchen gewogen und untersagte Saadja, die Functionen des Gaonates auszuüben. Saadja lebte darauf vier Jahre, von 933 bis 937, als Privatmann in Bagdad. Da benützte er die gegebene freie Zeit, um das erste große jüdische religions-philosophische Werk zu schreiben. Er schrieb es, wie alle seine Werke, in arabischer Sprache, aus welcher es Jehuda ibn Tibbon im Jahre 1186 ins Hebräische übersetzte. Das Werk führt den Namen „Séfer hoemunauth wehaddéauth," „Buch der Glaubenslehren und Vernunftansichten" und hatte den Zweck, die Einheit Gottes, die Wichtigkeit des Ceremonialgesetzes und die Auferstehung des Menschen nach dem Tode philosophisch zu begründen. — Die Bedeutung dieses Werkes liegt weniger in seinem wissenschaftlichen Werte, es war bald überholt und vergessen, sondern hauptsächlich darin, dass es zum Ansporne wurde für eine Reihe tüchtiger und begabter Denker, die Saadjas Werk dankbar fortsetzten und die religiöse Läuterung des Judenthums zustande brachten. — Und wiederum waren es die arabischen Juden Spaniens, die das Erbe des großen Saadja antraten und das Ererbte ruhmreich erworben und veredelt haben. Eine glänzende Reihe hochbegabter Denker schenkte Spanien dem Judenthume, die mit Recht seinen größten Stolz bilden. Den Reigen eröffnet Bachja ibn Pakuda. In dem edlen Bemühen, das Judenthum religiös zu läutern, gebürt ihm, nicht allein der Zeit, sondern auch dem Einflusse nach, die Palme. Sein Werk führt den Namen „Taurath chauwauth hallewowauth," „Lehre von den Herzenspflichten". Während Saadja die Gotteslehre und das Ceremonialgesetz des Judenthums mit der Philosophie in Einklang bringen will, widmet sich Bachja mehr der Ethik, der Moralphilosophie und gibt mit seinem Buche Anstoß zu der großen Literatur des jüdischen Mittelalters über Ethik und Sittenlehre. Bachja ibn Pakuda lebte wahrscheinlich

in Saragossa und schrieb sein Werk um das Jahr 1040. Die Tendenz des Buches ist, dass des Menschen höchstes Ziel die moralische Verinnerlichung, das Aufgehen in Gott und die Liebe zu ihm sei. Der überaus populäre Ton, die Würde, mit denen der Verfasser seine tiefsinnigen Gedanken in klarer Weise vorbringt, machten das Buch zu einem der populärsten Bücher der Judenheit; selbst zur Zeit, als die Kabbala und die Auswüchse des Talmudstudiums jede andere wissenschaftliche oder philosophische Beschäftigung verdrängten, wurden die „Chauwauth hallewowauth“ gelesen und zu den Unterrichtsgegenständen des jüdischen Mittelalters gezählt.

Wie sich die Araber mit immer heftigerer Leidenschaftlichkeit auf das Studium der Philosophie warfen, und zwar als blinde Anhänger des Aristoteles, so dringt die Philosophie auch in die Judenheit immer weiter und erschließt sich immer weitere Kreise. Auch da fängt man an, sich mit der Philosophie allein zu beschäftigen, ohne auf ihr Verhältnis zur Religion einzugehen. Der erste, der solchermaßen in eine fremde Bahn den jüdischen Geist einlenken will, ist der Leibarzt mehrerer islamitischer Herrscher Isak Israëli aus Kairuan (Cyrene) im 9. und 10. Jahrhundert. Die Leistungen dieses Philosophen werden aber verdunkelt von denen des zweifellos originellsten und selbstständigsten jüdischen Philosophen, Salomo ibn Gabirol. Geboren um 1021 in Malaga, scheint er seine Eltern früh verloren zu haben. Ohne Vermögen, lernte er früh die Bitternisse des Lebens kennen, die ihn bald der Melancholie, der Schwermuth zuwandten. Dichter und Philosoph zugleich zog ihn dem allgemeinen Brauche entgegen Plato viel mehr an als Aristoteles, und mit glänzender Begabung widmete er sich der Bekanntmachung der neuplatonischen Lehren unter den Juden. Sein Buch „Mekaur Chajjim“ „Quelle des Lebens“ war vollständig in dem Geiste Platons geschrieben. Ein zweites Buch widmete er der Moralphilosophie, das jedoch, besonders infolge der vielen persönlichen Spitzen des Buches, gegen ibn Pakudas Buch nicht aufkommen konnte. Überhaupt gieng die jüdische Religionsphilosophie über ibn Gabirol zur Tagesordnung und überließ seine Philosophie der christlichen Scholastik, auf die er

einen ganz bedeutenden Einfluss ausübte. Schon ein Jahrhundert nach seinem Erscheinen wurde sein Buch ins Lateinische übertragen und von den Scholastikern eifrigst gelesen. Durch die Verballhornung seines Namens in Abicebron blieb es verborgen, dass der Lehrer so vieler Säulen der Scholastik ein Jude war, und erst in unserem Jahrhunderte gelang es dem Gelehrten Salomon Munk die Identität Abicebrons mit Ibn Gabirol untrüglich nachzuweisen. Ibn Gabirol starb in Valencia, kaum 50 Jahre alt. — Auch der Fortsetzer seiner Philosophie, der zu Córdova lebende Josef ibn Zadik, konnte mit seinem Werke „Buch vom Mikrokosmos“ im Judenthume keine Wurzel fassen.

Dagegen gelangte zu ungemein großer Beliebtheit das geistvolle, in jüdischem Geiste verfasste Werk des Jehuda Ha-Levi „Das Buch Kusari“. Jehuda Ha-Levi erblickte in Castilien um das Jahr 1085 das Licht der Welt. Er studierte in Lucena und wirkte als Arzt in Toledo. Neben seiner ärztlichen Thätigkeit vergaß er auch der Philosophie nicht, forschte eifrig in ihr, bis er zu dem Resultate kam, dass die Philosophie im Grunde genommen die Religiosität verwirre, die nicht ein Product der Speculation, sondern des gläubigen Gemüthes sei, dass man philosophisch geschult sein müsse, eigentlich nur um der Philosophie mit ihren eigenen Waffen entgegentreten zu können. Die höchste Stufe, die der Mensch erreichen könne, ist keineswegs die philosophische, sondern die prophetische Seele, zu der man sich durch das strenge Festhalten an den Ceremonialgesetzen aufzuschwingen vermöge. Diese Gedanken legte Jehuda Ha-Levi in ungemein anziehender Weise in Form der platonischen Dialoge in dem arabisch geschriebenen Buche „Kusari“ nieder. Er benützte die damals gewiss unter den Juden Spaniens vielbesprochene Kunde vom Übertritte des Chazarenkönigs zum Judenthum. Er lässt dem Chazarenkönig, dem Kosri, Gott erscheinen und zurufen, sein Wille wäre gut, aber seine Thaten seien es nicht. Trotzdem dass der Chagan die Religion seiner Väter strenge hält, verlässt ihn diese Erscheinung nicht. Er fängt daher an, an der Richtigkeit seines Bekenntnisses zu zweifeln und lässt einen Philosophen kommen, dass er ihn beruhige. Doch dessen Reden

befriedigen ihn nicht. Da er etwas vom Islam und Christenthum hört, bescheidet er Vertreter dieser zwei Bekenntnisse zu sich und legt ihnen seine Fragen vor. Aber auch deren Antworten lassen ihn unbefriedigt, zumal beide auf eine gemeinsame Quelle als Beweis der Wahrheit ihrer Principien hinweisen, auf das Judenthum. Der Chazarenkönig beruft nun einen Juden, der ihm offenbart, wie alles vom richtigen Thun abhänge, das aber nur vom Judenthume rein und göttlich verkündet werde. Darauf treten der Chazarenkönig und dessen Unterthanen zum Judenthume über. — Nach Jehuda Ha-Levis Lehre kann man erst im heiligen Lande, in Palästina, voll und ganz in Gott aufgehen, und dieser seiner Überzeugung folgend, fasste er den Plan, nach Palästina auszuwandern. Um das Jahr 1141 verließ er die Stätte seiner Lehrthätigkeit, Toledo, seine Familie, Freunde, ein behagliches und glückliches Leben, um die Reise anzutreten. Wohin er auf seiner Reise kam, wurde er mit Ehren überschüttet. Voll froher Hoffnung kam er in Palästina an. Hier aber ergieng es ihm nicht so, wie er es sich träumte, christliche und mohammedanische Verfolger bedrängten ihn und bald erlag sein Körper den ungewohnten Härten des neuen Lebens. Der Sage nach stach ihn ein mohammedanischer Reiter nieder, gerade als er an der Klagemauer des Tempels sein berühmtes Zionslied sang.

Der nächstfolgende unter den bedeutenden jüdischen Philosophen ist Abraham ibn Daud, geboren um 1110, gestorben als Märtyrer, zur Zeit der Almohadenverfolgung, um 1180. Sein Werk „Hoemuno horomo“, „Der erhabene Glaube“, vermochte trotz seines Wertes und seiner verdienten Bedeutung keinen Ehrenplatz in dem Geistesschatze der jüdischen Literatur zu erklimmen. Es ist für jeden Schriftsteller gefährlich, einen großen Vorgänger und einen noch größeren Nachfolger zu haben, er wird zwischen den beiden mächtigen Steinen zerrieben. Jehuda Ha-Levi als Vorgänger und Maimuni als Nachfolger, dem war Abraham ibn Daud nicht gewachsen, sein Buch gerieth in Vergessenheit.

Die weitaus größte Bedeutung unter den jüdischen religions-philosophischen Werken hat das Buch des großen Maimuni

erreicht. Der Philosoph schrieb es im Jahre 1190 in arabischer Sprache und gab ihm den Titel „Führer der Irrenden". Noch bei Lebzeiten Maimunis wurde es von Samuel ibn Tibbon, zugleich von dem Dichter Charizi, in's Hebräische übersetzt, nicht allzulange ließ die lateinische Übersetzung auf sich warten. Der hebräische Titel des Buches ist „Mauré Newuchim", „Der Führer der Schwankenden", doch wird es kurz in populärer Weise „Der Mauré" genannt. Das Werk Maimunis ist, wie eben alle seine Werke, durch Klarheit und systematische Durchführung ausgezeichnet. Obwohl es allgemein-philosophische Originalität wenig besitzt, hat es mit seinen mächtigen religions-philosophischen Gedanken grundlegenden Einfluss auf das Judenthum ausgeübt. Der Zweck des Werkes ist, Philosophie und Religion in vollste Übereinstimmung zu bringen, die religiösen Gesetze aus der Niederung zwecklosen Formelkrams zu idealer Verinnerlichung zu erheben. Nach Maimunis Auffassung darf es keinen Lehrsatz des Aristoteles' geben — denn der ist für ihn der wahre Prophet unter den Philosophen —, der mit dem Bibelworte in Widerspruch stünde, ohne zum mindesten ausgeglichen werden zu können. Ebensowenig darf es eine religiöse Ceremonie geben, die für den Menschen keinen höheren Zweck besäße, wie überhaupt alles in der Religion, alles in der Bibel, selbst im Talmud vernunftgemäß sein und ein Ideal verfolgen müsse. — Der „Mauré" besteht aus drei Büchern. Das erste Buch beschäftigt sich mit den Anthropomorphismen der Bibel, dieselben erklärend, erläuternd, hierauf mit dem Nachweise der Weltewigkeit. Das zweite und dritte Buch bringen Maimunis eigentliches religions-philosophisches System, sie sind es auch, welche eine umstürzlerische Bewegung hervorgerufen haben. Maimuni geht vor allem daran, den Rest der körperlichen Vorstellung Gottes zu vernichten; mit schneidender Schärfe erklärt er alle Attribute für Nothbehelfe der menschlichen Ausdrucksweise, erklärt unumwunden, dass alle diesbezüglichen Aussprüche der Bibel, der Haggada, nur sinnbildlich zu nehmen sind, wie denn überhaupt die Haggada keinerlei gesetzliche Kraft besäße. Er ist ferner ein Gegner der gangbaren Anschauung über die Prophetie, erklärt die Propheten für hochbegnadete, mit dem höchsten

Grade der Vernunft ausgezeichnete Männer. Die Wunder ist er bestrebt auf Naturprocesse zurückzuführen, Opfer und Ceremonialgesetze hält er zum Theil für Concessionen an das Heidenthum, zum Theil für Mittel zur religiösen Volkserziehung. Die Unsterblichkeit des Körpers leugnet er, und selbst die Weltewigkeit zu glauben, entgegen der biblischen Weltanschauung, betrachtet er gerade nicht als ein Verbrechen gegen die Religion. — Bald trat die mächtige Wirkung Maimunis zu Tage. Wir haben die Tibboniden in der Provence als die Übersetzer der arabisch geschriebenen Werke der jüdischen Religionsphilosophen Spaniens schon kennen gelernt. Das beweist zur Genüge, dass die Bücher in der Provence verlangt wurden. Thatsächlich hat kaum irgendwo die jüdische Religionsphilosophie so eifrige Adepten gefunden, wie eben in diesem Grenzlande Spaniens. Kaum erschien der „Mauré“ wurde er auch schon übersetzt und erreichte besonders in der Provence die höchste, bis zur Extase hinanreichende Bewunderung jener philosophisch geschulten Juden, die schon lange so dachten, wie Maimuni, aber keinen Muth hatten, es auszusprechen, noch weniger, danach zu handeln. Maimuni löste nun alle Bande, sprengte alle Fesseln. — Anderseits rief das Buch einen Sturm des Unwillens und der Empörung hervor, und zwar in Spanien selbst, wie auch in der Provence. Die Phantasten, Mystiker und orthodoxen Talmudisten bekämpften es, weil Maimuni die Göttlichkeit der Haggada genommen, Paradies, Hölle u. s. w. ihres Nimbus entkleidet und selbst die Größe der Opfer- und Ceremonialgesetze angetastet hatte. Während aber in Spanien der Kampf gegen den „Mauré“ zwar heftig, aber dennoch mit einer gewissen maßvollen Vornehmheit geführt wurde, überschritt er in der Provence alle Grenzen der ruhigen Behandlung, artete in wildes Gezänke aus und hatte trübe, die Gesammtjudenheit tief schädigende Folgen. Die Maimunisten und Antimaimunisten befehdeten sich in Pamphleten und von der Kanzel herab auf's grimmigste. Der Streit wogte hin und her, vergebens versuchten die besonnenen Elemente zu schlichten, zu einigen, er ward immer zorniger, immer persönlicher. Schließlich denuncierte der Führer der Gegner, ein gewisser Salomo ben Abraham aus

Montpellier, den „Mauré“ bei den Dominicanern als gottlose, gottesleugnerische Schrift, worauf diese natürlich nichts Eiligeres zu thun hatten, als ihn zu confiscieren und zu verbrennen. Der Erfolg war der entgegengesetzte dessen, der bezweckt wurde: Maimuni wurde noch mehr gefeiert, selbst die seinen Anschauungen nicht huldigten zogen sich vom Kampfe beschämt zurück. Der „Mauré“ galt fortan als das anerkannte Führerwerk der jüdischen Religionsphilosophie, Auszüge und Commentare über ihn erschienen unausgesetzt, kein philosophisches Werk konnte mehr die Aufmerksamkeit der Judenheit vom „Mauré“ ablenken. — Auch die Scholastiker griffen bald zu diesem Buche, und die Größen der christlichen Scholastik, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, schöpften manchen Gedanken aus dem Buche Maimunis.

Von den Epigonen Maimunis sind zwei hervorzuheben, die durch die Tiefe ihrer Speculation mehr Beachtung verdient und auch wohl erlangt hätten, wenn nicht eben Maimuni die ganze Liebe und Verehrung der mit der Philosophie sich Beschäftigenden auf sich vereinigt und vollständig absorbiert hätte. Der eine ist Levi ben Gerson, abgekürzt RaLBaG, auch Gersonides, genannt. Sein Werk „Milchamauth Adaunoj“ „Kämpfe für Gott,“ erfreute sich großer Anerkennung bei seinen Zeitgenossen. Noch bedeutender war der zweite Epigone Maimunis, R. Chisdai Crescas, Ende des 14. Jahrhunderts, dessen Werk „Aur Adaunoj“ „Licht Gottes,“ einen nachhaltigen Eindruck auf Spinoza ausgeübt haben soll. Außer diesen verdienen noch, der Erinnerung eingeprägt zu werden: Jakob Anatoli im 13. Jahrhundert, Jsak Arama, Ende, des 15. Jahrhunderts, Josef Albo, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Elia Delmedigo in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und Don Jsak Abravanel, zugleich als Staatsmann und Exeget ausgezeichnet, geboren in Lissabon um das Jahr 1437, gestorben in Venedig im Jahre 1508.

Der Wert aller dieser religionsphilosophischen Werke ist für das Judenthum geradezu unschätzbar. Sie haben vor allem zuwege gebracht, dass die körperliche Vorstellung Gottes und die Buchstabengläubigkeit in Bezug auf die Haggada im Großen und

Ganzen trotz Mystik und Kabbala die Reinheit des Judenthums nicht mehr dauernd gefährden konnten, denn selbst in den Zeiten des krassesten Aberglaubens, im 17. und 18. Jahrhundert, blieb der Gottesbegriff ziemlich unangetastet. — Jedoch nach noch einer Richtung ist der Wert der jüdischen Religionsphilosophie nicht hoch genug zu bemessen, und das ist ihre Bedeutung für die Apologetik. Seitdem die Zwangsdisputationen den jüdischen Gelehrten die schwere Pflicht auferlegten, Judenthum und Christenthum zu vergleichen und ersteres zu vertheidigen, letzteres abzulehnen, war eine philosophische Schulung gegenüber den scholastischen Controversisten unerläßlich. Die Fähigkeit, sich philosophisch zu schützen, geben den jüdischen Gelehrten die Werke ihrer großen Philosophen, denen allein es zu danken ist, wenn die Apologetik des Judenthums eine ganz stattliche Literatur aufzuweisen vermag, abgesehen von den zahllosen apologetischen Stellen, welche in der Exegese dem Bibelerklärer bei den betreffenden, vom Christenthume für sich in Anspruch genommenen Versen mit unterlaufen. Und gerade bei der Apologetik erkennen wir, dass die Religionsphilosophie des Judenthums zu den Juden aller Länder gedrungen war und überall mit Liebe gepflegt wurde. Schriftstellerisch thätig waren auf religionsphilosophischem Gebiete zwar nur die Juden Spaniens und Südfrankreichs, ab und zu auch ein gelehrter Jude aus Italien. Deutschland, Nordfrankreich, wie auch alle anderen Länder, in denen Juden wohnten, waren diesbezüglich vollständig steril, man könnte glauben, dass da gar nicht nachgedacht und gar nicht gelesen wurde. Die Apologetik belehrt uns eines Besseren. Wie es kein Land ohne Disputationen gab, so auch keines ohne jüdische Apologeten, die theils in direct-apologetischen Schriften, theils zerstreut in Bibelcommentaren den lesenden und lernenden Juden die Waffen der Vertheidigung in die Hände gaben. Diese Waffen aber waren der jüdischen Religionsphilosophie entlehnt. Man lehrte sie nicht, verbreitete sie auch nicht, dem Talmud durfte ja keine Stunde geraubt werden, jedoch die bedeutenderen Rabbiner aller Länder kannten und lasen zum mindesten die »Chauwauth hallewowauth« und den „Mauré". — Die wichtigsten apologetischen Schriften sind: „Nizzachon" „Sieg" von Lippmann Mühlhausen,

»Mogen Awrohom« „Schild Abrahams", von Abraham Farissol und »Chisuk Emuno«, „Befestigung des Glaubens", von Isak Troki. Lippmann Mühlhausen war Ende des 14. Jahrhunderts Rabbiner in Prag, wo er im Jahre 1399 infolge der Anklage des Convertiten Peter, dessen jüdischer Name Pesach war, dass die Juden in ihren Gebeten Christum beschimpften, verhaftet wurde. Aufgefordert von der Geistlichkeit, die Anklagepunkte Pesachs zu entkräften, kam er diesem Verlangen mit Offenheit und Kraft nach, was selbstverständlich kein Hindernis war, dass 77 Juden hingerichtet wurden. Lippmann legte seine Widerlegungen in dem Buche „Nizzachon" nieder. Abraham Farissol lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Ferrara, wo er in der Gunst des Herzogs stand, der ihn einlud, mit zwei gelehrten Mönchen über religiöse Fragen zu disputieren. Das Ergebnis seiner Disputationen ist die Schrift »Mogén Awrohom«, die er sogar selbst ins Italienische übersetzte. — Isak ben Abraham aus Troki in Polen, im 16. Jahrhundert, lebte in einer Zeit, da besonders in Polen das Sectenwesen unter den Christen abermals zu blühen begann. Eine freie Richtung brach sich als Ausläufer des Protestantismus in diesen Gegenden Bahn, viele christliche Schriftsteller zeigten bezüglich der Dogmen sehr freie Gesinnung. Aber auch gegen das Judenthum traten hervorragende polnische Theologen auf und griffen dessen Glaubenssätze an. Isak Troki versenkte sich mit Eifer in die Schriften der Antitrinitaner, ward ein genauer Kenner des neuen Testaments, wie auch der ganzen Sectenbewegung seiner Zeit. Wohl ausgerüstet gieng er daran, die Anwürfe der Gelehrten gegen das Judenthum abzuwehren. Da er Karäer war, stand er auf einer unanfechtbaren, vom Christenthume selbst anerkannten Position, auf der der heiligen Schrift allein. Er beschränkte sich jedoch keineswegs auf die Abwehr, die damals noch für die Juden günstigen Verhältnisse Polens gestatteten ihm auch, hie und da zum Angriffe auszuholen und gegen das neue Testament aufzutreten. Im Jahre 1593 schrieb er als sechzigjähriger Mann sein Werk, das bald große Verbreitung fand, es wurde sogar im Jahre 1621 ins Spanische übersetzt. Um 1665 lernte Johann Christof Wagenseil

auf einer Reise durch Afrika das Buch bei einem Juden in Ceuta kennen. Wagenseil gab es dann mit lateinischer Übersetzung im Jahre 1681 heraus unter dem Titel: »Tela ignea Satanae«, „die feurigen Pfeile des Satan." Durch diese Übersetzung wurde das Buch unter den christlichen Theologen bekannt, vielfach angegriffen und widerlegt. Für die Bedeutung des Buches gibt Voltaire das beste Zeugnis, indem er von dem Verfasser sagt: „Er hat alle die Schwierigkeiten zusammengestellt, welche die Ungläubigen seitdem allgemeiner bekannt gemacht haben . . . . Kurz, die entschiedensten Ungläubigen haben fast nichts angeführt, was sich nicht bereits in dieser „Glaubensveste" des Rabbi Isak findet (Melanges I. III. p. 344)".

Philosophische Bildung setzt unbedingt ein ruhiges, beschauliches Leben voraus, und gar, wenn sie ins Volk dringen soll, verlangt sie vor allem eine gewisse behagliche Ruhe und Abgeklärtheit des Gemüthes. Noth, Sorge, Armut sind aber noch immer keine so großen Feinde der philosophischen Verinnerlichung als Drangsal, Verfolgung und Peinigung. Diesen waren die Juden seit dem 14. Jahrhundert ausgesetzt in immer sich verhärtendem Maße; wie natürlich, dass die Philosophie vergessen wurde, und die bedrängten Gemüther der Schwärmerei, der Mystik, den messianischen Zukunftshoffnungen, der Kabbala sich in die Arme warfen.

Viertes Capitel.

Die Kabbala.

Wie jede geistige Bewegung des jüdischen Mittelalters, so geht auch diese auf den Talmud zurück. Nicht etwa, als ob die Kabbala mit ihren Systemen und Lehren als Wissenschaft in der talmudischen Zeit schon existiert hätte, aber das Vorhandensein einer Geheimlehre im Talmud, die Jahrhunderte hindurch nur zerstreute Adepten fand, reifte sich im Laufe der Jahrhunderte, durch die ihr günstigen Verhältnisse gefördert, zu einer Wissenschaft aus, der vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Judenheit der ganzen Welt zu Füßen lag. Alle Elemente

der Kabala finden wir, nahezu ausnahmslos, versprengt und zersplittert in den verschiedenen Aussprüchen des Talmuds wieder, und nicht ganz mit Unrecht nahm die Geheimlehre seit dem 10. Jahrhunderte den Namen „Kabbala", „Tradition", an, um anzudeuten, dass sie nicht eine neue, sondern eine tradierte Wissenschaft sei.

Den ersten Anstoß zur Geheimlehre gab natürlich das früh entwickelte Princip, dass in der Bibel jedes Wort, ja, jeder Buchstabe etwas zu bedeuten habe. Da, wie bei allen Völkern, so auch bei den Israeliten, der Aberglauben seit ältester Zeit dem Glauben zur Seite gieng und eine Geisterwelt mit Wundern und Erscheinungen vorhanden war, so lag es sehr nahe, den Aberglauben mit jenen geheimnisvollen, die Phantasie mehr als das Denken anregenden Bibelstellen in Verbindung zu bringen, die in unklarer Weise von Gott, der Schöpfung, dem Himmel, den Engeln, von dem Tode, vom Jenseits, von den bösen Geistern sprechen. Eine Zeit lang mochte die phantastische Speculation auf mündliche Tradition sich thatsächlich beschränkt haben, bis endlich die Bekanntschaft mit der alexandrinischen Philosophie, mit dem Neuplatonismus, sie feste Form annehmen ließ. — Zwei Dinge waren es besonders, die eine Deutung geradezu herausforderten: 1.) die Erzählung von der Schöpfung, „Máaszé Beréschith"; 2.) die Schilderung des 6. Capitels des großen Jesaja und die des ersten Capitels des Propheten Ezechiel über den Thron Gottes, über seinen Wagen und über die Engel, die „Máaszé Merkowo", „Das Werk des Gotteswagens". In diese zwei Gebiete wurden alle Speculationen und Phantastereien der Juden und alles, was sie diesbezüglich von den Persern und Alexandrinern lernten, hineingestellt und darin verarbeitet: die verschiedensten Lehren von Gott, seinen Namen und Eigenschaften, von der Geisterwelt, ihrem guten und schlechten Wirken; die mannigfaltigen Anschauungen über die Menschen, die Völker, über Israel, über den Messias, das zukünftige Messiasreich, Jenseits, Paradies und Hölle, das alles und noch viel mehr ward in die „Geheimnisse der Thora" hineinbezogen, mit den Philosophemen der Zeit verquickt und gelehrt. Mit dieser Thätigkeit verband sich die

vielleicht noch ältere der Wundercuren, wie Austreibung der bösen Geister, Heilung von schweren Krankheiten, wie nicht minder das Bestreben, Gott und die Geister sich günstig zu stimmen, die Zukunft vorauszusagen. Wir können demnach schon in der talmudischen Zeit von einem unleugbaren Vorhandensein der speculativen, wie auch der wunderthätigen Geheimlehre sprechen. Die erstere zieht in ihren Betrachtungskreis das ganze übersinnliche Leben, schildert Gott und dessen erhabenen Thron, zählt die große Schar der Engel auf, die Engelsfürsten, Engelchöre und Engelswächter, gibt eine Darstellung von dem Abfalle der Engel, von den bösen Geistern, den Satanen, und hat für alle bestimmte Namen, die auch heute in der ganzen Menschheit genannt werden: Uriel, Raphael, Michael, Gabriel als Engelsfürsten, Semaja und Azazel als Führer der abgefallenen Engel. Alle diese Schilderungen sind in den lebhaftesten, grellsten Farben aufgetragen, so die Volksphantasie erregend und reizend. Nicht anders handelt die Geheimlehre über den Messias, das Weltgericht, die Auferstehung und der Zeiten Ende. Alles wird in überschwänglicher Weise lebendig vorgeführt. — Diese speculative Geheimlehre ist niedergelegt in einem Theile der Apokryphen, das sind die im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. entstandenen Bücher, die, die Schreibweise der phrophetischen Bücher der Bibel nachahmend, als heilige Schriften gelten wollten, aber dennoch von der Anerkennung als solche ausgeschlossen und unter die Bücher der heiligen Schrift nicht aufgenommen wurden. Das berühmte „Henochbuch“, das 4. Buch „Esra“ und das „Buch der Jubiläen“ sind die wichtigsten Productionen der speculativen Geheimlehre der Apokryphen. — Die wunderthätige Geheimlehre ward wohl auch geübt, blieb aber doch in bescheidenen Grenzen, über einen besonderen Einfluss scheint sie nicht verfügt zu haben, wenn wir von Wundercuren und etwas öfters auftretenden messianischen Schwärmereien absehen wollen. — Die Tannaiten erkannten bald die Gefährlichkeit dieser ganzen Richtung, bekämpften dieselbe mit aller ihnen zu Gebote stehenden Energie, was zuwege gebracht hat, dass die Geheimlehre um diese Zeit nicht aufblühen, daher einen verderblichen, zersetzenden Einfluss nicht ausüben konnte.

Zu neuem Leben erwachte sie, und zwar in viel böseren Formen, im 7. Jahrhundert durch den Zusammenstoß des Judenthums mit dem Islam, um im 8. und 9. Jahrhunderte in eine krasse, unwürdige Verkörperlichung Gottes auszuarten nach dem Vorbilde einer islamitischen Secte, welche dieses System bis ins maßloseste Extrem durchführte. Dieser Epoche gehört das frevelhafte Buch „Schiur Kaumo", „Maß der Höhe", an, das die Versinnlichung Gottes auf die Spitze trieb. Diese Zeit hat auch das Princip der Seelenwanderung aufgenommen, den Gedanken von der Übersiedlung der Seelen je nach ihren Verdiensten und Zwecken in unwürdigere oder würdigere Körper. Natürlich fehlten auch die Wunder nicht. Das Amuletenunwesen, das schon der ersten Periode der Geheimlehre bekannt war, nahm überhand, ebenso die Lehre von den wunderwirkenden Gottesnamen. Man hatte nämlich berechnet, dass die verschiedenen Namen, unter welchen Gott in der Bibel genannt wird, 12, 22, 42 und 72 Buchstaben haben und kam auf den Gedanken, dass diese Buchstaben miteinander verwechselt, ineinander gemischt, Wunder bewirken. Diese Buchstabenmischung wurde zu einer wahren Wissenschaft, die aber nicht jedem ihre Pforten öffnen durfte, sondern nur den Auserlesenen, den Tiefsinnigsten. — Doch nicht allein diese mystische Ausgestaltung der Kabbala war das Werk des 8. und 9. Jahrhunderts, auch ihre philosophische Seite ward auf neue, fruchtbare Bahnen gelenkt durch das in dieser Zeit von einem Unbekannten verfasste „Séfer Jeziro", „Buch der Schöpfung", das in absichtlich geheimnisvoller Sprache über die Erschaffung der Welt handelt und in den 22 Buchstaben der hebräischen Sprache die Elemente aller Dinge, in den 10 Grundzahlen das Daseinsprincip erblickt. In diesem Buche nimmt der Gedanke, dass zwischen Gott und Menschen Mittler sein müssen, die Gott aus sich emaniert und die gleichsam Gottes Ausstrahlungen sind, concrete Form zum erstenmale an, wodurch das Jezirabuch der Begründer der philosophischen Kabbala des Mittelalters wurde.

Während die Ausartungen der praktischen Kabbala, sowohl vom Islam als auch vom Judenthume, überaus heftig, zugleich

erfolgreich, von den nun folgenden arabischen und jüdischen Religionsphilosophen bekämpft wurden, wird das Jezirabuch von den jüdischen Philosophen eifrig commentiert. Der Gaon Saadja, der zu den wirkungsvollsten Gegnern des Mysticismus gehörte, schrieb den ersten Commentar zu diesem Buche. Seit dieser Zeit wird die wissenschaftliche Kabbala, das heißt das philosophische Sich-vertiefen in die Geheimnisse der Schöpfung und Gottes, unausgesetzt getrieben, allerdings nur vereinzelt, ohne irgendwelche Autorität zu erlangen. Erst im 12. Jahrhunderte sehen wir sie wieder erstarken und mächtiger auftreten, immer größer wird der Kreis ihrer Bekenner, bedeutende Talmudisten, wie Nachmanides und R. Salomon ben Adreth im 13. Jahrhundert, bekennen sich zu ihr und erklären sie für vollwertig. Eine große Anzahl von Büchern erscheint in diesem Jahrhunderte über die Kabbala, die einen immer größeren Leserkreis sich erwerben, besonders unter jenen, die in der Philosophie Maimunis eine Gefährdung des Judenthums erblicken. Die kabbalistische Speculation treibt immer üppigere Blüten und erreicht mit dem Buche „Sohar“ „Glanz“, ihren Höhepunkt. Dieses Buch ist die Bibel der Kabbalisten geworden und bildet eine Sammlung sämmtlicher kabbalistischen Anschauungen, die bis zur Abfassungszeit des Buches allgemein verbreitet waren.

Es ist in dunklen Worten, aber in phantasievollen Bildern und volltönenden Phrasen geschrieben. Sein Verfasser ist Mose de Leon, ein Spanier, der von 1250 bis 1305 lebte. Dadurch, dass er sein Werk als das des berühmten Tannaiten Schimon ben Jochai aus dem 2. Jahrhunderte anpries und ausgab, verschaffte er ihm in allerkürzester Zeit zahllose Anhänger, und es gelang dem Buche, eine Literatur hervorzurufen, die drei Jahrhunderte hindurch das geistige Leben der Judenheit vollständig beherrschte; selbst in unseren Tagen gibt es in Galizien und Ungarn viele Juden, die den „Sohar“ anbeten und Schimon ben Jochai als seinen Verfasser anerkennen.

Als in Spanien die Judenverfolgungen ihren Anfang nahmen, viele nach Palästina auswanderten, zog das Studium der Kabbala mit; die verbitterten, betrübten Gemüther wandten sich mit Wonne der Geheimlehre zu, deren unermessliche Tiefe

die Größe ihres Elends sie vergessen ließ. Von Palästina aus kam die Kabbala in die slavischen Länder, wo sie bald mit dem Talmudstudium auf gleiche Stufe gestellt wurde. Die Metzeleien des Chmielnicki in Polen, welche die jüdischen Gemeinden in Polen vernichteten, die jüdischen Gelehrten Polens in alle Länder trieben, gab der kabbalistischen Hochfluth neue Felder: in Ungarn, Österreich, Deutschland und Italien gewann die Kabbala die Alleinherrschaft, so dass behauptet werden kann, dass im 17. und 18. Jahrhunderte die ganze Judenheit der Kabbala huldigte. Und nicht allein die Juden, auch christliche Gelehrte wandten sich dieser Afterphilosophie zu, an den Universitäten Italiens und später auch an den deutschen Hochschulen gelangte die Kabbala zu Ehre und Anerkennung.

Diese Macht der Kabbala war aber nicht der Erfolg ihrer Philosophie, sondern der mit ihr auch diesmal eng verbundenen Wunderthätigkeit. Wenn auch die Kabbalisten den Gottesbegriff der Religionsphilosophen und dessen Reinheit nicht anzutasten wagten, so gewann doch bald die alte Buchstaben- und Zahlenspielerei des Gottesnamens, die Theorie von der Kraft dieses Wissens, Wunder zu bewirken, die Oberhand. Besonders verheerend war diesbezüglich der mächtige Einfluss des Isak Luria, der im 16. Jahrhunderte in Palästina lebte, und unter dem Namen „Ho-Ari", „der Löwe," auch heute noch große Verehrung in den kabbalistischen Kreisen der Judenheit genießt. Wie der „Sohar" als Buch, so ward Isak Luria als Kabbalist Mittel- und Ausgangspunkt eines neuen gewaltigen Aufschwunges der Kabbala, jedoch in ihrer allerschlimmsten Bedeutung. Denn Luria, dessen Hauptlehren sich mit der Seelenwanderung und der Herbeiführung des messianischen Reiches beschäftigten, behauptete von sich, in ihm wohne der Messias und eine messianische Sendung sei ihm bestimmt. Er gründete in Safed einen Verein, der bald eine große Anhängerschar zählte, der er seine Lehren von den Beschwörungen und Wundern verkündete. Er verfasste neue Ritualien und Gebete, wie auch neue Ceremonien für den Sabbat. Er stellte Talmud und Bibel unter die Kabbala und gab sich schließlich für den Vorläufer des Messias aus. Die Thätigkeit Lurias hatte furchtbare Folgen. Durch die Grübeleien

über die dunklen Theorien der Kabbala, über Schöpfung, Engel, Gott und seine Weltregierung war die Phantasie überreizt und ein nüchternes Denken war ganz abhanden gekommen. Hiezu gesellte sich noch die Qual der Verfolgungen, das ewige Fragen nach dem „Warum“ und „Wie lange“, so daſs die überhitzten Geister lechzend nach den messianischen Verkündigungen Lurias griffen, der endlich den keinen Ausweg und kein Ende findenden Menschen ein lichtes, goldenes Endziel zeigte. Seit Luria hatte das kabbalistische Studium eine neue Wendung genommen, die mit ungeheuerlicher Schnelligkeit in der ganzen Judenheit begeistert aufgenommen wurde: man that beinahe nichts mehr, als die Ankunft des Messias berechnen, die Vorbereitungen der Seele für seine Ankunft lehren, die Zukunft verkünden. Die Messiasse, betrogene Bürger, schossen wie die Pilze empor und vernichteten die Klarheit des Denkens unter den Juden. Messianische Schwärmer traten wohl ab und zu in jedem Jahrhunderte auf, ohne jedoch nennenswerte Bedeutung erlangt oder übergroßes Aufsehen hervorgerufen zu haben. Seit dem Auftreten Lurias aber erschien in unabsehbarer Folge eine ganze Reihe messianischer Schwärmer und Schwindler, die nahe daran waren, das Judenthum in den Abgrund vollständiger geistiger Versumpfung zu stürzen.

Der berühmteste unter den falschen Messiassen ist Sabbatai Zewi. Geboren in Smyrna um das Jahr 1627 wurde er frühzeitig in die Kabbala eingeführt, die er binnen kurzem so glänzend in allen ihren Tiefen beherrschte, daſs er schon als Jüngling einen bedeutenden Kreis von Anhängern an sich zog, die ihn verehrten und als Wundermann betrachteten. Um dem beginnenden Unfuge zu steuern, wurde er von seinen eigenen Talmudlehrern in Bann gelegt und muſste Smyrna verlassen. Er zog nach Salonichi, dann über Egypten nach Palästina, ließ sich in Jerusalem nieder und begann hier bald mit seinen kabbalistischen Umtrieben. Er geberdete sich als Messias, der die Juden wieder in das Land ihrer Väter zurückführen werde, Palästina dem Sultan entreißen könne. Er ließ überallhin Briefe und Botschaften schicken, er sei der wahre Messias, man möge ihn und seine Ankunft in den Gotteshäusern preisen, gewärtig sein des Auszuges aus Europa. Wohin die Briefe, die durch Privat-

nachrichten noch bestätigt wurden, kamen, erweckten sie mit ihren Schilderungen der Wunderthaten Sabbatais einen wahren Taumel von Freude und Hoffnung. Für das Jahr 1666 hatte Sabbatai die Vollziehung der messianischen Erlösung prophezeit, nun rüstete alles für diese Zeiten; in allen Städten, selbst in Dörfern trafen die Juden ihre Vorbereitungen, um beim Schalle der Erlöserposaune zur Abreise bereit zu sein. Besonders erregt waren die Juden in Polen und die zum Judenthume wieder zurückgekehrten Marranen, die zerstreut in Italien, Holland und in den Balkanstaaten lebten. In der Amsterdamer Gemeinde gieng es wie in einem Tollhause zu: junge Leute vereinigten sich zu einer Leibwache des Propheten, lasen die Sendbriefe Sabbatais unter Paukenschall vor, zollten ihm königliche Verehrung, nannten ihn König, Sohn Gottes, Messias und bedrohten am Leben jeden, der es wagte, ein Wort des Zweifels auszusprechen. Sollte doch endlich der Zukunftstraum in Erfüllung gehen! Die spanischen, portugiesischen und polnischen Juden, die furchtbare Qualen erleiden musſten, schöpften neue Begeisterung, die Erwartung des Kommenden rüttelte wie Fieberglut die gebeugten und erstarrten Herzen auf. Aber auch die deutschen und österreichischen Juden wurden von dem Wahne ergriffen: man verkaufte die Habseligkeiten, auf den Dörfern zertrümmerte man die kleinen Häuschen, die man nicht verkaufen konnte, ja, manche schickten sogar schon Mundvorrath in Fässern nach Hamburg für die große Seereise. Selbst die Christen glaubten schließlich, dass der Judenmessias wirklich komme, am päpstlichen Hofe wurde die Eventualität einer Rückkehr der Juden nach Palästina ernstlich ins Auge gefasst. — Nachdem die Welt so auf Sabbatai vorbereitet war, zog er nach Smyrna. Wie ein Fürst wurde er empfangen, seine Lehrer, die ihn als Jüngling in den Bann gelegt hatten, beugten sich in Ehrfurcht vor ihm, und die es nicht thaten, ließ er maßregeln. Tausende begleiteten ihn, wenn er durch die Straßen gieng, er wurde buchstäblich angebetet. Auch da prophezeite er ununterbrochen, dass er den Sultan entthronen, Palästina in Besitz nehmen werde. Er verkündete, von Jerusalem aus werde er sich die ganze Welt unterwerfen, sie in neue Königreiche eintheilen, die Throne an seine Anhänger verschenken.

Diese armen Geblendeten glaubten so fest an die Messianität Sabbatais, dass sie die erhoffte Krone um vieles Geld, das ihnen thatsächlich für ihren Thron geboten wurde, verächtlich ausschlugen. — Im Jahre 1666 machte sich Sabbatai auf den Weg, um endlich die Fahrt nach Constantinopel zu unternehmen. Die Erwartung stieg aufs höchste. Er wurde jedoch auf Befehl des Sultans noch auf dem Schiffe gefangen genommen und nach einem kleinen Städtchen geführt. Statt aber gezüchtigt zu werden, wurde der Gefangene, wahrscheinlich durch Befürwortung der bestochenen Paschas, geradezu fürstlich behandelt. Selbstredend wurde das als großes Wunder ausgeschrotet und bestärkte ihn selbst in seiner wahnwitzigen Selbsttäuschung. Tausende und Tausende kamen nach dem Orte seiner Gefangenschaft, um nur einen Blick von ihm zu erhaschen. Er selbst verbrachte seine Zeit theils mit Orgien in der Mitte seiner Getreuen, theils mit kabbalistischen Reden und Versprechungen. Er gieng so weit, dass er die Speiseverbote aufhob, ebenso den 9. Ab, um so den Ausspruch zu erfüllen, dass in der Zeit des Messias alle Verbote und Kasteiungen ein Ende nehmen werden. — Inmitten des berauschenden Wahnsinns kam der Zusammenbruch. Die immer wachsendere Erregung der jüdischen Bevölkerung rüttelte den Sultan und seine Rathgeber aus ihrer Lethargie auf. Sabbatai wurde vor den Sultan gebracht. Ehe jedoch der Sultan eintrat, gab der Leibarzt des Herrschers, ein getaufter Jude, Sabbatai den Rath, für den Fall, dass er nicht imstande wäre die Krone vom Haupte des Sultans zu nehmen und sich aufzusetzen, lieber gleich seinen Übertritt zum Islam feierlichst anzumelden, da er sonst den Frevel mit dem Leben werde büßen müssen. Als Sabbatai Zewi sah, dass es sich um sein Leben handle, überlegte er sich die Sache nicht allzulange, erklärte sich bereit, zum Islam überzutreten, hinzufügend, dass er seine Anhänger ebenfalls zum Übertritte bewegen werde. Nach diesem Acte begann es langsam in den Köpfen zu dämmern; das beschämende Bewusstsein, einem Phantom nachgejagt zu haben, übte auf die geistige Verfassung der Judenheit jener Zeit eine überaus nachtheilige Wirkung aus, es entmuthigte und warf sie dem Fatalismus zu, den sie bis dahin nur wenig gekannt hatten. Anderseits

versanken die Juden noch mehr in die Kabbala, behauptend, sie wäre doch das einzige Mittel der Befreiung, ja, sehr viele glaubten noch weiter an Sabbatai, meinten, nur seine Scheingestalt wäre vor dem Sultan erschienen, der wirkliche Sabbatai sei für einige Zeit in den Himmel, um bald wieder zum Vorscheine zu kommen. Thatsächlich fieng Sabbatai bald wieder an, mit den Juden sich in Verbindung zu setzen, und begann abermals seine messianische Rolle zu spielen. Als der Regierung die Kunde davon zukam, wurde er in ein abgelegenes Dorf in Verbannung geschickt, wo er 1667 starb. Auch nach seinem Tode stiftete er noch viel Unheil und Zwist in vielen Gemeinden zwischen Sabbatianern und Antisabbatianern. Noch ein volles Jahrhundert nach dem Tode Sabbatais sehen wir seinen zerstörenden Einfluss die jüdische Gelehrtenwelt in zwei Lager spalten, in das der Eybeschützianer und das der Anhänger Jakob Emdens. Jonathan Eybeschützer, eine Leuchte des Talmudstudiums im 18. Jahrhundert, wurde in Altona von dem Gelehrten Jakob Emden beschuldigt, Amulete geschrieben zu haben, in welchen er den Geist Sabbatais anrufe. Aus dieser Anklage entstand ein furchtbarer Streit, der mit der größten Erbitterung geführt wurde und Jahre hindurch die Gemeinden in Österreich und Deutschland nicht zur Ruhe kommen ließ. — In Italien war es der dichterisch beanlagte Mose Chajjim Luzzatto, der in die Mysterien der Kabbala sich vertiefte und ihr neuen Glanz verlieh. — Am schlimmsten wüthete der sabbatianische Schwindel in Polen weiter. Da war es ein gewisser Jakob Frank, der da lehrte, in ihn sei die Seele des großen Sabbatai gefahren. Frank war ein notorischer Betrüger, der durch seine Schlauheit eine große Secte, die sogenannten Frankisten, sich schuf, mit deren Hilfe er ein wahres Schlemmerleben führte. Er trat als offener Feind der Talmudisten auf und verstand es, in schlauer Weise den Clerus Polens durch die Behauptung für sich zu gewinnen, dass seine Lehre eine Annäherung an das Christenthum bedeute. Thatsächlich ließen sich viele seiner Anhänger später taufen. — In Salonichi existiert heute noch eine sabbatianische Secte, die, weder Mohammedaner noch Juden, von der gesammten

Bevölkerung gemieden wird und unbeachtet fortvegetiert. Ausgestorben ist die Kabbala mit ihren Wundern auch in unseren Tagen noch nicht. Unter dem Namen „Chassidismus“ blüht sie in Galizien gar üppig, zum Wunderrabbi pilgern Tausende und Tausende der Bethörten als trauriger Beweis der religiösen Entartung. Druck nnd Verfolgung haben den größten Theil der Judenheit der Philosophie und der Bildung entfremdet, die Sehnsucht nach Erlösung hat mit Hilfe der Unbildung nur zu leicht die Herzen der phantasie- und gemüthsvollen Kabbala zugeführt, die das Judenthum des 16., 17. und 18. Jahrhunderts von jener herrlichen Stufe herabstürzte, die es durch die erleuchtete Geistesthätigkeit der vorangegangenen Jahrhunderte erklommen hat. Ab und zu taucht zwar aus der Finsternis ein leuchtender Stern auf, aber unbeachtet verliert er sich bald und strahlt sein einsames Licht wirkungslos aus. Ein solcher Rufer in der Wüste war Josef Salomo Delmedigo aus Kandia, geboren im Jahre 1591. Die Familie Delmedigo gehörte zu den literarisch und wissenschaftlich ausgezeichneten des jüdischen Mittelalters. So war Elia Delmedigo ein anerkannter Philosoph des 15. Jahrhunderts, lehrte in Padua und Florenz öffentlich und wurde sogar vom Senate zu Venedig zum Schiedsrichter in einem philosophischen Streite gewählt; er war auch der Lehrer des berühmten Pico, Grafen von Mirandola. Unser Josef Samuel Delmedigo hatte der Familientradition gemäß eine wahrhaft wissenschaftliche Ausbildung genossen: Latein und Griechisch, Italienisch und Spanisch las und sprach er; ebenso wurde er von seinem Vater, der Rabbiner in Kandia war, früh in die talmudische Wissenschaft eingeführt. Mit 15 Jahren war er schon an der Hochschule zu Padua, um der Philosophie und Medicin sich zu widmen. Sein unbezähmbarer Wissensdurst, der sich mit Scharfsinn und mit nie versagender Gedächtniskraft paarte, trieb ihn rastlos von Land zu Land, lernend und lehrend. Zuerst kam er nach Egypten, wo er mit arabischen Gelehrten disputierte, dann nach Constantinopel, wo er in die Kabbala sich einweihen ließ. Von da reiste er nach Polen, wo er vom Fürsten Raczivil zum Leibarzte erhoben wurde. Hier wurde er bestürmt, über die Kabbala sich öffentlich

und deutlich auszusprechen. Er that es, jedoch ängstlich und versteckt, ohne den Muth zu finden, seine wahre Gesinnung zu verkünden. In Polen war seines Bleibens auch nicht allzulange, er wandert nach Hamburg, lebt dann in verschiedenen kleinen Städten und ist im Jahre 1628 in Amsterdam, wo ihm der damals schon berühmte Manasse ben Israel seine eigene Druckerei zur Verfügung stellt, ihn in Stand setzt, einige seiner Werke herauszugeben. In denselben muss man zwischen den Zeilen lesen können, um seine wirkliche Anschauung über Aberglauben und Kabbala kennen zu lernen. Er gesteht selbst ein, dass er so zu schreiben seiner eigenen Sicherheit schuldig sei, einem Zeitalter gegenüber, von dem er nicht begriffen werde. Diese seine innere Unruhe treibt ihn selbst von Amsterdam weg, 1631 ist er in Frankfurt a. M., wo er Gemeindearzt war, 1650 ist er in Prag, 1652 in Worms, kehrt aber wieder nach Prag zurück, wo er 1655 starb. Sein Name gerieth in vollständige Vergessenheit; erst unsere Zeit richtet sein Andenken wieder auf, bedauernd, dass ein solcher Geist in jener Zeit zwecklos umherirren musste.

Fünftes Capitel.

Poesie und Kunst.

Dass Israel ein dichterisch beanlagtes Volk war, zeigt ebenso seine Geschichte wie sein Schriftthum. Nur ein Gemüthsvolk kann einem Ideale, und zwar dem unmateriellsten Ideale zu Liebe sein ganzes irdisches Wohl hinwerfen, und nur in einem Gemüthsvolke quillt die reine, hehre Poesie. Es bedarf aber bei Israel der Bestätigung der Geschichte gar nicht, ein Blick auf das Deborahlied, den Segen Jakobs und Mosis, die Psalmen, Sprüche und das Hohelied beweisen zur Genüge, dass in diesem Volke die dichterische Ader mächtig pulsierte. Nur ist es tief bedauernswert, dass das religiöse Ideal in seinem Alleinherrscherthum die Dichtungen weltlichen Elementes vergessen und später gar nicht aufkommen ließ. Das erklärt es, dass bis zu dem Zeitpunkte, wo Juden, mit anderen Völkern zusammenlebend, diesen die weltliche Poesie ablauschten, nur synagogale,

religiöse Dichtung getrieben wird, welche, selbst bei Bekanntschaft mit der geflügelten Volksdichtung, die maßgebende und allein anerkannte blieb.

Poetische Herzensergüsse und Gebete sind ein altes Erbgut Israels. Die grundlegenden Gebete der Werktage, wie das Achtzehngebet, Olénu, Kaddisch und noch so manche andere finden wir schon im Talmud gesammelt, viele derselben gehen in einzelnen Theilen sogar noch auf vormischnische Zeit zurück. Allerdings sind diese Gebete in keine poetische Form gegossen, nicht einmal den Parallelismus der Psalmen, der altisraelitischen Dichtkunst, halten sie ein. Trotzalledem gehören sie ihrem Inhalte, ihrem Wesen nach der Poesie an. — Leider ist es zweifellos, dass uns unendlich viel verloren gegangen ist. Bei der poetischen Beanlagung des jüdischen Volkes ist es ja undenkbar, dass der Versöhnungstag, die heiligen Feste, die Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems am 9. Ab nicht manches herrliche Gebet auf die Lippen der frommen Vorbeter und Sänger gelockt hätte. Ein Glück, dass R. Amram aus Sura, der in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts wirkte, eine Sammlung der Gebete veranstaltete, welcher er selbst den Namen „Siddur“ „Gebetordnung“ gab, die bis auf unsere Zeit die Grundlage unserer Gebetbücher geblieben ist. Auch dieses Glück haben wir den spanischen Juden zu danken. Sie waren es, die in ihrem Wissensdrange und religiösen Eifer an R. Amram das Ersuchen um eine solche Sammlung stellten. — Um diese Zeit beginnt auch die Dichtkunst der Araber auf die unter ihnen lebenden Juden ihren merklichen Einfluss auszuüben. Es erstanden die ersten synagogalen Dichter, die ihre religiösen Gefühle nunmehr in dichterischer Form zum Ausdrucke brachten. Bald trat auch der Mann auf, der der ganzen synagogalen Poesie in Sprache und Form die dauernde Gestalt gab: Elasar Kalir. Wie um Homer einzelne Städte, so streiten Länder um Kalir; ob Sicilien oder Babylon, Syrien oder Palästina seine Heimath ist, kann nicht mehr bestimmt werden, nicht einmal das Jahrhundert seiner Wirksamkeit ist genau bekannt. Er schrieb über zweihundert religiöse Gesänge, die in kürzester Zeit überallhin drangen und ein Bestandtheil der Festgottesdienstordnung, „Machsor“

genannt, wurden. Kalir wirkte zündend, wohin er kam. Die Grundbedingung für die synagogale Poesie, tiefe Religiosität, Bitternis und Noth, die zu Klage- und Trostliedern reichen Anlass boten, war ja in allen Ländern vorhanden, es brauchte nur der Anregung, um schriftstellerische Form anzunehmen. — Und wie Stoff und Sprache an allen Orten diesen Dichtern gemeinsam waren, so führten sie auch einen gemeinsamen Namen: die „Pajtanim“ hießen sie, von dem griechischen Worte „Poétés“. — So hoch aber auch die Flut der synagogalen Poesie alle Jahrhunderte hindurch gieng, müssen wir doch gestehen, dass in Bezug auf poetischen Wert die Qualität in sehr schlechtem Verhältnis zur Quantität steht. Mit Ausnahme der großen Dichterheroen der spanisch-arabischen Judenheit sind die wirklichen, Gott begnadeten Dichter unter den Pajtanim sehr dünn gesäet, zumeist ist es nur der erschütternde Inhalt, dessen Tragik uns ergreift und zu Thränen rührt.

Anders die weltliche Dichtung. Wo die Juden lebten, waren sie gleich der Bevölkerung, in deren Mitte sie wohnten, dichterisch thätig, behandelten dieselben Stoffe, dieselben Sagen und Gefühle, die ihre andersgläubigen Collegen sich wählten. — In Arabien lebten jüdische Dichter noch vor der Entstehung des Islam, und Samuel ibn Adijá war bei Arabern und Juden als Dichter und Held gleich berühmt und wird als Worthalte-Samuel von den Arabern auch heute noch gepriesen. — Als die Mohammedaner in Arabien ihre herrliche Culturblüte schufen, die Dichtkunst an den Höfen gefördert wurde, zu üppiger Entfaltung gelangte, nahmen auch Juden würdigen Antheil an dem Aufschwunge der arabischen Poesie. Salomo ibn Gabirol und Jehuda ha-Levi, die beiden großen Denker, waren zugleich Dichter von Gottes Gnaden, und nicht unverdient wird Jehuda ha-Levi von Heine als ein echter Dichterfürst verherrlicht. Beide, Jehuda ha-Levi und Ibn Gabirol ließen in ihren Jünglingsjahren Liebeslieder, Loblieder auf die Freundschaft, alle Saiten der Lyrik ertönen. Erst später mieden sie das Weltliche und weihten die Glut ihrer Seelen dem religiösen Gesange. Ibn Gabirols gewaltiges, religionsphilosophisches Gedicht „Kether Malchuth“, „Krone der Gottesherrschaft“, seine

Bußgesänge und Hymnen verschafften ihm unsterblichen Ruhm im Judenthume, während seine Philosophie achtlos in die Ecke geworfen wurde. Den Dichter umspinnt auch die Sage mit ihrem Glorienkranze. Ein arabischer Dichter soll aus Neid Ibn Gabirol getödtet und unter einem Feigenbaume verscharrt haben. Das Jahr darauf brachte der Baum noch nie da gewesene Früchte. Darob erstaunt, ließ der Khalife den Baum ausgraben, und siehe da, Gabirols Leiche unter dem Baume, diesen so wunderthätig befruchtend. Dem Ermordeten ward ein ehrenvolles Grab, dem Mörder das Henkersbeil zutheil. — Noch tiefer und hinreißender war die Dichtergabe Jehuda ha Levi's. Seine Liebes- und Freundschaftslieder sind Perlen der Lyrik, seine Naturschilderungen von überwältigendem Zauber, seine Gedankenfülle gemahnt uns immer, dass wir in ihm auch den großen Denker bewundern müssen. Auch er wirft mit den Jahren das leichte Kleid der weltlichen Dichtung von sich, um sich der religiösen Poesie hinzugeben, deren größter Vertreter er geworden ist. Sein Hauptwerk sind seine Zionslieder, in denen er seiner Sehnsucht nach Zion, seinem Schmerze ob Jerusalems Zerstörung erschütternden Ausdruck verleiht; seine Lieder, von denen viele als Trost- und Lobhymnen auch heute noch in allen Synagogen gesungen werden, sind ein kostbares Gemeingut der gesammten Judenheit geworden. Diesen beiden Dichterheroen sind würdig an die Seite zu stellen Moses ibn Esra und Abraham ibn Esra, der große Exeget und Grammatiker, dem ein gesunder Humor über alle Fährnisse des Lebens leicht hinweghalf. Ebenso verdient ist der humoristische Dichter Charizi, dessen Werk „Tachkemauni", ein Zeitgedicht, eine wahre Fundgrube der zeitgenössischen Geschichte ist. — Doch nicht allein das arabische, auch das christliche Spanien hatte jüdische Dichter, und wenn jene in arabischer Sprache sangen, sehen wir diese in spanischer Sprache ihre Gefühle wiedergeben, ja noch lange nach der Austreibung der Juden aus Spanien lernen wir zahlreiche von Marranen abstammende jüdische Dichter kennen, die sich nur der spanischen Sprache bedienen, in dieser singen und sagen von einstigem Glanz und messianischer Zukunft.

Auch Deutschlands Minnesängerzeit zählt bekanntlich einen Juden unter ihrer Dichterschar: Süsskind von Trimberg, um das Jahr 1218, wohl kein hervorragender Dichter, aber für die Cultur der Juden in jenen politisch und social ungünstigsten Zeiten von höchstem Interesse. Auch in späteren Zeiten schallt manch' jüdischer Name aus dem Dichterchore an unser Ohr. Wolflein von Lochaman um 1450 hat seinem Namen durch Anlage des berühmten Locheimer Liederbuches in der deutschen Literaturgeschichte verewigt, und der getaufte Johannes Pauli, Ende des 15. Jahrhunderts, war der Verfasser des beliebten Volksbuches „Schimpf und Ernst“. Wenn aber auch rein deutsch schreibende Dichter nicht in allzugroßer Zahl unter den Juden zu finden sind, so wird die synagogale Poesie und die mit jüdischen Lettern in deutscher Sprache geschriebene Volksdichtung nirgends so fruchtbar und fleißig bebaut wie gerade in Deutschland. Eine Volksliteratur bestand unter den Juden, die alle Stoffe der deutschen Dichtung bearbeitete, und Erzählungen, Sittenbücher, populäre Chroniken hat das jüdische Mittelalter Deutschlands ohne Zahl. Ja, zu einer Zeit, da der deutsche Sagenschatz in deutschen Landen unter der autochthonen Bevölkerung nahezu gänzlich verschollen war, haben ihn die Juden treu bewahrt und von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. So gab im Jahre 1602 ein aus Litthauen stammender Jude das berühmte „Máase-Buch“ heraus, in dessen Vorworte er schreibt: „Drum ir liben Mannen und Frauen, leient ir oft daraus, so wert ir drinnen behäuen um mit zu leienen aus dem Bicher von Kühen un' von Ditrich von Bern un' Meister Hildabrandt sollt ir ach euch mit tun müen, nun es sein värlich eitel Schmitz, sie geben auch nit Warem noch Hotz, ach sein sie nit gettlich derbei“. Besitzen wir doch unter den deutschen Juden die einzig dastehende Erscheinung, dass eine simple Frau aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Glückel von Hameln, in jüdisch-deutscher Sprache Memoiren schreibt, damit ihre Kinder die Geschichte ihres Vaterhauses und ihrer Zeit kennen. — Wie einschneidend das nationale geistige Leben in Deutschland auf die deutschen Juden influencierte, zeigt am deutlichsten die staunenswerte

Gleichheit des jüdischen Studentenlebens mit dem christlichen. Die Worte, mit welchen Gustav Freytag dieses schildert, passen auf ein Haar auch auf das jüdische Studentenleben: „Kinder und halbwüchsige Burschen liefen aus den entlegensten Theilen hinein in die unbekannte Welt, die Wissenschaft zu suchen. Wo eine lateinische Schule war, bei einem Stift oder in einem reichen Kirchspiel einer großen Stadt, dahin schlugen sich die Kinder des Volks, oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf den Straßen, wie durch Unsicherheit des Lebens in dem Bereich der Schule". So zogen auch die jüdischen Bachurim von Ort zu Ort, von einer Jeschiba — der hebräische Name für die rabbinische Hochschule — zur andern, um zu Füßen einer großen Leuchte zu sitzen, zu lernen, aber auch Allotria zu treiben, Gigerl zu spielen und dergleichen mehr. Der berühmte Maharil wandert von Mainz nach Wien, dann nach Venedig und Verona. Ein zweiter jüdischer Schriftsteller, in einem Städtchen in der Nähe von Augsburg geboren, studiert in Augsburg, dann in Neustadt, später in einer Rheinstadt, ferner in Mestre, Padua und Cremona.

Auch Italien zeigt uns, wie trotz Bedrückung und Ghetto das geistige Gut der Christen, Sang und Lied, von den Juden liebevoll aufgenommen und gepflegt wird. Als glänzendster Stern der jüdischen Poesie Italiens leuchtet Immanuel ben Salomo aus Rom, daher Immanuel Romi genannt, gestorben nach 1330. Immanuel ist bis auf die Sprache, in der er seine Gedichte schrieb, durch und durch Italiener. Witz, Humor, Erotik und südliche Sinnlichkeit bilden das Wesen seiner Dichtkunst, die in dem Buche „Mechabberôth" niedergelegt ist. Er schreibt und dichtet über alles, wie seine christlichen Poetengenossen und in derselben Art und Weise. Was ihn besonders berühmt macht, war der Umstand, dass er zu den ersten Dichtern Italiens gehört, die italienisch geschrieben haben. Vier Sonette und ein Scherzgedicht sind von ihm in italienischer Sprache erhalten, die zu den ersten Denkmälern italienischer Dichtkunst gehören. Er war auch einer der ersten, die unter dem gewaltigen Einfluss Dante's

stehen, denn der 28. Gesang seines „Diwâns“ ist eine hebräische Umarbeitung der Commedia des großen Dichters. Manche behaupten, dass Dante und Manoello — so hieß unser Immanuel italienisch — bekannt und befreundet mit einander waren, was wohl möglich ist, aber bis heute noch stark bestritten wird. Jedenfalls ist es von Bedeutung, dass der Dichter Bosone an Manoello ein Klagesonett über Dantes Tod richtet und der Dichter Cino nach dem Tode Manoellos, der als Jude in die Hölle kommen soll, an Bosone schreibt: „Nicht ist er beim gemeinen Haufen, sondern bei Dante steht er . . . “ worauf Bosone antwortet: „Dante und Manoel werden ihren Lauf vollenden, wo ihnen Mark und Haut verbrannt wird, bis für sie anlangt die große Hilfe“. — Dass eine Zeit die einen Immanuel schuf, diesem auch andere Dichter noch zugesellte, ist selbstverständlich; unter diesen ist der bedeutendste Kalonymos ben Kalonymos, dessen Werke: „Der Prüfstein“ und „Purimtractat“ viel gelesen wurden. — Vollständig brach lag das Feld der Poesie unter den italienischen Juden nie; wenn auch nicht Hervorragendes geleistet wurde, des Mittelmäßigen wurde viel veröffentlicht. Das Ende des 16. Jahrhunderts kennt in Italien sogar zwei jüdische Dichterinnen, die Ansehen genossen: Debora Ascarelli und Sara Copia Sullam.

Polen und Russland nennt uns zwar wenig bemerkenswerte Talente auf diesem Gebiete, dafür war in diesen Gegenden die Volkspoesie auch unter den Juden überaus verbreitet. Es gibt kein Land, das eine solche Menge jüdischer Volkslieder besäße, von denen sehr viele bis aufs 17. und 18. Jahrhundert zurückgreifen, wie eben Polen; die meisten dieser oft hinreißend rührenden Gedichte sind in jüdisch-deutscher Sprache geschrieben und verdienen die Beachtung, die ihnen in jüngster Zeit von Forschern und Gelehrten entgegengebracht wird.

Wenn es aber noch eines Beweises bedarf für die Überzeugung, dass selbst im traurigen Mittelalter den Juden gegenüber „das Leben und die Wirklichkeit denn doch versöhnlicher waren als ihre literarischen Spiegelbilder und in vielen Fällen der Scheidewände nicht geachtet haben, die wir uns in jener Zeit zwischen den

Bekenntnissen aufgerichtet denken," erhalten wir ihn aufs glänzendste durch die Thatsache, dass Malerei und Zeichenkunst, Siegelstecherei und Sculptur unter den Juden des Mittelalters zu Hause waren. Und abermals bewirkte es die überschwängliche Liebe zur Religion und dem religiösen Schriftthume, dass trotz der gesetzlichen Abneigung, trotz der materiellen Widerwärtigkeiten die Kunst im jüdischen Mittelalter wenn auch ein bescheidenes, aber gerade in seiner Bescheidenheit anmuthiges Dasein führt. Miniatoren und Illuminatoren bemächtigen sich der hebräischen Handschriften, um sie mit kostbarer Kleinmalerei zu versehen. Bibelhandschriften und Gebetbücher, der Machsor und die Peßachhaggada, wie auch beliebte Bücher, besonders die Codices von Maimuni und R. Ascher werden mit köstlichen Initialen und Zeichnungen versehen. Besonders reich an solchen Handschriften sind Italien und Spanien, aus welchen Ländern diese Kunst nach Holland und den Balkanstaaten wandert, selbst Deutschland und Österreich zeichnen sich in diesen Künsten aus. Allerdings sind die jüdischen Künstler abhängig von der christlichen Kunst, staunenerregend ist aber die Freiheit, mit der sie alle Motive der christlichen Kunst ohne jedes religiöse Bedenken verwenden und ausnützen. Natürlich steht auch da Spanien obenan. Vom Jahre 1214 wird gemeldet, dass ein jüdischer Bildhauer und Maler zum Andenken an den Aufenthalt des heiligen Franz von Assisi in Guete daselbst dessen Porträt gemalt habe. Im Jahre 1262 erschien sogar ein hebräisches Werk über die Bereitung von Farben und Gold zum Minieren. Aus dem 13. Jahrhundert kennen wir weiters die Familie Israeli in Toledo als classische Miniatoren, und in Soria, eine Stadt Altcastiliens, übten dasselbe Kunsthandwerk die Brüder Ibn Gaon, ebenfalls im 13. Jahrhunderte. In Mose dal Castellazzo aus Venedig, im 16. Jahrhunderte, lernen wir einen bekannten Porträtmaler kennen; Jacob Jehuda Leon, genannt Templo, bezeugt durch seine kostbaren Sculpturen den hochentwickelten Schönheitssinn der sephardischen Juden, und Schudts Worte von der thörichten „Mahlerey-Lust der Portugiesischen Juden" lernen wir immer besser verstehen. — Im Jahre 1655 starb in Prag Liepmann Popper, von dem ein Klagelied schreibt: „Von

schnitzen und mahlen will ich schweigen still darzu alle Saitenspiel Schalmeyen und Trumeten." — An den deutschen Fürstenhöfen waren es Juden, denen im 17. und 18. Jahrhunderte die Verfertigung der kostbarsten Wappenschilde anvertraut war, und Juda Pinchas aus Lehrberg war Hofmaler bei den Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich und Carl Alexander in Ansbach, wo er auch ein Bildnis Friedrichs II. des Großen malte. — Ob in der Baukunst Juden thätig waren, ist bis heute noch nicht ermittelt. Die Synagoge in Worms, das Judenbad in Speier, beide aus dem Ende des 11. Jahrhunderts, stimmen vollständig mit dem dazumal allgemeinen frühromanischen Baustil überein, wie die Altneuschul in Prag Spuren von Gothik aufweist.

---

6. Capitel.

Geschichte und Geographie.

Wie die Exegese, die Philosophie und die Dichtkunst der Israeliten in der heiligen Schrift wurzeln, von da ihren Ausgang nehmen, um dann durch arabisches Beispiel in die Höhe getragen zu werden, so auch die Geschichte und die Geographie. Die erzählenden Theile der Bibel gaben Stoff und Anregung genug, in ähnlicher Weise die Geschichte Israels fortzusetzen. Stoff genug war ja vorhanden: kein Land ohne Juden, deren Leben überall reich an Einzelheiten war, die für den frommen Forscher eine Quelle der Belehrung und Gottesfurcht wurden. Der Zwang, den Wanderstab häufig in die Hand zu nehmen, ward schließlich zur Gewohnheit, zumal die Juden Europas als commercielle Führer schon seit altersher an große Reisen gewohnt waren, die in der jüdischen Literatur zahlreiche Reisebeschreibungen hervorrufen, die noch lange nicht gebürend von der Wissenschaft gewürdigt und beachtet sind.

Schon in der römischen Kaiserzeit ersteht dem Judenthume in dem uns schon bekannten Flavius Josephus ein hervorragender Geschichtsschreiber, dessen „Alterthümer" und „Jüdischer Krieg" eine Fundgrube für die politische und Culturgeschichte der flavianischen Zeit geblieben sind, trotzdem

dass Josephus in Bezug auf Objectivität von vielen sehr beanstandet wird. An seine Seite ist der große Philosoph Philo zu stellen, der zwar nicht Historiker genannt werden kann, jedoch durch die Schilderung des Schicksals der von ihm zum Kaiser Caligula geführten Gesandtschaft der alexandrinischen Juden mit unter die Geschichtschreiber der Juden eingereiht zu werden verdient. Der Talmud selbst als encyklopädisches Werk bringt eine geradezu unerschöpfliche Fülle von biographischen, historischen und geographischen Daten, die allerdings mit großer Vorsicht benützt werden müssen, dennoch als Belege für einen Zeitraum von beinahe 500 Jahren einst zu außergewöhnlicher Anerkennung noch gelangen werden.

In der gaonäischen Zeit ragt besonders Scherira Gaon hervor, der als Biograph unschätzbares Verdienst um die jüdische Wissenschaft sich erworben hat. Er lebte im 10. Jahrhundert und war der Vater des berühmten Hai Gaon. Eigentlich ohne eigenen Willen, unbewusst erwarb sich Scherira seine Bedeutung. Ein wissensdurstiger Talmudjünger aus Kairuan sandte an den Gaon im Namen der ganzen Gemeinde folgende, auf die damaligen culturellen Verhältnisse der afrikanischen Juden helles Licht werfende Anfrage: „Auf welche Weise sind die in der Mischna enthaltenen Gesetzesbestimmungen niedergeschrieben worden? Wie kommt es, wenn die Traditionen uralt sein sollen, dass nur jüngere Autoritäten aus der Zeit nach der Tempelzerstörung als Träger derselben namhaft gemacht werden? Welche Ordnung befolgt die Redaction der Mischna?“ Darauf sendet ihm der Gaon im Jahre 987 eine lichtvolle Abhandlung über die jüdische Geschichte, in welcher er die Epoche der Saboräer und Gaonen bis auf seine Zeit herab schildert. Dieses Responsum ist uns glücklicherweise erhalten geblieben, ihm allein verdanken wir die Kenntnis der Zeit vom Abschluss des Talmuds bis auf den Gaon Scherira.

Das erste Geschichtsbuch über die Juden von einem Juden geschrieben ist der „Josippon“. Ein ungekannter italienischer Jude hat um 940 in sagenhafter Weise die Geschichte der Juden von Adam angefangen niedergeschrieben und sein Werk dem Josephus untergeschoben, das heißt, es als ein Werk des

Josephus veröffentlicht. Dieses Buch hat sich durch seine populäre Schreibweise bei den Juden des Mittelalters außerordentlich eingebürgert, der „Josippon" gehörte zu den meistgelesenen Volksbüchern der Judenheit. — In ziemlicher Objectivität ist dagegen das erste in Spanien geschriebene Geschichtsbuch gehalten, das „Séfer Séder ha-Kabbolo" „Buch der Traditionsordnung", von dem Philosophen und Märtyrer Abraham ibn Daud. Er schrieb sein Werk im Jahre 1161 als ein Kampfmittel gegen die Karäer, die um jene Zeit in Spanien ihr Haupt erhoben; für die zeitgenössische Geschichte ist das Buch ein wahrer und gewissenhafter Führer. — Im Jahre 1504 vollendete in Tunis der Spanier Abraham Sacut seine Chronik, namens „Juchasin", „Familientafel", die jedoch keinen besonderen Wert als Quelle besitzt.

Von großer Bedeutung sind die Geschichtswerke des Josef Kohen und des Josef ibn Verga. Beide stammen aus Spanien. Josef Kohen lebte von 1496 bis 1575, war Arzt in Genua und beschloss sein Leben in dem kleinen italienischen Städtchen Voltaggio. Er befasste sich mit der Weltgeschichte, schrieb auch eine unter dem Titel „Jahrbücher der Könige von Frankreich und des ottomanischen Hauses". In dieser Geschichte erwähnte er nur kurz die Judenverfolgungen, denen er ein eigenes, ausgezeichnet geschriebenes Buch widmete, das er „Emek ha-Bocho", „Thal des Weinens" (nach Ps. 84/7) benannte. Das Buch ist auch in deutscher Übersetzung von Dr. Wiener im Jahre 1858 herausgegeben worden. Ebenso das Werk „Schewet Jehudo" „Zuchtruthe Judas", des Josef ibn Verga, das ebenfalls die Leiden der Judenheit in grellen Farben schildert. — Um dieselbe Zeit lebte in Canea auf der Insel Kandia der Geschichtschreiber Elia Kapsali, der eine Geschichte der türkischen Dynastie schrieb, die Geschichte der Juden hineinflechtend. Das Buch ist nur handschriftlich erhalten. Der bedeutendste Geschichtschreiber dieser Zeit ist jedoch der Marrane Samuel Usque, der in lebendiger poetischer Form eine Geschichte Israels schrieb, deren Grundton nicht Schmerz und Verzweiflung, sondern Trost und Gottergebung ist. Er schrieb sein Werk in spanischer Sprache, wodurch es für die

Judenheit verschollen blieb; das Buch heißt: „Trost auf die Trübsale Israels.“

An allen diesen noch in Spanien erzogenen Geschichtsschreibern merkt man, dass sie in einer echt wissenschaftlichen Sphäre lebten, denn ihre Werke stehen vollständig auf der Höhe der damaligen Wissenschaftlichkeit, wenn sie nicht noch höher bewertet zu werden verdienen. Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts gewahren wir auch auf diesem Gebiete die Versumpfung, die jüdischen Chroniken werden, wie alles andere, geistlos, eine bunte Zusammenstellung ohne Wahl. Ein solches Machwerk ist das Buch des Gedalja ibn Jachja „Schalscheleth ha-Kabbolo“ „Traditionskette“, geschrieben in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auch die anderen mit der Geschichte der Judenheit sich befassenden Schriften: „Zemach Dawid“ „Spross Davids“, von David Gans, gestorben in Prag 1613; „Kaure ha-Daurauth“, „Rufer der Geschlechter“ von David Conforte im 17. Jahrhundert; „Seder ha-Daurauth“ „Geschlechterordnung“, von Jechiel Heilprin aus Minsk, um 1725 geschrieben, sie alle tragen den Stempel der Unwissenschaftlichkeit und Geistlosigkeit an sich.

Nur ein Mann unterschied sich in diesen Zeiten von allen seinen Zeitgenossen, der christliche wie jüdische Gelehrte in weitem Abstande hinter sich zurückließ, der nicht den Namen „Geschichtsschreiber“, sondern den Ehrennamen „Geschichtsforscher“ verdient. Es ist dies der große italienische Gelehrte Asarja de Rossi. Geboren in Mantua um 1514, lebte er in verschiedenen Städten Italiens, zumeist in Ferrara. Er besaß ein gewaltiges Wissen, das durch einen Zufall auf neue Bahnen geleitet wurde. Die Flucht vor dem Erdbeben zu Ferrara 1570 führte ihn mit einem katholischen Gelehrten zusammen, der in einem aus der alexandrinischen Zeit stammenden griechischen Werke über das Judenthum las. In der Mußezeit erkannte de Rossi, wie wenig seine Glaubensgenossen von den Arbeiten eines Philo, Josephus oder von der Septuaginta wissen. Er beschloss daher, über diese Zeiten Nachforschungen anzustellen, indem er die talmudischen Berichte über diese Epoche mit den griechischen verglich und alle

einer kritischen Untersuchung unterzog. Sein Werk darüber heißt „Meaur Énajim", „Augenleuchte". Jedoch Asarja de Rossi blieb allein, es fand sich keiner, der in seine Fußstapfen trat, erst in unserem Jahrhundert blieb es unserem größten Gelehrten, Leopold Zunz, vorbehalten, Asarja de Rossi gleichsam neu zu entdecken.

Wenn bezüglich der Historiographie die jüdischen Schriftsteller für die Wissenschaft im allgemeinen belanglos sind, so hat die Erdkunde zwei jüdischen Touristen viel Wissenswertes zu danken. Es sind dies Benjamin aus Tudela und Petachja aus Regensburg. Der erstere durchwanderte einen Theil von Südeuropa, Asien und Afrika, notierte eifrig alles Interessante über Land und Leute und schrieb es dann in seinen „Mas-auth Binjomin", „Reisen Benjamins" nieder. Das Buch ist fast in alle modernen Sprachen übersetzt und wird von den Geographen „Itenerarium" genannt. Benjamin machte seine Reisen von 1165 bis 1173. — Um dieselbe Zeit wandert der Gelehrte R. Petachja durch Polen, Rußland, Chazarien, Armenien, Medien, Persien, Babylonien und Palästina und veröffentlicht seine interessante Reisebeschreibung unter dem Namen „Sibbuw R. Petachja", „Rundreise des R. Petachja". — Außer diesen beiden kennt die jüdische Literatur noch manche Reisebeschreibung, die das Interesse ihrer Zeit erweckten und vielfach gelesen wurden. Viele dieser Werke sind zwar unbrauchbar geworden, doch dürfte sich noch manche Perle unter ihnen finden, die des Gelehrten harrt, der sie heben und zur Anerkennung bringen soll.

---

7. Capitel.

Medicin.

Neben Talmud und Bibelexegese die ureigenste Domäne der Juden im Mittelalter. Da man ihnen diese Wissenschaft ex offo belassen musste, warfen sich die nach profanem Wissen lechzenden Juden mit Feuereifer auf dieses Gebiet, auf welchem sie unleugbar Hervorragendes geleistet haben. Jedoch weniger

wissenschaftlich als praktisch. Sie waren ausgezeichnete, hingebende Ärzte, die trotz aller Bullen und Verbote in die höchsten Kreise geholt wurden. Wie diese Männer ein warmfühlendes Herz für ihre Glaubensgenossen behielten, wie sie oft und oft durch ihre Stellung von den Juden manches drohende Unheil abwandten, davon überzeugten wir uns schon. Ihre wissenschaftliche Thätigkeit kann keineswegs eine originelle genannt werden, sie bestand zumeist aus Übersetzungen, Umarbeitungen und einzelnen populären Anleitungen fürs Leben, verdient daher nur für die Geschichte der Medicin in Betracht gezogen zu werden, ohne irgendwie von bahnbrechender Bedeutung zu sein. Wie gesagt, sind es die Ärzte, die häufig unschätzbare Verdienste um die Judenheit sich erworben haben, ihr literarisches Schaffen blieb hinter ihrem politischen weit zurück: dies bewahrt ihnen ein ewiges Andenken in der Geschichte des Judenthums, wenn jenes lange schon vergessen sein wird.

---

8. Capitel.

Astronomie und Mathematik.

Auch diese wurden unter den Juden des Mittelalters gar eifrig gepflegt, zumal da beide mit dem talmudischen Studium, Neumondsbestimmung, Kalenderwesen, in engem Zusammenhange standen. Unter den jüdischen Astronomen verdienen besonders folgende Gelehrte namhaft gemacht zu werden: Abraham bar Chijja, von 1065 bis 1136, lebte in Barcelona, nahm eine sehr angesehene Stellung bei Hofe ein und schrieb mehrere Bücher über Kalenderberechnung und Sternkunde. Unter Alfonso X., der über Castilien von 1252 bis 1284 regierte, lebten mehrere jüdische Astronomen am königlichen Hofe, unter denen Don Isak ibn Sid besonders hervorragte. Er soll die sogenannten „alfonsinischen Tafeln“ angelegt haben, die lange Zeit hindurch benützt wurden. — Unter Joao II. und dessen Nachfolger Manoel, Könige von Portugal Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts war Abraham Sacut, der uns schon als Geschichtsschreiber bekannt ist, einer der berühmtesten damals lebenden Astronomen. König Manoel machte ihn sogar zu seinem

Hofastrologen; ihm hat die Astronomie die Tafeln der sieben Planeten zu danken. Ein nicht minder bedeutender Astronom war der ehemalige Zeitgenosse Sacuts, Josef Visino, der mit einer der Verbesserer des nautischen Astrolabiums — ein Instrument zur Messung der Sternhöhe — gewesen ist. Es genügt uns die Nennung dieser Namen, um den Beweis zu vervollständigen, dass die Juden überall, wo ihnen nur die kleinste Gelegenheit, die leiseste Anregung geboten wurde, mit Eifer und Begabung selbst den profansten und entferntest gelegenen Wissenschaften sich widmeten.

Mit gerechtem Stolze dürfen wir den abschließenden Rückblick auf die 12 Jahrhunderte werfen, deren Bild sich vor uns entrollt hat. Es ist thatsächlich beispiellos in der Culturgeschichte der Menschheit, was der jüdische Geist uns da zeigt. Von allen Seiten drängen die feindlichen Erlässe auf die Judenheit ein, die zu allseitiger Bedrückung führen. Nicht allein, dass sie in steter Gefahr schwebten, Habe und Leben zu verlieren, wurde unermüdlich ihr Erwerb geschmälert und eingeengt, ihre Thätigkeit auf den niedrigen Schacher und das Geldgeschäft eingeschränkt. Kaum regten sie sich in einer Stadt, kaum wagten sie eine freiere Bewegung, sofort kam der Hass und der Fanatismus, um die Ghettopforten fester zu schließen, die gelben Flecken den Juden anzuheften. — Und dennoch, welches bewundernswerte geistige Schaffen, welche literarische Emsigkeit, welche liebevolle Aufnahme und Aufarbeitung der christlichen Cultur!! Der Sclave, der Verachtete, war innerlich freier als sein Herr, sein Tyrann. Gewiss sinkt die Thätigkeit des Geistes im Laufe der Jahrhunderte, das 15., 16. und 17. Jahrhundert zeigen einen tiefen Verfall, trotzalledem ist die Culturstufe der Juden in diesen Jahrhunderten in Anbetracht des endlosen Jammers, unter dem sie schmachteten, noch immer eine imposante zu nennen. Wohl zeigt der Geist Sprunghaftigkeit, Phantasterei und Spitzfindigkeit, aber ein Stillstand trat nicht ein, rastlos arbeitet der jüdische Geist weiter. — Und auch moralisch, welche Höhe! Dass die Juden in der Noth die moralische Seite des Erwerbes etwas leichter nahmen, ist zweifellos, ebenso sicher ist es jedoch, dass

sie diese Sünden durch ihre Tugenden tausendfach wett machten: Wohlthätigkeit, Familiensinn, tiefe Religiosität, Hingebung, Begeisterung waltete in allen jüdischen Häusern; Mord, Roheit Gewaltthätigkeit waren unbekannte Verbrechen. Mit der Mäßigkeit, Bescheidenheit und Einfachheit paarte sich eine Ehrfurcht vor Wissen und Gelehrsamkeit, wie ihresgleichen nirgend und bei keinem Volke zu finden war. Und das alles dankte die Judenheit ihrer Beschäftigung mit der Thora, mit den Gesetzen. Wie ernst die Juden diese Beschäftigung nahmen, zeige uns folgende Anordnung des berühmten Rabbiners Jesaia ha-Levi Horwitz, der im 17. Jahrhunderte, also in der Zeit des tiefsten geistigen Verfalles lebte, und dessen Anordnung als die allgemein übliche angenommen werden darf: „Unterrichtet euere Kinder in folgender Ordnung. Wenn der Knabe anfängt, die Bibel zu lernen, so soll er nicht davon abstehen, bis er den Pentateuch, die Propheten und die Schriften fleißig durchgenommen und beendet hat . . . Darauf sollen alle 6 Tractate der Mischna durchgenommen werden, so daſs der Schüler sie auswendig kann. Alsdann folgt der Talmud in seinem ganzen Umfange sammt den Decisoren, alsdann ist „die Erde voll von Erkenntnis (Jes. 11./9.)“ . . . Nachdem man sich mit Bibel, Mischna und Talmud angefüllt hat, wende man sich mit Angst, Ehrfurcht, heiligem und reinem Sinne der Wissenschaft der Kabbala zu, wie dem Sohar und anderen heiligen Schriften . . . Das Studium der Philosophie ist längst von den Alten und den Neueren verboten, und man soll sich davon fernhalten. Dasselbe gilt von den fremden Wissenschaften.“ — Bemerken wir dazu, daſs das Studium mit dem sechsten Lebensjahre begann und sich in den meisten Gemeinden streng an diese Ordnung hielt, bekommen wir ein klares Bild von der geistigen Lernbegier der Juden im Mittelalter. Möge ein einziger Fall, der aber keineswegs als Ausnahme betrachtet werden darf, die Wahrheit dieser Darstellung erhärten. Samson Wertheimer, Ende des 17. Jahrhunderts Oberhoffactor dreier österreichischer Kaiser, Leopold I., Josef I. und Karl VI., welch letzterer ihn unablässig mit Beweisen höchster Gunst überschüttete, einer der mächtigsten Männer seiner Zeit, der alle damaligen Fürsten und Potentaten, den ganzen Adel des Kaiserreichs persönlich, intim

gekannt hat, dieser Mann hat einen starken Sammelband Aufzeichnungen hinterlassen. „Welch' eine Welt großer und kleiner Züge, kostbarer Erinnerungen zur Charakteristik der Mächtigen seiner Zeit muss er nicht in den Jahrzehnten seiner öffentlichen Wirksamkeit aufgespeichert haben! Was hätte er, der in einem der bewegtesten Zeitabschnitte der neueren europäischen Staatengeschichte den bewegenden Mächten nahe gestanden, der drei Kaisern und dem größten Theile der deutschen Fürstlichkeiten gedient, mit den leitenden Staatsmännern, Feldherren und Großwürdenträgern Österreichs und des Reiches wiederholt in Berührung, ja in nähere Beziehung gekommen war, aus seiner lebendigen Anschauung und kluger Beobachtung heraus an intimerem geschichtlichen Detail uns überliefern können! . . . Aber es ist ein stilles Buch, das uns da entgegentritt . . .; seine Memoiren sind — Predigten, Könige sind hier die Rabbiner, Kämpfer die Geistesheroen der jüdischen Tradition, die Feldherren der Halacha, die Recken der Hagada, Probleme bietet die heilige Schrift, Räthsel und Widersprüche der Midrasch, Mysterien die Kabbala, die Waare heißt Thora und ihre Deutung — Gewinn." „Es ist ein fesselndes Bild" — so schreibt weiter David Kaufmann, der pietätvolle Biograph Wertheimers — „sich den vielgewandten Mann zu denken, in dessen Haupte die Sorgen um den Staatscredit und talmudische Probleme wie geschäftige Bienen durcheinanderschwirren, kühnausgreifende Finanzpläne homiletische Gedanken ablösen, der von einem Auftrage seines Kaisers sich an die Erforschung eines göttlichen Gebotes begibt, von Starhemberg zu Maimuni den Übergang findet und beweglichen Geistes von Simon ben Jochai zu Eugen von Savoyen sich wendet." — Wir haben damit auch die Erklärung gefunden für jene von so vielen als Wunder hingestellte Erscheinung, dass mit Beendigung des Druckes das Judenthum die letzten Jahrhunderte von sich abschütteln und mit fliegenden Fahnen zu sich selbst, zu den glorreichen Zeiten seiner Exegeten, seiner Denker und Dichter zurückzueilen vermochte. — Und das Judenthum selbst, wie ist es aus dem Feuerofen dieser 12 Jahrhunderte hervorgegangen? Hat es die Probe bestanden, ist es reiner, geläuterter geworden? Um uns darüber Rechenschaft zu geben, müssen wir uns klar darüber

sein, wie wir es bei Abschluss des Talmuds verlassen haben. Den reinen Kern, um den sich die schützenden Gesetze legten, haben wir von den Amoräern rein erhalten. Die Grundauffassung von Gott, über die Aufgabe des Menschen hienieden, über die Zukunftshoffnung Israels, über das Verhältnis zwischen Moral und Gesetz einerseits, Gesetz und Ideal anderseits, hat das 6. Jahrhundert der Judenheit zwar nach mancher Seite hin vollkommen, vielfach aber nur in schwankenden Grundrissen übergeben, das 18. Jahrhundert zeigt uns das alles abgerundet, ausgebildet. Man mochte den geringsten denkfähigen und denkenden Juden Ende des 17. Jahrhunderts über diese religiösen Gedanken befragt haben, die Antwort wird eine der religionsphilosophischen Schulung würdige gewesen sein. Damit steht die Thatsache gar nicht im Widerspruch, dass die Kabbala mit ihrer Wunderthätigkeit beinahe die ganze Judenheit in ihre Fesseln geschlagen hat, dass ferner Sitte und Brauch, Zeremonie und Ritus Formen angenommen haben, die der idealen Höhe des Judenthums gar nicht entsprachen. Es waren eben zwei verschiedene Felder, welche die Judenheit angebaut hat, von denen ihr das zweite mit seiner bunten Phantasie, seinen Zukunftsbildern, mit seinem Vergessen der qualvollen Gegenwart mehr ans Herz gewachsen war, als des ersten starre Majestät. In Handlungen, in religiösen Thaten muss der Schmerz ob des endlosen Leidens versenkt, verschüttet werden, die abstracten Gedanken bilden keine genügend anziehende Ablenkung. Es ist unwiderleglich, dass erst Form und Sitte jeder Religion das Anheimelnde, Familienhafte gibt, wodurch allein wieder die Liebe und Innigkeit, die traute Anhänglichkeit geschaffen werden. Göttlich verehrt wurde des Judenthums hoher Gedankenflug von seinen Anhängern, geliebt aber haben sie der Familie herzerquickenden Gebräuche, die religiösen Gesetze. Dass schließlich die Häufung der Gesetze einen Umfang annahm, der bald auch das zweite, das reine Gottesfeld zu besetzen drohte, ist ein Ergebnis der menschlichen Schwäche, auch in der Liebe zu seinen Idealen nicht Maß halten zu können. — Es wird dem Judenthume ferner gar häufig der Vorwurf gemacht, dass es dem Gesetze die Moral, der Form die Ethik, der Zeremonie die sittliche Handlung geopfert habe, mit einem Worte, das

Judenthum hätte das Sittengesetz vernachlässigt. Ein Blick in die große Literatur der Testamente, Sitten- und Moralbücher, Predigten und Erbauungsbücher genügt, um sich zu überzeugen, dass auch dieser Vorwurf gegen das Judenthum, wie alle anderen Vorwürfe, aus der Luft gegriffen ist. Rührend ist's zu lesen, mit welcher Herzinnigkeit die Gelehrten und Frommen ihren Kindern das Sittengesetz einprägen, wie es selbst im 17. und 18. Jahrhundert nicht vergessen wird, als der Mittel- und Angelpunkt des Judenthums, der Familie, den Zuhörern in der Synagoge eingeimpft zu werden. Im Meere des Chilluk und Pilpul sind dies die Perlen, welche gehoben und als köstliche Gabe ins Heim getragen werden, in dem sie allezeit treue, liebevolle Pflege finden.

12*

Dritter Theil.

Das Judenthum und die Gleichberechtigung.

Erster Abschnitt.

Moses Mendelssohn.

Sowohl das Judenthum, als auch das Christenthum in Bezug auf das Judenthum waren im Laufe der Jahrhunderte in eine Sackgasse gerathen, aus der sie aus eigener Kraft nicht mehr heraus konnten. Das Christenthum hat die Judenheit wohl physisch und materiell auf die unterste Stufe gedrückt, aber sein Endziel, das Judenthum zu vernichten, war ihm keineswegs gelungen. Im Gegentheil, es spaltete sich selbst und die neuen Bekenntnisse näherten sich zusehends dem Kerne des Judenthums. Die Verfolgung der Judenheit erwies sich nicht nur als ein Widerspruch gegen den lautern Begriff der Religion, sondern auch als vollständig zwecklos. — Das Judenthum selbst entwickelte sich naturgemäß infolge der Bedrückung immer nur nach der erschwerenden Seite, und wenn es auch richtig ist, dass die Beschäftigung mit der Religion und ihren Gesetzen, trotz aller Auswüchse, die Judenheit moralisch und geistig erhalten hat, so nahmen doch Form und Brauch derart das ganze Dasein in Anspruch, dass sie Wesen und Ideal bei einer großen Zahl der Juden erdrückten und zu keiner gedeihlichen Entfaltung gelangen ließen. Auf die Dauer hätte das Judenthum bei all seiner Widerstandsfähigkeit der inneren Versumpfung nicht Stand halten können, deren unbedingte Folge der Zusammenbruch der Judenheit gewesen wäre.

Der Wissenschaft gebürt der Dank, dem Judenthume geholfen zu haben. Stützend stellte sie sich an die Seite der Religion, um ihr beizustehen, die Menschen aus dem Engpasse der Unduldsamkeit und des Formelcultus zum Ziele wahrer Religiosität und Menschenliebe zu führen. Wenn angesichts dieser That Freunde und Vertreter der Wissenschaft manchmal etwas verächtlich auf die Religion herabschauen, ist das wohl bei den ersten kühnen Erfolgen erklärlich, doch dürfen wir zuversichtlich hoffen, dass die Wissenschaft auch wieder einmal die Religion zu Hilfe rufen wird und beide vereint dem gemeinsamen Gotteszwecke nachgehen.

Der Humanismus der italienischen Renaissance, der Forschertrieb und kritische Geist der Reformation fiengen an, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihre wissenschaftlichen Früchte zu tragen. Die Reife begann bei den Naturwissenschaften, um von da langsam auf die Philosophie, Theologie, Jurisprodenz und Politik überzugehen und in den großen Gedanken der religiösen und politischen Freiheit aller Menschen vollständig auszureifen. Keppler, Galilei und, als Krone der Naturwissenschaften, der große Newton schufen die neue Erkenntnis über Erde und Himmel, Bacon von Verulam, Locke und Shaftesbury in England zerrissen das Band, welches die Philosophie an die Theologie kettete, stellten ihre gewaltigen Lehren über den menschlichen Geist, über Religion und Staat, Duldung und Gleichheit auf; diesen folgten die französischen Philosophen und Aufklärer, mit Montesquieu, Voltaire, Rousseau und Diderot an der Spitze. Diese Männer wurden die Lehrer der ganzen Welt. Französische Sprache und französischer Geist herrschten in der Literatur und Kunst, im Hause wie im Staate, in allen besseren Kreisen. Wie Friedrich der Große von Preußen Voltaire, so ließ die russische Kaiserin Katharina II. den edlen Diderot zu sich berufen, und auch an den anderen Höfen war die Tendenz der französischen Encyclopädisten tonangebend. — Eineinhalb Jahrhunderte währte der Kampf der Aufklärung gegen die Scholastik, der Freiheit des Individuums gegen die Despotie, bis er endlich in den wilden Stürmen der französischen Revolution sich

entlud. Wäre der Kampf von Deutschland ausgegangen, so hätte er zweifellos auch das Judenthum früher ergriffen und gewiss hätten auch Juden rühmenswerten Antheil an den freiheitlichen Bestrebungen genommen. Sehen wir doch, wie in Holland, das gemeinschaftlich mit England und Frankreich, zeitlich sogar den beiden Ländern etwas vorauseilend, an der Neuerweckung der Menschheit arbeitet, in dem Juden Baruch Spinoza eine ewige Leuchte der Philosophie und Ethik erstehen. Baruch (Benedictus) Spinoza, geboren in Amsterdam im Jahre 1632, entstammte einer spanischen Familie und ward, wie alle spanischen Juden, nicht nur in die hebräische, sondern auch in die weltliche Wissenschaft eingeführt. Frühzeitig vertiefte er sich in die Werke der jüdischen Religionsphilosophen und Exegeten, später lernte er die modernen christlichen Philosophen, besonders den Vorläufer der neuen Philosophie, den Franzosen Descartes bewundern. Bald erkannte er, wohin das Judenthum durch Kabbala und Ceremonienhäufung gelangt war, und wendete sich von ihm ab. Als sein Abfall von der starren Orthodoxie ruchbar wurde, ward er in den Bann gethan, er nahm jedoch in seiner selbstlosen Bescheidenheit den Bann ruhig auf sich, blieb in seiner dürftigen Landbehausung, ohne sich in Polemik einzulassen, ernährte sich ärmlich und kärglich von Brillenschleiferei, nahm weder Professur noch Dotationen an, die ihm mehrfach angeboten wurden, und starb im Jahre 1677, dem mittelalterlichen Judenthume zwar untreu geworden, aber auch ohne zum Christenthume übergetreten zu sein. Unter den Philosophen aller Zeiten darf Spinoza wohl der lauterste und reinste, auch im Leben consequenteste Charakter genannt werden. Sein Einfluss ist auch noch in unseren Tagen ungebrochen, und in Deutschland war sein Geist der herrschende. Seine beiden grundlegenden Werke sind: „Der theologisch-politische Tractat“ und „Die Ethik“. Beide zeigen die tiefe Kenntnis der jüdischen Religionsphilosophen und Exegeten, mit denen er sich besonders in seinem ersten Werke, allerdings zumeist polemisch, beschäftigt. — Im geistigen Wettbewerbe mit England und Frankreich konnte sich Holland nicht halten und überließ diesen beiden Nationen die Führerschaft,

dass sie die Völker Europas der Humanität und Gleichberechtigung unterwerfen. Wenn auch Deutschland in Leibniz und Wolf anerkannte Philosophen hatte, wenn auch Kant die philosophische Revolution in der Welt hervorgerufen hat, ins Praktische die naturwissenschaftliche und philosophische Erkenntnis zu übertragen haben England und Frankreich die Welt gelehrt. Da in diesen Ländern wenig Juden waren, das Judenthum selbst in Deutschland und Polen seinen Hauptsitz hatte, musste es warten, bis der neue Geist ins deutsche Leben drang; als dies geschah, erwachte auch der jüdische Geist aus seiner Lethargie und erstand zu neuem, wahrhaft bewundernswertem Leben.

Wohl werfen englische und französische Denker ihr Augenmerk auch auf das Verhältnis des Staates und der Gesellschaft zu den Juden. In England, wo Juden stillschweigend wieder aufgenommen werden und sich lebhaft an den großen commerciellen Unternehmungen betheiligen, geht ein Gesuch an das Parlament, die Juden als Eingeborene anzuerkennen, und wird von hervorragenden Politikern, selbst Geistlichen, aufs lebhafteste unterstützt. — In Frankreich ist es Montesquieu, der, in der Nähe von Bordeaux zu Hause, die portugiesische Judengemeinde dieser Stadt kennt und in seinem bedeutendsten Werke „Geist der Gesetze“ für die Gleichstellung der Juden eine Lanze bricht. Ja, das Gefühl, dass eine bessere Zeit herannahe, gab einem Juden, namens Isak Pinto, den dazumal heroisch zu nennenden Muth, eine Vertheidigungsschrift für die Juden zu veröffentlichen gegen die unflätigen Beschimpfungen Voltaire's, der in seinem Hasse gegen einen jüdischen Capitalisten, bei dem er Geld verlieren musste, und einen jüdischen Juwelier in Berlin sein Müthchen am Judenthume und an der ganzen Judenheit kühlen wollte.

Trotzalledem waren diese Ereignisse für die deutschen Juden nicht die rettende That. Die christliche Intelligenz hörte zwar davon, ohne jedoch an den eigenen Verhältnissen zu rühren, die Juden wussten überhaupt nicht, dass irgendwo in der Welt neue Gedanken keimten, die auch für sie eine schöne Blüte bringen konnten. In Deutschland musste der Retter erstehen,

der Christen wie Juden neuen Geist einhauche. Es war ein Zwang der Geschichte, dass ein Mann auftrete, dessen große Persönlichkeit das Unrecht des Christenthums an den Juden ad oculos demonstriere, der die Liebe aller von der französischen Aufklärung erfüllten Kreise in seine Person vereinige, dass sie von ihm ausstrahle zu allen Theilen der Judenheit. Es musste ein Mann kommen, der es wagen durfte, der Judenheit zu verkünden, dass sie angesichts der neuen Zeit neue, große Pflichten habe. Sollten die Erfolge der Cultur und Wissenschaft den Juden zugute kommen, mussten sie neuerdings beweisen, dass sie dafür auch empfänglich seien; mit der äußeren Emancipation der Juden musste die innere Hand in Hand gehen. Dieser Mann, der für die Juden bei Christen und Juden Retter und Befreier geworden ist, war Moses Mendelssohn.

Seine Bedeutung können wir erst verstehen, wenn wir wissen, in welchem geistigen Milieu er aufgewachsen ist. Eine schier unheilbare geistige Zerrüttung, ein religiöser Verfall war eingetreten, dass an eine Heilung selbst die Begeisterten nicht glauben wollten und Mendelssohn selbst den schmerzlichen Ausspruch that: „Meine Nation ist in einer solchen Entfernung von Cultur gehalten, dass man an der Möglichkeit einer Besserung zweifeln möchte“. Jahrhunderte langer, endloser Druck hat es zuwege gebracht, dass selbst die eigene Cultur, die talmudische und biblische Wissenschaft, in tollste Spitzfindigkeit und wahnwitzige kabbalistische Schwärmerei ausgeartet war, von Philosophie, Grammatik, Poesie und Ethik war unter den deutschen und polnischen Juden auch jede Ahnung geschwunden. Formensinn Ästhetik, die Freude am Einfachen und Schlichten giengen spurlos unter, alles war verwildert, die widersinnigsten Bibelerklärungen wurden bejubelt, wenn sie nur witzig und auffallend waren. Gewiss blieb das ideale Judenthum von all dem noch immer unberührt, hatte noch keinen Schaden genommen, aber ungepflegt und unbeachtet wäre es am Ende doch verschüttet worden. — Dass unter diesen Umständen ein deutsches Buch in die Hand zu nehmen ein wahrer Frevel, ein Verbrechen genannt wurde, ist selbstverständlich. — Und die Sprache, in der geschrieben und gesprochen, gelehrt und gepredigt wurde! Entweder

ein elendes Hebräisch, oder, was noch viel schlimmer war, Jüdisch-deutsch, das traurige Erbe des deutschen Mittelalters, ein lächerliches Gemisch des Deutsch des 16. Jahrhunderts mit allerhand verballhornten hebräischen Ausdrücken, das zwar heute für die deutsche Sprachforschung unschätzbar ist, für die Judenheit aber die niedrigste Stufe der Geistesbildung bedeutet! — Und diese geistige Verwahrlosung paarte sich mit einer materiellen Verarmung, die geradezu furchtbar genannt werden muss. Mit Ausnahme einzelner, die als Hofjuden eine Rolle spielten, war alles arm und elend, der niedrige Schacher, der die einzige Beschäftigung der meisten Juden war — zu etwas Besserem wurden sie ja nicht zugelassen — konnte der zahlreichen Familie kaum das tägliche Brod geben.

In diesem Milieu wurde der Regenerator Israels, Moses Mendelssohn, am 6. September 1729 in Dessau geboren. Erzogen wurde er von seinen Eltern genau nach der Art der damaligen jüdischen Erziehung, nur hatte er das Glück einen Lehrer zu haben, der von der Verschrobenheit des Studiums sich so ziemlich fernhielt, den Rabbiner David Fränkel. Als dieser nach Berlin berufen wurde, schickte der Vater Mendelssohns seinen vierzehnjährigen, verwachsenen und schwachen Sohn ebenfalls nach Berlin, dass er zu Füßen des Meisters sitze und lerne. — Es war eine glückliche Schickung der Vorsehung, dass Mendelssohn nach Berlin kam. Denn hier hatte der Geist der Aufklärung, der von Frankreich ausgegangen war, in großen Volksschichten feste Wurzel gefasst; selbst Friedrich der Große entzog sich diesem Einflusse nicht und nahm regen Antheil an den damaligen philosophischen Bestrebungen, war selbst Schriftsteller und ließ sich selbst in Bezug auf die Juden von einer etwas humaneren Auffassung leiten. Die Juden, besonders die reichen und angesehenen Familien, die Schutzjuden waren und mit den höheren Klassen der Berliner christlichen Gesellschaft in Berührung standen, ahmten dem Beispiele ihrer Gönner bald nach, und so sehen wir schon im Anfange des 18. Jahrhunderts unter diesen allerdings sehr wenigen jüdischen Familien Berlins einen Freisinn walten, der im schroffen Gegensatze stand zur allgemeinen Geistesrichtnng der Juden, der auch der Gemeinde

Berlin bald einen üblen Leumund einbrachte. Richtig befreundete sich Mendelssohn mit zwei jungen jüdischen Studenten, die ihn in die jüdische Religionsphilosophie und in die deutsche Literatur einführten. Im Jahre 1754 lernte er Lessing kennen, der unseren Mendelssohn eigentlich zu jener Höhe erhob, auf der er die Leuchte des Judenthums wurde. Lessing war einer jener seltenen Charaktere, die der theoretischen Aufklärung und Gleichheitsbestrebung mit Ernst und Thatkraft praktische Verwirklichung schaffen wollten; gerne verkehrte er mit den geächteten Juden, in denen er bald den guten, unverdorbenen Kern erkannte. Die Bekanntschaft wuchs sich bald zu einer intimen innigen Freundschaft heraus, die ungetrübt bis über den Tod hinaus währte. Unter Lessings Freundesblicken reifte Mendelssohn, der tiefe philosophische Bildung besaß, zum deutschen Schriftsteller und Stilkünstler heran, „der von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen hatte“. Eine philosophische Schrift, mit der er, gegen Kant, den Preis der Akademie errang, verschaffte ihm in der gelehrten Welt einen großen Ruhm, der noch erhöht wurde, als man vernahm, der Preisgekrönte sei ein Jude. Noch populärer wurde er durch seine philosophische Schrift: „Phädon“ oder „Die Unsterblichkeit der Seele“, welche, in überaus anziehender Form geschrieben, eines der gelesensten Bücher jener Zeit wurde, Mendelssohn den Ruhm des größten lebenden Weltweisen brachte. Alle Kreise schwärmten jetzt für Mendelssohn, alles drängte sich in das Haus des jüdischen Philosophen, das der geistige Mittelpunkt Berlins wurde. Fürsten und Herzoge, Künstler und Dichter umschwärmten „den jüdischen Plato“, überschütteten ihn mit Huldigungsschreiben. Glücklich war derjenige, der in das Haus Mendelssohns aufgenommen wurde, um an den geistvollen, gemüthsreichen Gesprächen Mendelssohns theilzunehmen. Lessing selbst verherrlichte seinen großen Freund im „Nathan den Weisen“, dem er Mendelssohns Charakter, Milde und Weisheit lieh, damit seinem Freunde und der Humanität ein ewiges Denkmal setzend.

Für das Judenthum geistig und politisch einzutreten, bot sich Mendelssohn bald die Gelegenheit. Ohne jede Absicht, ohne

eigenen Willen ward der große Philosoph der Neuerwecker der jüdischen Wissenschaft, der erste politische Verfechter des Judenthums. Die erste Anregung zur Vertheidigung des Judenthums gab ihm der evangelische Priester Johann Kaspar Lavater, der Neuerwecker der jüdischen Wissenschaft wurde er als religiöser Erzieher seiner Familie, und zum Verfechter der Menschenrechte für die Gesammtjudenheit machten ihn die traurigen Verhältnisse der Juden im Elsass.

Lavater setzte sich in den Kopf, Mendelssohn für das Christenthum zu gewinnen. Er glaubte, der Philosoph sei, wie derzeit schon so manche Berliner Judenfamilie, dem Judenthume vollständig entfremdet. Er übersetzte eine französische Apologie des Christenthums ins Deutsche und widmete sie Mendelssohn, ihn beschwörend, entweder die Schrift zu widerlegen oder, wenn er sie für wahr halte, die Consequenzen daraus zu ziehen. Mendelssohn, der trotz seiner Philosophie vollständig strenge nach den alten Religionsgesetzen lebte, antwortete mit einem öffentlichen Rundschreiben, dessen Inhalt eine Apologie des Judenthums wurde. „Ich werde es nicht leugnen“ — sagte Mendelssohn in seinem Schreiben — „dass ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Missbräuche wahrgenommen, die leider ihren Glanz verdunkeln, — wie sie jede Religion im Laufe der Zeit annimmt. — Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest und unwiderleglich versichert, dass ich vor Gott bezeuge, dass ich bei meinem Grundsatze bleiben werde, solange meine ganze Seele nicht eine andere Natur annimmt.“ Diese Schrift Mendelssohns rief ungeheure Bewegung hervor und machte ihn noch beliebter, als er es schon war. Von allen Seiten, selbst von höchstgestellten, wurde er zu seinem Freimuthe, seiner Offenheit und der vornehmen Art seiner Erwiderung beglückwünscht.

Die zweite That Mendelssohns war seine Pentateuchübersetzung. Die fünf Bücher Mosis wurden von den zumeist polnischen Lehrern durch Hineinzerren der Kabbala so entstellt, dass man bei den Juden von einem Verständnis für den einfachen Wortsinn der Bibel gar nicht mehr sprechen konnte. Mendelssohn, der seinen Kindern eine innige, religiöse Erziehung geben

wollte, beschloss, eine Pentateuchübersetzung zum Familiengebrauch, für seine Kinder, anzulegen; sie zu veröffentlichen, daran dachte er gar nicht, zumal er wusste, dass sein Unternehmen eine Spaltung in der Judenheit hervorrufen musste, der er in seiner friedliebenden Weise aus dem Wege gehen wollte. Jedoch, er wurde trotz seines Sträubens und Weigerns gezwungen, die Übersetzung herauszugeben. Mehrere seiner Anhänger auf dem Gebiete der Bibelexegese, von denen die bedeutendsten der Pole Salomo Dubno und der aus Hamburg stammende Hartwig Wessely waren, versahen die Ausgabe mit den dazumal unentbehrlichen Commentarien. Was Mendelssohn ahnte und befürchtete, trat auch sofort ein. Die Eiferer und Bildungsfeinde unter den Rabbinern, mit Ezechiel Landau aus Prag, Raphael Kohen aus Hamburg, Hirsch Janow aus Fürth, und Pinchas Lewi Hurwitz aus Frankfurt a. M. an der Spitze, sprachen den Bann aus über die Übersetzung Mendelssohns. Doch konnte man nicht mit der traditionellen Strenge gegen das Buch vorgehen, da die höchsten christlichen Kreise als Subscribenten figurierten und man ein Buch, an dessen Abnehmerspitze der König und der Kronprinz von Dänemark sich befanden, nicht ex offo verbrennen lassen konnte. — Die geistige Bewegung, die Mendelssohns Übersetzung hervorrief, kann mit Recht eine revolutionäre Umwälzung genannt werden. Tausende und Tausende wissensdurstiger junger Leute lernten durch sie deutsche Sprache, Liebe zur Cultur und Wissenschaft, zu Grammatik und schlichter Exegese, und rasch brach sich die Erkenntnis Bahn, dass die Vergangenheit den Geist auf falsche Fährte geleitet habe. Die Übersetzung Mendelssohns hat buchstäblich die geistige Wiedergeburt der Juden angebahnt und ihnen den Weg zur inneren Emancipation gewiesen.

Die dritte That Mendelssohns betraf die politische, die bürgerliche Stellung der Juden. Auch zu dieser wurde er von außen gedrängt. Den Juden im Elsass ergieng es überaus schlecht. Während allenthalben der Geist der Aufklärung, wenn auch noch nicht gesetzlich, so doch praktisch, eine mildere Behandlung der Juden herbeiführte, waren die Juden im Elsass unerbittlich allen mittelalterlichen Beschränkungen, Abgaben und

Bedrückungen unterworfen, und gerade um jene Zeit verstand es ein Mann, namens Hell, die christliche Bevölkerung beinahe zu Thätlichkeiten gegen die Juden aufzureizen. In ihrer Noth wandten sich die Juden des Elsaß an Mendelssohn, er möge ihnen eine Bittschrift an Ludwig XVI. abfassen, um Linderung ihrer traurigen Lage. Um dieselbe Zeit hat Mendelssohn einen neuen treuen christlichen Freund gewonnen: Christian Wilhelm Dohm. Dieser hatte sich schon früher mit der Geschichte der Juden befaßt und sie niederzuschreiben geplant. Gerne fügte er sich dem Wunsche Mendelssohns, mit diesem gemeinsam eine Denkschrift für die Elsässer Juden auszuarbeiten. Bei der Ausarbeitung derselben kam jedoch Dohm der Gedanke, diese Denkschrift zu einer Schutzschrift der deutschen Juden umzuarbeiten, und so entstand Dohms Werk: „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ (im Jahre 1781), ein Denkmal wahrhafter Humanität. Die Bedeutung des Dohmschen Werkes lag nicht in seiner momentanen Wirkung, die war nicht allzubedeutend, sondern in der Thatsache, daß Dohm nicht mehr an die Religion, sondern nur an den Staat um Gleichheit appelliert, daß er nicht Duldung, sondern Recht für die Juden in Anspruch nimmt. „Unseren festgegründeten Staaten“ — ruft Dohm aus — „müßte jeder Bürger willkommen sein, der die Gesetze beobachtet und durch seinen Fleiß den Reichthum des Staates vermehrt. Auch der Jude hat auf diesen Genuß, auf diese Liebe Anspruch. Seine Religion macht ihn derselben nicht unwürdig, da er bei der strengsten Befolgung derselben ein sehr guter Bürger sein kann. Wenn ihn die Drückung, in der er Jahrhunderte gelebt, sittlich verderbter gemacht hat, so wird eine gerechtere Behandlung ihn wieder bessern. Es ist möglich, daß manche Fehler so tief gewurzelt sind, daß sie erst in der dritten oder vierten Generation ganz verschwinden. Aber dies ist kein Grund, bei der jetzigen Reform nicht anzufangen, weil ohne sie die gebesserte Generation nie erscheinen würde . . . .“ **„Ich wage es“** — sagt er an einer anderen Stelle — **„selbst die standhafte Anhänglichkeit an die, nach ihrem Glauben, ihren Vätern verliehene Lehre von Gott dem jüdischen Charakter als einen guten Zug anzurechnen. Was der**

Christ Blindheit und verstockte Hartnäckigkeit nennt, ist bei Juden standhafte Beharrlichkeit bei dem, was er einmal als göttliches Gebot glaubt. Wer kann sich versagen, den Juden hochzuachten, den keine Marter bewegen konnte, von seiner Religionsvorschrift abzugehen, und den Nichtswürdigen zu verachten, der um des Vortheils willen sich lossagt und den christlichen Glauben mit den Lippen bekennt? Schon allein die Anhänglichkeit an den guten Glauben gibt dem Charakter der Juden eine Fähigkeit, die auch zur Bildung ihrer Moralität überhaupt vortheilhaft ist. Ihre Armen fallen dem Staate nicht zur Last; die ganze Gemeinde nimmt sich ihrer an. Das häusliche Leben genießen sie mit mehr Einfachheit. Sie sind meistens gute Ehemänner und Hausväter. Dem Staate sind sie überall ergeben, und sie haben oft in Gefahren einen Eifer bewiesen, den man von so wenig begünstigten Gliedern der Gesellschaft nicht erwarten sollte." — Diese Schrift Dohms erregte großes Aufsehen und brachte die Frage der Judenemancipation in Fluss. Dass die Zahl der Feinde größer war als die der Freunde, ist ja bei der Neuheit des Gedankens nicht zu verwundern. Ist ja Dohm selbst noch so befangen, dass er die Juden von den Staatsämtern vorläufig noch ausschließen will, ihnen eigene Jurisdiction und Strafgewalt in religiösen Dingen belassen möchte. Diese Engherzigkeit Dohms veranlasste Mendelssohn aus seiner Reserve herauszutreten. Er ließ von einem jungen Freunde Manasse ben Israels Vertheidigungsschrift für die Juden, welche dieser dem englischen Parlamente vorgelegt hatte, ins Deutsche übersetzen und schrieb dazu ein Vorwort, als Anhang zu Dohms Schrift. In diesem Vorworte ergieng sich Mendelssohn in dem damals neuen Gedanken, die Religion habe keinerlei Recht über ihre Bekenner und dürfe keine Zwangsmittel anwenden, sie solle nur Milde und Liebe kennen. Dieser Gedanke verbreitete wieder den Glauben, dass Mendelssohn dem Christenthume sich zuneigen wolle, und abermals wurde eine Schrift veröffentlicht, die ihn zum Übertritte aufforderte. Mendelssohn antwortete wieder mit einem großen Werke, betitelt: „Jerusalem" oder „Über

religiöse Macht und Judenthum (1783)." Das Buch übte eine übermächtige Wirkung, besonders auf die christlichen Gelehrten, und Kant schrieb an Mendelssohn einen Brief voll Bewunderung über die Bedeutung des Werkes, das, vielleicht noch mehr als die Schrift Dohms, die Frage der Gleichstellung der Juden nicht mehr von der politischen Tagesordnung verschwinden ließ.

Dass die Judenfrage auch ohnedies einer besseren und glücklicheren Lösung entgegensah, zeigte der Umstand, dass in Österreich Kaiser Josef II. aus eigenem Antriebe auch für die Juden im Jahre 1781 ein Toleranzedict herausgab. Ackerbau, Handwerk, Kunst und Wissenschaft wurden ihnen, wenn auch mit gewissen Beschränkungen, freigegeben, Leibzoll und ähnliche Bedrückungen wurden aufgehoben, der Schulzwang eingeführt, damit die Juden allenthalben „als Nebenmenschen angesehen und geachtet werden". — So sehen wir überall die Menschlichkeit sich regen, und von allen Seiten bemühen sich die Juden, unterstützt von wohlmeinenden und edlen Christen, die Bürgerehre und Gleichheit sich zu erkämpfen, aber auch in ihrer eigenen Mitte, im Inneren, der erstrebten Gleichheit sich würdig zu zeigen. Diese Wege, die Mendelssohn angebahnt hat, gehen die Juden mit Ausdauer und Zähigkeit, bis es ihnen gelingt, das ersehnte Ziel zu erreichen. Diese Wege sind: Der Kampf ums Recht; der Eintritt in die moderne Cultur; die Reformierung des eigenen Geisteslebens. Das war Mendelssohns Testament, das er den Juden hinterließ, als er am 4. Januar 1786 sanft verschied. Die Ausführung seiner Gedanken war das Werk der kommenden Generationen und ist die erhöhte Pflicht auch unseres Geschlechtes geworden. Wenn auch ab und zu manches Irrlicht aufflackerte, manche falschen Wege betreten wurden, im Großen und Ganzen verdient das, was das Judenthum an sich und für sich zur Erlangung seiner Gleichberechtigung geleistet hat, als Zeichen unerschütterlicher Kraft des Willens und der Fähigkeit bewundert und belohnt zu werden.

Zweiter Abschnitt.

Der Kampf ums Recht.

Wie die allgemeinen freiheitlichen Institututionen überhaupt von Frankreich ihren Ausgang nehmen, so auch die Gleichstellung der Juden. Es muss aber auch anerkannt werden, dass die Juden in keinem Lande so energisch und umsichtig, so staatsklug und selbstbewusst aufgetreten sind wie eben in Frankreich, wo sie, gestützt auf die Verkündung der allgemeinen Menschenrechte, ohne religiös irgendwelche Concessionen machen zu müssen, das Bürgerrecht fordern durften und es schließlich auch erreichten. Die eifrigste Thätigkeit entwickelte Cerf Berr aus Straßburg, der trotz seines Reichthums und seiner von Ludwig XVI. ihm verliehenen Privilegien des Schicksals seiner Glaubensgenossen gedachte und es zu lindern übernehmen wollte. Er unterbreitete eine Übersetzung von Dohm's Schrift dem Könige, der eine Commission von angesehenen jüdischen Männern zusammentreten ließ, die Vorschläge in Betreff der Juden stellen sollten. Wahrscheinlich als Folge dieser Commission ist der Erlass zu betrachten, der für die französischen Juden den beschämenden und erniedrigenden Leibzoll, der sie mit dem Viehe auf gleiche Stufe stellte, abschaffte. — Eine gewaltige und edle Stütze erhielten die Juden in dem genialen Redner und Staatsmann Mirabeau. Eine diplomatische Angelegenheit führte ihn nach Berlin, wo er mit Dohm in lebhaftem Verkehre stand. In diesem Kreise lernte er die Größe des eben verschiedenen Mendelssohn bewundern und übertrug seine Verehrung gegen den edlen Weltweisen auf das Judenthum überhaupt. Er veröffentlichte das Werk: „Über Mendelssohn und über die politische Reform der

Juden", in dem er mit beredten Worten die Gleichstellung der Juden im Staate forderte. Indes blieben auch die Juden mit ihrer Selbstvertheidigung nicht zurück. Als in Metz eine judenfeindliche Schrift erschien, um das Volk gegen jede, wie immer geartete Erleichterung des Druckes, der auf den Juden lastete, einzunehmen, da widerlegte Jesaia Beer Bing in einem sehr wertvollen Buche sämmtliche Anschuldigungen, die gegen die Juden erhoben wurden, mit kühnen Worten zugleich gleiches Recht fordernd. „Wir verlangen" — so schreibt Bing — „weder eine Gnade, noch eine Gunst, noch ein Privilegium, aber wir verlangen ein Gesetz, wodurch wir zu den natürlichen Rechten, deren alle Menschen ohne Ausnahme theilhaftig sein sollen, zugelassen werden." — Die Schriften für und wider die Juden bewogen die königliche Gesellschaft für Wissenschaft und Künste zu Metz einen Preis auszuschreiben für die beste Beantwortung der Frage: „Gibt es Mittel, die Juden glücklicher und nützlicher in Frankreich zu machen?" Drei Arbeiten liefen ein, von denen die wirkungsvollste die des katholischen Priesters Gregoire war, der in schwungvollen Worten für die Gleichberechtigung eintrat und von diesem Zeitpunkte ab überall der selbstloseste Verfechter der von ihm verlangten Emancipation wurde. — Als nach Erstürmung der Bastille an vielen Orten, besonders wieder im Elsass, das Volk die Juden angriff, die vor dem Pöbel nach Basel flüchten mussten, schilderte Gregoire am 3. August 1789 in der Nationalversammlung die Lage der bedrängten Juden und veröffentlichte die Schrift: „Antrag zu Gunsten der Juden". Von allen Seiten kamen jetzt die Gesuche der Juden an die Nationalversammlung um das Bürgerrecht, welche Forderung dadurch unterstützt wurde, dass zahlreiche Juden in die Nationalgarde eintraten. — Aber selbst die Nationalversammlung zeigte sich den Juden gegenüber noch höchst unduldsam. Mit knapper Noth ward der Satz zum Gesetze erhoben: „Niemand soll wegen seiner religiösen Meinungen behelligt werden, insofern ihre Äußerungen nicht die öffentliche, vom Gesetze eingesetzte Ordnung stören". — So edel auch dieser Satz war, die Gleichberechtigung der Juden sprach er doch nicht aus, selbst religiösen Chicanen ließ er Thür und

Thor offen. Immer wieder vertagte die Nationalversammlung die Besprechung der Judenfrage, von einem Ausschusse wurde sie dem andern überwiesen. Endlich gelang es dem unermüdlichen Vertreter der lothringischen Juden Berr Isak Berr von den Deputierten seines Landes vor die Nationalversammlung geführt zu werden, wo er unerschrocken und begeistert die Versammlung beschwor, das Unrecht der Jahrhunderte gut zu machen und den Juden das Bürgerrecht gesetzlich zu geben. Trotz der freundlichen Aufnahme, welche den jüdischen Abgesandten zutheil wurde, erreichten sie ihr Ziel doch nicht. Die feindlichen Deputierten aus dem Elsass traten so gehässig gegen die Juden auf, dass man die Entscheidung über ihr Verlangen abermals vertagte, ja, von dem passiven Wahlrecht wurden die Juden direct ausgeschlossen. — Als die portugiesischen Juden, die in Frankreich lebten, bemerkten, dass der Widerstand sich besonders gegen die Juden im Elsass richtete, traten sie selbstständig mit dem Begehren auf, dass ihnen das passive Wahlrecht gegeben werde, und erreichten auch ihr Ziel. Da griffen die Elsässer Juden zu einem Mittel, das sich bald als sehr wirksam erwies. Als sie sahen, dass die Commune von Paris die entscheidende Macht in Händen hatte, sandten sie 50 jüdische Nationalgardisten zur Communalversammlung mit der Bitte, ihr Gesuch an die Nationalversammlung um gesetzliche Feststellung ihres Bügerrechtes, das sie nun abermals vorlegen, zu unterstützen und zu fördern. Jedoch trotz aller Bemühungen verschleppte die Nationalversammlung die Entscheidung immer wieder. Endlich, zwei Tage vor Schluss der Nationalversammlung, am 27. September 1791, ward das Gesetz angenommen, dass die Juden in Frankreich die Rechte der Vollbürger genießen sollen und zum Bürgereide aufgefordert werden. Am 13. November 1791 bestätigte Ludwig XVI. die volle Gleichstellung der französischen Juden. — Berr Isak Berr richtete nun ein Jubelschreiben an seine Glaubensgenossen, worin er sie auffordert, der großen That sich würdig zu zeigen, dabei aber die treue Anhänglichkeit an das Judenthum nicht zu verlieren. Er ruft den Juden die wahren und schönen Worte zu: **„Wenn wir während des langen Verlaufs unserer Trübsal nicht selten Trost im stren-**

gen Befolgen der Vorschriften unserer Religion gefunden haben, so müssen wir umsomehr ihnen anhänglich bleiben in einer Zeit, in der uns vergönnt ist, die Früchte unserer Standhaftigkeit und unserer Liebe zu unserem Cultus zu genießen, wo wir wieder mit eigenen Augen sehen, dass wir die einzigen unter den alten Völkern sind, welche fest geblieben sind bei dem ungestümen Ansturm von Unfällen, die so viele Jahrhunderte hindurch aufeinander folgten. Und sollten wir nur den Muth gehabt haben, in der achtzehnhundertjährigen Verfolgung treu zu bleiben, um bei dem ersten Aufblitzen des Freiheitsstrahles abtrünnig zu werden?" — Während dies erhabene Beispiel Frankreichs das nachbarliche Holland, das ja seit jeher eine sichere Zukunftsstätte vertriebener Juden war, schon 1796 bestimmte, seinen Juden die volle bürgerliche Gleichberechtigung zu geben, mussten die französischen Juden selbst, besonders die deutsch sprechenden Elsässer, noch einmal um die so schwer errungene Freiheit einen heißen, erbitterten Kampf führen. Bei Wiedereinführung des alten Cultus durch Bonaparte wurde zwar die protestantische Religion anerkannt, die Anerkennung der jüdischen jedoch nicht festgestellt. Napoleon I. wollte auch die Verhältnisse der Juden aus eigener Machtfülle heraus regeln. Dies gab Anlass zu einem neuen, heftigen Ansturme gegen die Juden, dem sich alle Judenfeinde der früheren Tage anschlossen. Als Napoleon im Jahre 1806 in Straßburg weilte, stürmten die Klagen über die Juden auf ihn ein. Religiöse Unduldsamkeit und Brotneid malten die Fehler der Juden Grau in Grau: sie seien nur Wucherer, ein Ruin des Landes, vaterlandslos, nur auf Geld versessen. In Paris selbst wurde ebenfalls von feindlicher Seite mit größter Schärfe gegen sie geeifert. Napoleon beschloss, die Judenfrage vor den Staatsrath zu bringen. In der zweiten Sitzung des Staatsrathes ward ad hoc ein Gesetz zum Beschlusse erhoben, dass eine Anzahl von Juden aus allen Gegenden des Landes sich versammeln solle, die den Kaiser darüber aufzuklären habe, ob das Judenthum seinen Bekennern wirklich Hass und Bedrückung

gegen die Christen vorschreibe. Dieses jüdische Parlament solle Mittel an die Hand geben, wie die Juden zu Kunst und Wissenschaft und nützlichem Gewerbe herangezogen werden konnten. Mehr als hundert einflussreiche Juden wurden von den Behörden in dies jüdische Parlament gewählt, unter ihnen auch die zwei Führer der Elsässer und der portugiesischen Juden, Berr Isak Berr und Abraham Furtado. Am 26. Juli 1806, an einem Sabbat, wurde das jüdische Parlament eröffnet und ihm zwölf religiös-politische Fragen vorgelegt. Die Versammlung tagte bis zum 5. Februar 1807 und rief durch ihr würdevolles, politisch kluges, vornehmes und wirklich parlamentarisches Verhandeln bei den Juden gerechten Stolz, Bewunderung bei den Freunden, achtungsvolle Anerkennung bei den Feinden hervor. Auf den Kaiser machte sie einen vorzüglichen Eindruck, den der kaiserliche Commissarius hervorzuheben nicht unterließ, der Erfolg war ein durchschlagender. „Seine Majestät" — sagte er — „sichert Ihnen die freie Ausübung Ihrer Religion, den Vollgenuss Ihrer politischen Rechte zu; aber zum Tausche für diesen hohen Schatz fordert sie eine religiöse Bürgschaft für die volle Verwirklichung der in Ihren Antworten ausgesprochenen Principien." — Diese Bürgschaft dachte sich Napoleon so durchgeführt, dass gleichsam eine jüdische Kirche geschaffen werde als höchste Autorität der Juden in allen Ländern, die den Antworten des Parlaments Gesetzeskraft geben sollte. Durch irgend ein Mitglied der Versammlung wurde er aufmerksam gemacht, dass in Palästina, während des zweiten Staatslebens, ein Synhedrion bestand, das die höchste Macht des Landes in sich verkörperte. Das griff Napoleon auf und forderte von der Gesammtjudenheit Europas, ein solches Synhedrion zu gründen. Die Juden Frankreichs erhielten eine Consistorialverfassung, damit wenigstens die französischen Juden — falls das Synhedrion resultatlos verlaufen sollte — eine kirchliche Autorität besitzen sollen. — Am 9. Februar 1807 trat das Synhedrion in Paris zusammen und hielt seine Sitzungen bis zum 9. März 1807, in welchen die Bestimmungen des jüdischen Parlaments zu bindenden Beschlüssen erhoben wurden. Nun hofften die Juden Frankreichs, dass Napoleon die Gleichheit

der Revolution ihnen nicht vorenthalten werde. Dem Kaiser wurde alles vorgelegt, und am 17. März 1808 kam die Entscheidung, die den französischen Juden eine bittere Enttäuschung brachte. Die Consistorialverfassung ward genehmigt, aber politisch kamen statt der Gleichheit mittelalterliche Beschränkungen, allerdings mit dem Zusatze, diese hätten nur für 10 Jahre Giltigkeit, bis zu welcher Zeit der Unterschied zwischen Christen und Juden sich gemildert haben werde. — Bis zur französischen Juli-Revolution im Jahre 1830 mussten die Juden Frankreichs sich gedulden. Am 13. November dieses Jahres brachte der Minister für Unterricht den Gesetzesvorschlag ein, das Judenthum den beiden anderen Bekenntnissen gleichzustellen, die Synagoge und die Rabbiner aus der Staatscasse zu besolden, welcher Antrag mit 211 von 282 Stimmen angenommen und vom Senate mit 57 von 89 Stimmen bestätigt wurde. Die achtzehnhundertjährige Schmach hat jenes Land, das die Juden zuerst aus seinen Gemarkungen gewiesen hatte, mit edlem Rechtsgefühle ausgelöscht.

Frankreich that jedoch noch mehr. Wohin mit Napoleon französische Waffen und französischer Einfluss in Deutschland vorgedrungen waren, gehörte zu ihren ersten Thaten das Niederreißen der Ghettomauern und die Proclamierung der Freiheit der Juden. In Westphalen gab Jerôme Bonaparte den Juden im Jahre 1808 volles Bürgerrecht, in Baden wurde es ihnen, wenn auch nur theilweise, im Jahre 1809 verliehen. Frankfurt a. M. und die Hansastädte sahen sich auch bald von den französischen Eroberern gezwungen, die alte Feindschaft gegen die Juden fallen zu lassen.

Doch so leichter Hand sollte den Juden Deutschlands die Freiheit nicht in den Schoß fallen, schwere Kämpfe standen ihnen noch in Preußen und in den anderen deutschen Bundesstaaten und Städten bevor. — Die gesellschaftliche Annäherung, welche in den gebildeten Kreisen Berlins, von Mendelssohn ausgehend, zwischen Christen und Juden sich vollzog, erweckte in den preußischen Juden die Hoffnung, endlich die schweren Bedrückungen von sich abwälzen zu können. Der Nachfolger Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm II., war ein milder Herrscher.

Ihm unterbreiteten die Ältesten Berlins die Bitte um Aufhebung des Leibzolles und der anderen barbarischen Judengesetze. Sie erhielten den Auftrag, hervorragende Männer aus ihrer Mitte zur Verhandlung mit der Regierung zu delegieren. Mit großen Erwartungen giengen David Friedländer und Daniel Itzig als Delegierte der Juden an die Arbeit, die Wünsche der Judenheit zu unterbreiten. Doch die Erwartung erwies sich als nichtig, die Feinde verstanden es, den König umzustimmen, mit Ausnahme geringfügiger Erleichterungen blieb es beim Alten, die Juden mussten sich vorläufig damit bescheiden, dass ihr Geld angesehen war und ihre Salons von der christlichen Intelligenz gerne aufgesucht wurden. — Als die französische Revolution den Juden Frankreichs die Freiheit brachte, veröffentlichte Michael Berr, der Sohn des verdienstvollen Isak Berr, einen Aufruf an alle Staaten, von den Juden den tausendjährigen Druck abzunehmen. Die schwungvollen Worte verhallten, und selbst die größten Geister Deutschlands, Goethe, Fichte, Herder, waren entweder ausgesprochen feindlich, wie Fichte, oder doch so gleichmüthig, dass sie mit keinem Worte für die Freiheit der Juden eintraten. — Als nach dem Frieden von Luneville die Reichsdeputation in Regensburg versammelt war (1802), da überreichte der Advocat Christoph Grund im Namen der deutschen Judenschaft das Gesuch, die Reichsdeputation möge die Fesseln lösen, unter denen die Juden schon so lange seufzten, und besonders die schmachvollste unter allen Lasten, den Leibzoll, endlich beseitigen. Dieses Gesuch wurde zwar von dem kurböhmischen und österreichischen Gesandten unterstützt, kam jedoch trotzalledem gar nicht zur Verhandlung. — Ja, kaum verbreitete sich die Nachricht, dass viele Anzeichen auf eine günstigere Behandlung der Juden schließen ließen, erschienen auch schon eine ganze Unmasse von Schmähschriften auf dem Plan, um Volk und Regierung von dem Gedanken an eine Judenemancipation abzubringen. Wohl blieben diese feindlichen Pamphlete nicht unbeantwortet, Christen und Juden bemühten sich um die Widerlegung der aufgefrischten Verleumdungen, jedoch fanden die Juden Deutschlands weder in ihrer eigenen Mitte, noch in den christlichen Kreisen so begeisterte, hingebende Anwälte, die imstande

gewesen wären, die Bevölkerung hinzureißen, eines Besseren zu belehren und von den alten Vorurtheilen zu befreien. Vorläufig mussten sich die deutschen Juden zufrieden geben, wenn es einflussreichen, gesinnungstüchtigen Juden, wie Israel Jacobson, Hofagent und Finanzrath des Fürsten von Braunschweig, und Wolf Breidenbach, Hofagent des Kurfürsten von Cassel, gelang, in dem einen und anderen der Duodezstaaten den Leibzoll abzuschaffen. — Erst die unsäglichen Demüthigungen, welche Preußen durch Napoleon widerfuhren, die zahllosen Beweise von Opferwilligkeit und Patriotismus, die die Juden auf dem Schlachtfelde und mit ihrem Vermögen unablässig und begeistert bekundeten und bewiesen, zwangen den König Friedrich Wilhelm III. auf Drängen des Ministers Hardenberg, den in den preußischen Ländern angesessenen Juden am 11. März 1812 die Gleichberechtigung mit den christlichen Bewohnern zu geben. — Als wollten die Juden zeigen, wie dankbar sie für jede Wohlthat seien, betheiligten sie sich an den Freiheitskämpfen Europas gegen Napoleons Übermacht in einem Maße, das die Bewunderung und Anerkennung aller Kreise ihnen zuführte.

Und doch ernteten die Juden Deutschlands nur schnöden Undank. Der Rausch der heldenmüthigen Freiheitskämpfe hatte zur Folge, dass erstens alles verfolgt und gehasst wurde, was an Napoleon auch nur erinnerte, zweitens, dass eine gewisse Deutschthümelei um sich griff, die, stolz auf die deutsche Heldenkraft, alles, was nicht deutscher Abstammung war, verachtete und von sich abstoßen wollte. Die ersten Opfer dieser Gemüthsstimmung in Deutschlnnd waren die Juden, die nicht Deutsche waren, den Franzosen die Freiheit zu danken hatten und gegen die der alte, scheinbar unausrottbare Hass mit erneuter Gewalt sich kehrte. Frankfurt und die Hansastädte, Hamburg, Bremen, Lübeck, eröffneten die Feindseligkeiten, andere deutsche Städte folgten, überall gieng man daran, die Juden ihrer so schwer errungenen Freiheit wieder zu berauben. In ihrer Verzweiflung schickten die Juden Deputierte zum Wiener Congress — Jakob Baruch, der Vater Börnes, war der Abgesandte der Frankfurter —, die eine Denkschrift überreichten, in welcher sie Schutz für ihr Recht verlangten. Am Congresse waren die mächtigsten

Theilnehmer, Metternich und Hardenberg, ihre Fürsprecher, trotzalledem gelang es ihnen nicht, ihren Willen durchzusetzen, sie mussten sich mit einem wesenlosen Passus, der in die Congreßacte über die Juden aufgenommen wurde, zufrieden geben. Indes feierte in Deutschland die Deutschthümelei große Triumphe, riss das ganze Land mit sich. Wieder erschienen furchtbare Schmähschriften wider die Juden, Friedrich Rühs und J. F. Fries, beide Universitätsprofessoren, denen sich später Hundt-Radowsky zugesellte, schrieben aufreizende Bücher gegen die Juden, in denen sie nicht allein sämmtliche mittelalterliche Beschränkungen, sondern Ausweisung und Vertreibung verlangten. Die jüdischen und christlichen Entgegnungen blieben ungehört, verketzert, verlästert, ja die Städte Frankfurt, Bremen, Lübeck giengen allen Ernstes daran, den Juden die alten Fesseln anzulegen oder gar sie zum Verlassen der Stadt zu zwingen. Selbst Preußen, das im Jahre 1812 den Juden volle Bürgerfreiheit verlieh, legte ihnen allerhand chicanöse Beschränkungen auf. Vergebens appellierten Männer, wie der begeisterte Engländer Lewis Way, der an den Congress zu Aachen ein Memorandum zuhanden des russischen Kaisers überreichte, an das Gerechtigkeitsgefühl der Völker, es wurde nur immer schlimmer, bis endlich die aufgewühlten Massen zu Thätlichkeiten schritten: in Würzburg, Bamberg, Frankfurt a. M., Darmstadt, Karlsruhe, Düsseldorf und Heidelberg wurden im Jahre 1818 die Judenhäuser gestürmt, geplündert, die Juden selbst an Habe und Leben bedroht. In diesem wilden Wüthen verhallten die Stimmen edler Christen und kampfesmuthiger Juden, der Sturm musste sich austoben, ehe man Hoffnung hegen konnte, dass Vernunft und Menschlichkeit sich wieder Gehör verschaffen werden.

Der Umschwung kam auch bald, und zwar ebenso stürmisch und gewaltthätig wie die Reaction selbst. Jungdeutschland erhob sich gegen die Mystik und Verknöcherung der alten Zeit und schrieb auf seine Fahne auch die Gleichheit der Juden. Auch die Juden selbst, die anfangs in Schmerz aufgelöst über den Undank des Vaterlandes und den ungeahnten Rückschritt hilflos dastanden, rafften sich auf, begannen abermals mit unermüdlicher

Ausdauer für ihre Gleichheit einzutreten. In Gabriel Riesser geboren 1806, gestorben 1860, erstand der Judenheit Deutschlands der begeistertste Verfechter, der aber nicht allein die Freiheit, sondern auch das Selbstbewusstsein der Juden erkämpfen wollte. Was vor ihm außer Mendelssohn kein deutscher Jude noch gethan, unternahm er: er verkündete Juden und Christen, dass die Juden, ohne ein Jota von ihrer religiösen Sonderstellung aufzugeben, die politische Gleichheit erhalten müssen, dass es eine Schmach sei, sein Judenthum zu verbergen, weil man freier Bürger des Landes ist. Riesser ward noch die hohe Genugthuung zutheil, in den preußischen Landtag gewählt zu werden, das Jahr 1848 brachte endlich den Juden Deutschlands die ersehnte, verdiente, schwer und heiß erkämpfte Gleichberechtigung. Was zu ihrer gesetzlichen Vollständigkeit noch zu ergänzen war, wurde nach und nach bis zum Jahre 1869 vollständig erreicht. In diesem Jahre wurde für den Norddeutschen Bund folgendes Gesetz erlassen: „Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden hiedurch aufgehoben. Insbesondere soll die Befähigung zur Theilnahme an der Gemeinde- und Landesverwaltung und zur Bekleidung öffentlicher Ämter vom religiösen Bekenntnis unabhängig sein."

In England ward die volle Emancipation der Juden schrittweise durchgesetzt. Die Bestrebungen Manasse ben Israels, den Juden gesetzlich berechtigten Aufenthalt in England zu verschaffen, kennen wir schon. Obwohl dem eifrigen Vertreter der holländischen Juden dies Bemühen nicht gelang, wurden die Juden doch zugelassen, und bald finden wir sie in ziemlicher Anzahl in London, wo sie schon 1662 eine Synagoge besaßen. Große Schwierigkeiten bereitete im Jahre 1753 der Parlamentsantrag, den Juden die Naturalisation zu ermöglichen, ohne das Abendmahl nehmen zu müssen, das in England das Zeichen der Naturalisation war. Der Antrag wurde zwar vom Oberhause angenommen, doch erregte er im Volke solche Unzufriedenheit, dass er bald wieder aufgehoben wurde. Bis zum Jahre 1832 ruhten darauf alle Emancipationsbestrebungen der

Juden. Von dieser Zeit ab gieng es rasch vorwärts, zumal Männer wie Macauly und Lord Russel unausgesetzt daran arbeiteten, jedes Hindernis der Gleichberechtigung zu beseitigen. Das größte war der religiöse Eid, den in England jeder, der nur irgend ein Ämtchen oder eine Ehrenstelle erreichen wollte, ablegen musste, selbst die Parlamentsmitglieder hatten den religiösen Eid zu leisten. Da dieser Eid christlich war, blieb den Juden die Gleichheit dadurch versagt. Im Jahre 1833 und 1835, 1845, 1858 und 1868 gelang es, alle diesbezüglichen Abänderungen zu treffen, wodurch die volle Gleichstellung der Juden mit ihren christlichen Mitbürgern erreicht wurde.

In Italien dauerte die Noth der Juden ununterbrochen bis zum Jahre 1798. Zwar ist es ihnen unter den Augen der Päpste besser ergangen als in den anderen Ländern und die kunstsinnigen und wissenseifrigen kleinen Fürsten Italiens waren vielfach den Juden zugethan, jedoch Ghetto und der gelbe Fleck blieben ihnen nicht erspart. Als daher anfangs des Jahres 1798 Rom zur Republik erklärt wurde, bemerkte ein Tagebuchschreiber am 15. Februar als besonders erwähnenswertes Ereignis: „Die Juden haben das Sciamano (von dem Worte „Siman" „Zeichen") abgelegt und jubeln über die neue Zeit." Obwohl die römische Republik nur ein kurzes Dasein fristete und die früheren politischen Verhältnisse wieder eingeführt wurden, geht die Aufklärung der Zeit auch an den italienischen Regierungen nicht spurlos vorüber. Als im Jahre 1809 der Kirchenstaat mit dem französischen Königreiche vereinigt wurde, erhielten die Juden auch die französische Consistorialverfassung, allenthalben zeigte sich das Wohlwollen der französischen Herrschaft gegen die Juden und ihre Gleichstellung wurde gesetzlich ausgesprochen. Im Jahre 1814 endete die französische Regierung in Rom, und Papst Pius VII. zog als Herrscher in die ewige Stadt ein; wenn auch die Gleichberechtigung von ihm nicht gesetzlich den Juden verliehen wurde, blieb sie doch aufrecht, und des Papstes milder Geist nahm ihnen nicht das, was eine fremde Regierung ihnen gegeben. Mehrere Nachfolger dieses milden Papstes jedoch traten wieder mit Härte gegen die Juden auf, und erst Papst Pius IX. ließ den Juden seines Landes Gerechtigkeit widerfahren, die sich

jedoch im Jahre 1849 infolge niedriger Verleumdungen in schwere Bedrückung verwandelte, so dass die Juden abermals unter Ausnahmegesetze gestellt wurden. Erst das Jahr 1870 brachte den Juden Italiens die uneingeschränkte Freiheit und das volle Bürgerrecht.

Auch Österreich-Ungarn schloss sich der den Juden günstigen Bewegung an. Allerdings, einen raschen Gang, wie ihn die freundlichen Bestimmungen des edlen Kaisers Josef. II. erhoffen ließen, nahm die Befreiung der Juden nicht, und die tiefe Trauer, mit der die Juden Österreichs den Heimgang des großen Menschenfreundes auf dem Kaiserthrone in allen Synagogen beklagten, legt nicht nur Zeugnis ab für die Liebe, die ihm die Judenheit entgegenbrachte, sondern auch für die Ahnung, dass die Besserung nicht anhaltend sein werde. Zwar änderte die kurze Regierung des Kaisers Leopold II. nicht viel an der milden Behandlung, die ihnen des Kaisers Vorgänger zutheil werden ließ, aber unter Kaiser Franz I. gieng es eilends wieder nach rückwärts. Beschränkung und Bedrückung kehrten wieder, zeitweilig sogar auch das Ghetto. In manchen Kronländern durften sie gar nicht wohnen, in anderen waren ihnen die sogenannten Bergstädte verschlossen; Grundbesitz außerhalb des Ghetto durften sie auch nicht überall erwerben. In Mähren und Schlesien waren für jede Stadt eine gewisse Anzahl jüdischer Familien fixiert, war die erreicht, durfte niemand mehr heirathen; in Böhmen war nur jedem erstgeborenen Sohne die Ehe gestattet. Die Steuern, die von den Juden entrichtet werden mussten, waren, abgesehen von der großen Last, erniedrigend. Von Fleisch und Fischen hatten sie einen Aufschlag zu bezahlen, in Galizien war ihnen sogar eine Lichtsteuer auferlegt, für die Kerzen, die sie Freitag und Feiertag Abend anzündeten. — Anderseits erwies man ihnen eine Bevorzugung, die sie in keinem Lande noch hatten: sie konnten im Heere sogar Stabsoffiziere werden. Dagegen ließ man sie zu keinem Amte und zu keinem Handwerke zu. Einzelne Juden, die sich um den Staat besondere Verdienste erwarben, das heißt seine Geldgeschäfte besorgten, wurden zwar ausgezeichnet, geadelt, von allen erniedrigenden Beschränkungen befreit, im Allgemeinen jedoch blieb die Ausnahmestellung

bestehen. Auch unter Kaiser Ferdinand V. änderten sich die Verhältnisse in Österreich nur wenig, während in Ungarn, wenn auch noch nicht streng gesetzlich, aber doch thatsächlich, die Juden sich ganz freiheitlicher Zustände erfreuen konnten.

Doch die Juden Österreichs arbeiteten unerschrocken und geduldig weiter. Als sie sahen, dass die Regierung noch immer zögere, ihnen freie Bahn zu geben, begannen sie aus eigener Kraft sich der Wissenschaft, der Kunst, dem Handwerke zu widmen, um sich die Gleichstellung so zu verdienen und zu ertrotzen. Es gelang ihnen auch, gesellschaftliche Anerkennung sich zu verschaffen, ehe der Staat sie ihnen gab, nicht anders, wenn auch in etwas geringerem Maße, als es in Preußen zu Anfang geschah. — Das Jahr 1848 brachte den Juden die heißersehnte gesetzliche Freiheit. Am 1. April 1848 wurden sie als Staatsbürger anerkannt und der constituierende Reichstag in Wien zählte auch manche jüdische Mitglieder, Fischhof, Goldmark, Mannheimer und Meisel. Am 5. October 1848 wurden die Judensteuern aufgehoben. Die Verfassung vom 4. März 1849 sprach das Prinzip aus: „Der Genuss der bürgerlichen und politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntnisse unabhängig."

Unter den jüdischen Notabeln Österreichs, die theils durch ihre patriotische Thätigkeit, theils durch ihre begeisterten Kämpfe für die Gleichstellung der Juden, dazu beigetragen haben, die Emancipation ihrer Glaubens- und Stammesgenossen durchzusetzen, verdienen besonders genannt zu werden: Die Dichter Moritz Hartmann und Ludwig August Frankel, die Politiker Adolf Fischhof, Ignaz Kuranda und Dr. Heinrich Jaques, dessen Buch „Denkschrift über die Stellung der Juden in Österreich" zu den trefflichsten und sachlichsten, den Rechtsstandpunkt vertretenden Schriften zu Gunsten der Judenemancipation gehört. — Auch der besonders in Österreich zur Blüte gelangte Finanzadel schämte sich keineswegs seiner jüdischen Herkunft und seine Vertreter blieben unentwegt die treuen Verfechter der Freiheit ihrer leidenden Glaubensbrüder in den höchsten und allerhöchsten Kreisen, unerschrocken sich zum Judenthume bekennend, und gerade dadurch beliebt und verehrt geworden von der Gesammtjudenheit, aber auch gewürdigt und

geschätzt von den Regierenden Österreichs. — Im Ganzen betrachtet zeigten aber die Juden Österreichs von allem Anfange an viel weniger jenes Selbstbewusstsein und den Gemeinsinn, die die deutschen Juden offen bekundeten, wie ja auch die geistige Erhebung der österreichischen Juden nicht jenen glühenden Eifer an den Tag legt, den wir an der deutschen Judenschaft bewundern müssen. Dagegen ist die ungarische Judenheit viel energischer, thatkräftiger, unerschrockener, und versteht, sich bald verdiente Geltung zu verschaffen.

Im Jahre 1852 trat in Österreich mit der allgemeinen Reaction auch die gegen die Juden ein, am 2. October 1853 wurde sie sogar auf dem Verordnungswege sanctioniert. Diese feindselige Strömung hielt bis zum Jahre 1860 an, in welchem Jahre eine günstigere Bewegung durch die Lande zog, der immer weitere und höhere Kreise sich anschlossen, bis endlich das Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867 die vollste, uneingeschränkte gesetzliche Gleichheit der Juden in Österreich-Ungarn aussprach.

Die Bedeutung der Gleichstellung der Juden der meisten und mächtigsten Länder Europas, besonders die der Juden in Frankreich und England kam bald der Gesammtjudenheit zum Bewusstsein durch die schaurige Blutlüge von Damaskus. Am 5. Februar 1840 verschwand der Guardian eines Kapuzinerklosters in Damaskus, Pater Tomaso. Nach einigen Tagen verfielen geldsüchtige Erpresser auf den Gedanken, den Mord ohne jeden Beweis den Juden in die Schuhe zu schieben, dass sie das Blut des Guardians für das Peßachfest sich verschaffen wollten. Mit geradezu teuflischer Grausamkeit wurden die angesehensten Juden des Ortes, selbst kleine Kinder, den unerhörtesten Torturen ausgesetzt, um ihnen Geständnisse zu entlocken. Die Erregung der Menge wuchs zusehends, und als von der Insel Rhodus zur selben Zeit die Mittheilung von einer Blutanklage einlief, erhob sich ein Sturm gegen die Juden in Syrien und der Türkei, der an mehreren Orten zur Plünderung von Synagogen führte. Der Hauptfälscher in dieser Anklage war ein Franzose, der in den französischen Zeitungen behauptete, die Ehre Frankreichs hänge mit seiner Sache zusammen, wodurch er Frankreich auf seine Seite gewann. Trotzalledem ließ sich der

französische Jude Adolf Cremieux nicht entmuthigen, die nothwendigen Schritte um Klärung der Angelegenheit zu unternehmen. Ihm wäre jedoch die Entlarvung nicht geglückt, wenn England nicht mit ganzer Macht für die Juden eingetreten wäre. Ein Comité, an dessen Spitze der große Philanthrop Moses Montefiore stand, arbeitete unablässig daran, die englische Regierung zum Einschreiten zu bewegen. Es geschah auch. Das englische Parlament beschloss, die Unschuldigen thatkräftigst zu fördern, eine große Volksversammlung in London sprach ihre Entrüstung über die verleumderische Anklage aus, Montefiore und Cremieux konnten guten Muthes nach Egypten reisen, um in Kairo bei der Regierung energische Vorstellungen zu machen. Es gelang auch, den Pascha Mehmet Ali zur amtlichen Erklärung zu bewegen, dass die Anklage vollständig auf Verleumdung beruhe. — So sehen wir das Rechtsbewusstsein der europäischen Juden zum erstenmale in seinem vollen Glanze hervortreten, als größten Segen der Bürgergleichheit. Um dieses Rechtsbewusstsein durch Bildung zu heben, fasste Cremieux den Plan, die europäische Judenheit zu bewegen, gemeinsam die Hebung des Bildungsniveaus der orientalischen Juden durch Errichtung von Schulen und Bibliotheken in die Hand zu nehmen. Aber erst nach zwei Jahrzehnten erreichte er sein Ziel. Die »Alliance israelite universelle«, die noch heute besteht, schritt erst im Jahre 1860 an die Aufgabe, Cultur und Bildung und dadurch Rechtsbewusstsein unter den Juden des Orients zu verbreiten.

Dritter Abschnitt.

Der Eintritt in die moderne Cultur.

Wenn schon die Thatsache allein, dass die gedrückten, in Armut und Elend lebenden Juden, die Jahrhunderte hindurch nichts Besseres gelehrt bekamen, als den Rücken den feindlichen Schlägen zu beugen, sich binnen kürzester Zeit aufraffen konnten, um mit der Kraft, welche nur die Überzeugung des eigenen Rechtes gibt, ihre Rechtsgleichheit zu fordern, wenn schon diese Thatsache allein Bewunderung hervorrufen muss, die Erscheinung, wie die Juden mit beispielloser Schnelligkeit die moderne Cultur sich aneigneten, dieselben Juden, die noch in ihrer Jugend kein modernes Buch in die Hand nehmen durften, steht thatsächlich in der Culturgeschichte der Menschheit unerreicht da. Die Erklärung für dieses Wunder gibt das Judenthum, wie es trotz mancher Verwilderung in seinem Kerne gepflegt und erhalten wurde. Die Religion hat die Juden nie das Bewusstsein verlieren lassen, dass ihnen Unrecht geschehe, dass sie leiden, weil Gott sie erproben wolle, dass der Allvater sie beschütze und dass eine messianische Zeit ihrer Befreiung einst kommen werde. Dieser Gedanke erhob, tröstete und stählte die Juden zu allen Zeiten, und nichts vermochte sie von der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft abzubringen. Eine Erniedrigung, die sie in sich selbst erniedrigt hätte, gab es für sie gar nicht; war auch die Masse devot, kriechend, furchtsam geworden, so war sie es doch nur äußerlich, innerlich blieb selbst sie selbstbewusst genug, die Vornehmen, die Gelehrten waren es stets auch nach außen hin. Dieses durch die Religion erhaltene Rechtsbewusstsein brauchte nur eine wohlwollende Anregung, um sich kräftig Gehör zu verschaffen. — Auf der anderen Seite war Wissen, Lernen

unvermindert erhalten geblieben. Forschen und Nachdenken war im Ghetto zu Hause; mochte es auch verzerrt, unnatürlich geworden sein, aber der geistige Trieb hielt nicht stille. Fügen wir dieser Thatsache hinzu, dass, wie erwiesen, die Juden trotz aller Sperre den geistigen, culturellen Contact mit ihren christlichen Nebenbürgern nie vollständig verloren haben, so werden wir es verstehen, wie es nur eines Hauches der Aufklärung bedurfte, um die geistig hochentwickelten Juden geradezu gierig in die moderne Cultur sich stürzen zu lassen.

Auch hier gieng die Anregung von Mendelssohn aus. Sein Haus war der geistige Mittelpunkt des damaligen Berlin, und alles, was zur geistigen Elite der Hauptstadt gehörte und sich zählen wollte, fand sich da ein, um schöne Wissenschaft, Sprachkenntnis und Philosophie zu pflegen und zu besprechen. Dazu gesellte sich noch der von Friedrich dem Großen eingeführte französische Salongeist, der mit Witz und Satyre die geistige Nahrung zu würzen verstand. Nach dem Tode Mendelssohn's war es besonders der Salon der Henriette Herz, später der der Rahel von Varnhagen, in dem sich die höchsten Kreise Berlins vereinigten. Von diesen Kreisen aus verbreitete sich die Liebe zur deutschen Literatur in ganz Deutschland, nicht nur bei Juden, sondern auch bei den Christen, die dem deutschen Geistesleben bis dorthin ziemlich fremd geblieben waren. Speziell die besseren jüdischen Kreise beschäftigten sich mit großer Liebe und Hingebung mit der deutschen Sprache und Literatur, überall bestrebte man sich, die Jargonsprache, dieses merkwürdige Product des Ghettolebens, das in den slavischen Ländern entstanden und von den in die deutschen Länder zurückgewanderten polnischen Juden nach Deutschland gebracht wurde, aus der Familie zu bannen. Doch nicht allein in der schönen Literatur, auf sämmtlichen Gebieten des Wissens sehen wir die Thätigkeit des jüdischen Geistes sich vertheilen, sei es Medicin, sei es Jurisprudenz, Socialökonomie oder Journalistik, an allem nehmen die Juden regsten Antheil. Selbst Malerei und Sculptur, die den Juden fremdesten Künste, bürgerten sich bei ihnen bald ein. Dass sie in der Musik, seit urältesten Zeiten eine Lieblingsbeschäftigung der Juden, im Gesange und auch in der Schauspielkunst bald

Hervorragendes leisteten, ist ebensowenig zu verwundern, wie die Thatsache, dass sie im commerciellen Leben, in der Industrie, auf dem Felde der Physik und Chemie sich bald auszeichnen. Sollen wir Namen, Belege bringen? Die Namen Börne, Heine, Auerbach genügen, um die Bedeutung der Juden für die deutsche Literatur erkennen zu lassen, und dasselbe Verhältnis zeigt sich in allen anderen Wissenszweigen. — Wie in Deutschland, so ist es auch, entsprechend dem literarischen Leben an sich, in allen anderen Ländern. Als Dichter und Gelehrte, Denker und Forscher, Lehrer und Politiker, Journalisten und Künstler finden wir die Juden überall thätig, weit über den ihnen zukommenden Procentsatz hinaus, gemäß der durch das Judenthum den Juden eingeimpften Liebe zum Wissen und Forschen. Und keineswegs finden wir die Mehrheit der jüdischen Schriftsteller in jenen Kreisen, die durch den sogenannten Materialismus und Realismus eine Verrohung des guten Geschmackes hervorrufen, sondern dort, wo dem Idealismus und der Humanität gehuldigt und gedient wird. — Eine glänzendere Rehabilitierung und Anerkennung konnte der Geist des Judenthums sich nicht verschaffen, als sie in der Fähigkeit liegt, die er seinen Bekennern gegeben hat, an allen Culturbestrebungen der Menschheit rühmlichst theilnehmen zu können.

Vierter Abschnitt.

Die Reformierung des eigenen Geisteslebens.

Wäre Mendelssohn seiner Bedeutung für das Judenthum sich bewusst gewesen, hätte er nur geahnt, welche Umwälzung seine Thätigkeit hervorrufen werde, hätte er die Kraft gehabt, der Reformator der Judenheit und der Erhalter des Judenthums sein zu wollen, es wären dem Judenthume vielleicht einige der schweren Wunden, die ihm geschlagen wurden, der Prüfungen, die es seit der Zeit bis heute noch ununterbrochen zu bestehen hat, erspart geblieben. So aber arbeitete Mendelssohn gleichsam nur für seinen Hausgebrauch, so dass nach seinem Tode eine große Zerfahrenheit in der Judenheit platzgriff. Wie einst die Jünger Maimuni's die aufgeklärten Gedanken des Meisters bis zum Extremen führten, so geschah es auch mit Moses Mendelssohn: seine Schüler, seine Nachbeter ahmten und eiferten ihm in allem nach, nur nicht in der religiösen Innigkeit, in der treuen Anhänglichkeit an das Judenthum.

Er drang auf Reinheit des hebräischen Stiles und erzielte große Erfolge. Einige begeisterte Verehrer Mendelssohn's, hervorragende Hebräisten, gründeten im Jahre 1783 einen Verein zur Förderung der hebräischen Sprache; die Zeitschrift „Meassef", „Der Sammler", war das Organ für ihre literarischen Bemühungen, nach welchem der Verein den Namen „Die Meassefim", erhielt. Alles, was nur irgend welche Begabung zeigte, nahm theil an den Arbeiten dieser Zeitschrift, so dass sie nicht allein eine schön geschriebene, sondern auch eine viel gelesene, überaus einflussreiche Zeitschrift wurde. Die Mitarbeiter waren zumeist Männer, die der Aufklärung huldigten,

ohne jedoch die innere Religiosität ihres anerkannten Führers, Mendelssohn's zu besitzen. Ihr Einfluss war sonach, so schön und richtig er für die Wissenschaft genannt werden muss, für das religiöse Leben nicht sehr nutzbringend, da die Meassefim nur in der Negation sich hervorthaten. So entstand im Judenthum die Partei der „Linken" und die der Frommen, die sich gegenseitig befehdeten. Besonders in Berlin war das freisinnige Judenthum bald mächtig aufgeblüht. David Friedländer, der nach dem Tode Mendelssohn's der geistige Führer der Berliner Juden wurde, gründete mit seinem Anhange eine Freischule und eine Druckerei, die nur einen Zweck hatte: Aufklärung und Bildung unter den Juden zu fördern. Von Religion war keine Rede; die zu kräftigen, zu erhalten nahm man sich wenig Mühe. Was Wunder, dass nunmehr viele das Judenthum geringschätzten, es für unwürdig hielten, sich damit zu beschäftigen. Ein allgemeiner Indifferentismus gegen alles, was das Judenthum angieng, verbreitete sich, dessen betrübende Folgen bald zu Tage traten: in Berlin, Breslau und Königsberg ließen sich die reichen und gebildeten Juden in massenhafter Zahl taufen, in drei Jahrzehnten war die Hälfte der damaligen Berliner Gemeinde zum Protestantismus übergetreten. Selbst David Friedländer, der Führer der Juden, verfasste ein Sendschreiben an den Oberconsistorialrath Teller, in welchem er sich zur Taufe bereit erklärt, wenn ihm gestattet bleibt, die christlichen Dogmen sich frei auszulegen. — Eine tausendjährige Geschichte, ein Ahnenstolz, ein religiöses Bewusstsein gab es für diese Leute nicht, den Stolz, eine Religion ihr eigen zu nennen, die der Lehrer der Gesittung und Cultur geworden ist, kannten diese Selbstlinge nicht, die in dem einzigen Streben aufgiengen, nicht als Juden erkannt zu werden und nicht um des Judenthums willen auch nur das Geringste entbehren zu müssen. Verließen doch Mendelssohn's eigene Kinder das Judenthum!!

Doch gab es noch viele, die, der Aufklärung huldigend, mit vollem Herzen dem Judenthume anhiengen und die ihr ganzes Dasein dem Ziele widmeten, das Judenthum von den Auswüchsen des Mittelalters zu befreien, es religiös zu veredeln,

zu reinigen von den Schlacken, die an ihm haften geblieben sind. Zumal der Gottesdienst ließ viel zu wünschen übrig. Schon zu Zeiten, da von moderner Bildung noch keine Rede war, klagten die Rabbiner unermüdlich über die Zuchtlosigkeit, Unordnung und Zerfahrenheit im Gotteshause; der Tempel ward nicht als Bethaus, sondern als Versammlungsort der Gemeinde betrachtet, hatte alle Würde und Heiligkeit vollständig verloren. Es war sonach das erste Bestreben religiöser, dabei von der Cultur durchtränkter Männer, dem Unfug zu steuern, die Ausartungen zu beseitigen, den Gottesdienst zu einem würdigen auszugestalten. Aber auch hier zeitigte die Sturm- und Drangperiode keine auserlesenen Früchte. Man legte viel mehr Gewicht auf die Würde als auf die Religion, auf den Anstand als auf die Innigkeit, und statt mit Treue festzuhalten an den ältesten und schönsten Gebeten, an dem Eigenen, an der Sprache, deren Laute allein schon die Andacht erwecken, zerfloss alles in dem Bemühen, es der protestantischen Kirche nachzumachen: Predigt, deutsches Gebet und Orgel, darauf war alles Sinnen und Trachten gerichtet. Es ist nicht zu leugnen, dass der Zweck ein löblicher war, man glaubte den Gleichmuth durch die unjüdische Reform zu brechen, aber erreicht wurde er natürlich nicht. — Der erste, der mit seltener Begeisterung und Aufopferung der Modernisierung des Gottesdienstes sein ganzes Leben widmete, war Israel Jacobson in Cassel. Ein reicher, begüterter Mann, gewann er am Hofe des Königs Jerôme großen Einfluss und widmete sich vollständig seinem Lebensziele, der Regelung des Gottesdienstes. An der Spitze des westphälischen Consistoriums stehend, besaß er auch die Macht, seinen Willen durchzusetzen, nur war der nicht auf Veredelung, Kürzung, Reinigung des Bestehenden, sondern auf Neuerung, Ausrottung des Alten gerichtet. Jacobsons unermüdlicher Thätigkeit gelang es auch, in Berlin und Hamburg Reformtempel zu gründen, mit deutschen Gebeten, Predigt und Orgel.

Erzielt wurde mit diesen Neuerungen allerdings nicht allzuviel; die Orthodoxie wollte von dem Geiste des 17. Jahrhunderts nicht lassen, spann sich ein in die vier Mauern der Talmudschule, deren Schülerzahl immer weniger wurde;

die freisinnige Richtung schoſs übers Ziel hinaus und vermochte mit ihrer eigenen geringen Religiosität das Interesse für das Judenthum nicht zu erhalten und neu zu erwecken. — Dies besorgte die Politik, die Reaction, besser, als es die größte Begeisterung hätte bewirken können. Als das Jahr 1819 den Juden zeigte, daſs selbstvergessene Deutschthümelei, Miſsachtung des Eigenen den Haſs nicht unterdrücken und bewältigen können, begannen viele darüber nachzudenken, was dem Judenthume neue Kräfte zuführen vermöchte, auf daſs es einerseits in den Zeiten des Rückschritts nicht wieder dem alten Geiste verfalle, andererseits in der Freiheit sich selbst nicht verliere, sich treu bleibe. Sowohl auf orthodoxer, wie auf freisinniger Seite erkannte man, daſs es so nicht bleiben könne, daſs etwas gethan werden müsse, um das Judenthum zu erhalten. Dieses Bestreben rief eine der alexandrinischen und spanischen Zeit ähnliche Epoche hervor; eine Thätigkeit beginnt, deren Abschluſs noch heute nicht vollendet ist, deren Segen jedoch schon heute jedem sichtbar ist, der die jüdische Geschichte in diesem Jahrhunderte kennen lernt. Und diese Thätigkeit geht so dominierend von den deutschen Juden aus, daſs man eigentlich die ganze Geschichte der Juden in diesem Jahrhunderte die Geschichte der deutschen Juden nennen könnte. Überall sind sie die Führer und Anreger, überallhin senden sie ihre Strahlen, und in den verschiedensten Ländern ist das geistige und religiöse Leben der Juden nur ein schwacher Abglanz, ein nicht immer aus sich selbst herausgewachsener Nachtrieb der deutschen Bewegung. Organisch ist die Neubelebung des Judenthums eigentlich nur in der deutschen Judenheit, selbst in Österreich, dessen Juden sich ja auch zu den deutschen Juden zählen dürfen, ist sie nur ein aufgepfropftes Reis, das noch sehr zarter Pflege bedürftig ist, soll es gedeihlich sich entwickeln. — Zwei Aufgaben stellten sich seit dem Jahre 1819 die bedeutenden jüdischen Geister: 1.) das geschichtliche Bewuſstsein durch die Wissenschaft des Judenthums zu wecken, 2.) die Religiosität zu fördern. Während jedoch die erste Aufgabe, von freisinnigen Führern des Judenthums angeregt, in beiden Lagern bald begeisterten Anhang findet und glänzende Erfolge erzielt, bleibt in dem Bemühen,

die Religiosität zu fördern, die Spaltung bestehen, und wir sind nicht imstande, hierin auf ein für das Judenthum vollständig befriedigendes Resultat hinzuweisen.

Der erste, in dem die Ahnung von dem richtigen Wege aufdämmerte, war Isak Bernays in Hamburg. Ein Denker und Gelehrter, fromm und weise, vereinigte er in sich Aufklärung und Liebe zur Tradition und war der erste, der den Gedanken der Propheten von Israels und des Judenthums geschichtlicher Aufgabe lehrte und verkündete. Er war auch der erste, der die mystisch-philosophische Richtung in das Judenthum hineintrug, in dem Bestreben, die Satzungen des Judenthums zu verinnerlichen, den leeren Formalismus zu durchgeistigen. Als Rabbiner, als Lehrer der Gemeinde wirkte er wohlthuend über die Grenzen Hamburgs hinaus und legte den Grundstein für jene Partei der jüdischen Orthodoxie, die das Moderne mit der Tradition vereinen wollte, die mit fanatischer Liebe zum Gesetze, Bildung, Gesittung und weltmännisches Gebahren verband, so den Beweis erbringend, dass das Bürgerrecht und die Bürgerpflicht mit der strengjüdischen Gesetzestreue sehr gut vereinbar sind. Der Heros dieser, naturgemäß durch ihre geistige Höhe auf eine geringe Zahl sich beschränkenden Partei war der als Denker, Redner und geistvoller Bibeldeuter gleich hochbedeutsame Samson Raphael Hirsch. In Frankfurt a. M., wo er seit dem Jahre 1851 bis 1888 wirkte, entwickelte er seine für das Judenthum segensreiche Thätigkeit, und es gelang ihm, die ideale Verinnerlichung der Gesetze treu seinen Anhängern einzuprägen. Er schrieb Commentare zur heiligen Schrift, gab eine jüdische Zeitschrift heraus und stand im Kampfe gegen den religiösen Freisinn stets in vorderster Reihe. — In etwas freierer Richtung, doch ebenfalls in dem Gedankengange Bernays' bewegte sich die segensreiche Thätigkeit des beliebten, von Christen und Juden gefeierten Predigers Isak Noa Mannheimer in Wien. Er war der Neubegründer der Wiener Gemeinde, die erst seit kurzer Zeit wieder im Aufstreben begriffen war, und in der die Berliner Reformsucht und Gleichgiltigkeit gegen das Judenthum Nachbeter und Verehrer fand. Rechtzeitg trat hier Mannheimer in die Bresche, um durch

seinen Freisinn, der jedoch nichts vom Wesen des Judenthums opfern wollte, die desolaten Zustände nicht einreißen zu lassen und den massenhaften Abfall zu verhindern, der, von Berlin ausgehend, zweifellos auch bald in Wien gleiche Verheerungen angerichtet hätte.

Viel intensiver, energischer thaten sich anfangs jene Männer hervor, die das Ideal sich aufstellten, das Judenthum von den überflüssigen, das religiöse Leben erstickenden Ceremonien und Formeln zu befreien, die im Laufe der Jahrhunderte Schicht auf Schicht sich aufthürmten. Sie hatten die Überzeugung, dass ein geläutertes Judenthum viel reiner und strahlender die religiöse Höhe unserer Religion den Bekennern selbst, wie auch den Andersgläubigen vor Augen führen könne, als ein unter dem Wuste von Riten und Bräuchen begrabenes. Ja, wenn es möglich wäre — sprachen sie — das Ideal eines Bernays, eines Samson Raphael Hirsch durchzuführen, wenn die Menge Formen und Bräuche verinnerlichen wollte und könnte! Das ist jedoch nicht zu erreichen, denn es erfordert ein Maß von Bildung und reiner Gotteserkenntnis, verbunden mit materieller Sorglosigkeit, die allein ein Sichversenken in das Wesen, in den Geist der Ceremonie gestattet, das nur Wenigen, einer kleinen Gemeinde, möglich ist, nie der Gesammtheit. Werfen wir das Überflüssige daher bei Seite und verinnerlichen wir die wichtigsten Gesetze des Judenthums! Sie hofften, dadurch die denkenden, die gelehrten Kreise dem Judenthume wieder zu gewinnen und zu erhalten. Der Führer dieser Partei war der genialste Forscher und Kritiker der modernen jüdischen Wissenschaft: Abraham Geiger, geboren 1810 in Frankfurt a. M., gestorben 1874 in Berlin. Er genoss eine gründliche jüdisch-wissenschaftliche Ausbildung, die er mit eingehenden Studien an den Universitäten verband. Schon von seiner ersten Rabbinerstelle aus, die er in Wiesbaden innehatte, verkündete er mit rücksichtsloser Offenheit, aber auch wissenschaftlich wohl ausgerüstet, sein Programm und Lebensziel: mit Hilfe der Wissenschaft den Kern des Judenthums herauszuschälen, Unzeitgemäßes abzuschaffen und eine jüdische Theologie zu gründen, die mit philosophischer und wissenschaftlicher Klarheit gleichsam ein neues Judenthum schaffe.

Geiger widmete seine ganze Kraft diesem Ziele. Unbekümmert um Bannstrahlen und Beschimpfungen, trotzte er allen Schwierigkeiten, die sich gegen sein Bemühen erhoben, und es gelang ihm bald, nicht allein unter der Masse, sondern auch unter den Rabbinern zahlreiche Anhänger zu finden. Um seine Ziele zu fördern, gab er die „Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie," später „Jüdische Zeitschrift für Wissenschaft und Leben," heraus, in deren Blättern er mit unermüdlicher Begeisterung an der Schaffung einer jüdischen Theologie, an der Verbreitung der Erkenntnis des wahren Judenthums arbeitete. Seinem Weckrufe gelang es, mehrere Rabbinerversammlungen zur Lichtung und Säuberung des Judenthums zu bewegen und wichtige Beschlüsse in Betreff des Gottesdienstes, des Ritus und der Traditionsgesetze zu fassen. In Breslau, wo Geiger trotz der eifrigsten Wühlerei seiner orthodoxen Gegner die Bestätigung im Amte von Seiten der Regierung sich zu erzwingen wußte, ordnete er Gottesdienst und Ritus ganz nach seinen Ideen und gab ein Gebetbuch heraus, das seitdem wesentlich allen modernen Gemeinden zum Muster dient. Im Jahre 1870 kam er nach Berlin, wo es ihm gelang, die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches durchzusetzen, die Gründung der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums", vollständig auf seinen Principien aufgebaut und dieselben fortentwickelnd. — Die Bedeutung Geigers überragt die seines Antipoden S. R. Hirsch, mit dem ihn in der Studienzeit treue Jugendfreundschaft verband, weil es thatsächlich ihm zu danken ist, daß der Abfall vom Judenthume nicht immer größere Opfer forderte und trotz des Aufgebens der Traditionsgesetze die Begeisterung für das Judenthum überall tiefe Wurzel faßte. Eine große Schar eifriger Schüler und treuer Freunde trug Geigers Ideen in alle Welttheile, nicht nur niederreißend, sondern auch aufbauend und erhaltend. Keiner seiner jüngeren Zeitgenossen hat jedoch so begeisternd für das Wesen des Judenthums gewirkt, wie Adolf Jellinek, der Nachfolger Mannheimers in Wien. Der größte jüdische Kanzelredner des 19. Jahrhunderts, verstand es seine hinreißende Beredtsamkeit, die Ideale des Judenthums in seine Zuhörer zu versenken, Liebe und Hingebung zur

angestammten Religion zu erwecken und zu heben. — Samson Raphael Hirsch, und Abraham Geiger waren die Fahnenträger der zwei Parteien des Judenthums geworden, beide erfüllt und beseelt von wahrer, inniger Liebe zur Religion und zur geschichtlichen Größe unseres Stammes. — Dies neue Werden im Judenthume beschränkte sich jedoch nicht auf Deutschland allein. Beide Parteien hatten eine stattliche Zahl rühriger Anhänger in allen Ländern. Größere Thatkraft und reichere Begabung bekundeten, wie naturgemäß stets der neue Geist, die Anhänger Geigers. Unter den vielen verdient besondere Anerkennung der aus Mähren gebürtige und in Ungarn als Rabbiner von Szegedin verstorbene Leopold Löw. Dieser war nicht nur reformatorisch überaus thätig, sondern auch ein kerniger Popularisator der jüdischen Wissenschaft. Er gab selbst eine theologische Zeitschrift heraus, den „Ben-Chananja" und schrieb mehrere auch heute noch anerkannte, wissenschaftliche Werke. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Magyarisierung der ungarischen Judenheit; er nahm an den Freiheitskämpfen im Jahre 1848 theil und erfreute sich dadurch einer großen Beliebtheit in der Christenheit Ungarns. In diesem Lande wird der Kampf zwischen Reform und Orthodoxie mit besonders scharfen Waffen geführt, da hat das gesetzestreue Judenthum noch bis heute die energischesten, feurigsten und unerbittlichsten Verfechter gefunden. Der eigentliche Neubegründer der starren ungarisch-jüdischen Orthodoxie war R. Moses Sofer, der als Leiter der größten Jeschiba in Ungarn, der Pressburger Schule, einen dominierenden Einfluss auf die gesammte ungarische Judenheit ausübte. — Jedoch trotz aller Bemühungen der Führer beider Parteien riss der Indifferentismus um sich; wenn auch zweifellos die Thätigkeit der beiden Bannerträger des Judenthums die Mauern nicht stürzen ließ, die Bresche, welche die Gleichberechtigung in das Judenthum geschlagen, vermochten sie nicht zu schließen. Das Interesse an den politischen Ereignissen, an Industrie und Kunst, das Zusammengehen mit der christlichen Bevölkerung erwies sich stärker als Pietät und Tradition, und jene Hingebung, jene einzige Liebe, die im Ghetto nichts anderes als Synagoge und Religion kannte, war religiös in der Zeit der

Freiheit und Gleichheit nicht einzubringen. Das Judenthum theilte eben das Schicksal der anderen Glaubensbekenntnisse und behauptete in dem hochentwickelten Culturleben der modernen Menschheit nicht mehr unbestritten den ersten Platz.

Durch diese für das religiöse Leben betrübende Thatsache gewann eine neue Partei, die sogenannte Mittelpartei, die Oberhand, die zwar den Bestrebungen Geigers nicht feindlich sich gegenüberstellte, sie aber doch zu beschränken sich bemühte, um so eine Versöhnung herbeizuführen, von beiden Theilen das Gute sich aneignend und das Häßliche abstoßend. Drei Männer sind es, denen große Verdienste um diese Richtung zugesprochen werden müssen: Zacharias Frankel, Michael Sachs und Manuel Joel. Den weittragendsten Einfluss übte der erstgenannte aus. Von Dresden, wo er als Rabbiner wirkte, kam er 1854 als Director an das in Breslau gegründete Rabbinerseminar und entwickelte daselbst wissenschaftlich und theologisch eine Thätigkeit, die maßgebend für die religiöse Gesinnung der unter seiner Leitung stehenden rabbinischen Generation wurde. Sein Princip war die Vermittlung, die Ausgleichung, moderne Form, verbunden mit Traditionstreue und Pietät. Einen treuen Genossen und Mitarbeiter fand er an dem Rabbiner von Breslau, Manuel Joel. Als Nachfolger Geigers im Rabbinate, hatte er einen schweren Stand gegenüber dem Misstrauen beider Parteien. Und doch verstand es dieser edle Mensch und Denker, beschwichtigend und beruhigend auf die Gemüther zu wirken; allzu schroffe Reformen führte er wieder auf ein etwas bescheideneres Maß zurück, und das von Geiger herausgegebene Gebetbuch verbesserte er. — Nicht minder ersprießlich war die dieselbe Bahn wandelnde Arbeit des gewaltigen Kanzelredners und tiefen Forschers Michael Sachs in Berlin. Auch ihm widerstrebte das zügellose Vorwärtsdringen der Fortschrittlichen, und mit ganzer Seele war er bemüht, dem reißenden Strom einen schützenden Damm entgegenzusetzen. Auch er gab ein Gebetbuch heraus, wie auch den Gebetcyclus für die Feiertage mit einer poetischen, würdigen Übersetzung. — Aber auch diese Männer konnten nicht beim ehrlichsten, selbstlosesten Willen dem Judenthume den verlorenen Platz wiedergeben.

Zum Glücke verstand es die Wissenschaft des Judenthums, einen Theil des Verlorenen wieder zurückzuerobern. Im Jahre 1818 veröffentlichte der große Begründer der modernen jüdischen Wissenschaft, Leopold Zunz, als 24jähriger junger Mann ein kleines Schriftchen, betitelt: „Etwas über die jüdische Literatur". Schon da zeichnete er mit sicherer Hand den Weg vor, den die Erforschung der jüdischen Wissenschaft zu gehen habe, um mit Fug und Recht einen Platz in dem Thronsaale des Wissens sich zu erobern und die Judenheit selbst zu gerechtem und stolzem Selbstbewußtsein durch Kenntnis der großen Vergangenheit zu erheben. Um diesem Ideale näher zu kommen, gründete Zunz mit mehreren Gesinnungsgenossen an seiner Seite den „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden" und gab eine Zeitschrift heraus zur Förderung der Ziele des Vereines. Trotzdem diesem Vereine hervorragende Männer angehörten, — Heine war auch ein thätiges Mitglied desselben — konnte er sich doch nicht behaupten, und Verein sammt Zeitung giengen bald ein. Missgestimmt über diese Erfolglosigkeit, zog sich Zunz von der praktischen Thätigkeit zurück und widmete seinen Scharfsinn, sein reiches Wissen der jüdischen Wissenschaft allein, überall befruchtend, anregend, zu weiteren Forschungen Generationen anspornend. Als der Zweiundneunzigjährige im Jahre 1886 in Berlin starb, ward mit ihm die Krone unserer Wissenschaft zu Grabe getragen. Seine bedeutendsten Werke sind: „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden," welche Schrift dem vorübergehenden Verbote der preußischen Regierung, in den Synagogen in deutscher Sprache zu predigen, ihre Entstehung verdankt, und „Zur Geschichte und Literatur". Diesen Werken schließen sich einige Bücher über die Riten der Juden an und verschiedene Abhandlungen geschichtlichen Inhalts. Zunz war besonders der Bahnbrecher für die wissenschaftliche Behandlung unserer Geschichte, ferner des Midrasch und der Liturgie. Eine treue Freundschaft verband ihn mit Abraham Geiger, dessen wissenschaftlicher Mitarbeiter er war. Was Zunz abgieng, ersetzte Geiger. In der wissenschaftlichen Behandlung des Talmuds, der Bibelerforschung und der Philosophie war Geiger die Leuchte unserer Wissenschaft. — Eine unabsehbare Reihe gelehrter Forscher

gieng die Bahnen, die Zunz und Geiger der jüdischen Wissenschaft vorgezeichnet haben. Der hervorragendste jüngere Zeitgenosse dieser beiden Geistesheroen war Heinrich Grätz, geboren im Jahre 1817, gestorben 1891. Er widmete sich der Geschichte der Juden und schrieb die erste, umfassende „Geschichte der Juden" in 11 Bänden, herausgegeben von dem von Ludwig Philippson gegründeten „Institut zur Förderung der israelitischen Literatur." Wohl hatte Grätz in Markus Jost einen guten Vorgänger, der vielleicht an Objectivität über Grätz steht, aber doch mit seinen Arbeiten keine Spur im Judenthume hinterließ. Grätz wollte mit seiner Geschichte vor allem für das Judenthum arbeiten, er gehörte noch zu jenen Männern, die der Wissenschaft huldigten, um sie im Leben zu verwerten, um durch sie zu begeistern, zu erwärmen, zu fesseln. Das erreichte auch Grätz in reichstem Maße: kein jüdisch-wissenschaftliches Buch und kein jüdischer Gelehrter hat die Popularität erlangen können, welcher sich Grätz und seine „Geschichte" erfreut. Sie ist vielfach überholt, parteiisch, hat sogar durch ihre Schroffheit in christlichen Kreisen vielen Anstoß erregt, aber Liebe und Begeisterung für das Judenthum hat sie doch allen eingeimpft, die sie gelesen haben. — Auch die Geschichte der Religionsphilosophie des jüdischen Mittelalters fand tüchtige Bearbeiter, von denen Salomon Munk in erster Reihe zu nennen ist. Ihm danken wir die wichtige Kenntnis von der Verballhornung des Namens Ibn Gabirol in Avicebrol und dadurch die Thatsache von dem großen Einflusse der jüdischen Religionsphilosophie auf die Scholastik. Ebenso bedeutend ist die von ihm veranstaltete classische Edition des arabischen Originales von Maimuni's „Wegweiser der Schwankenden." — Verdienstvoll ist auch Manuel Joel, der es sich zur Aufgabe machte, nachzuweisen, dass die christliche Scholastik, wie auch Spinozas System, vielfach von der jüdischen Religionsphilosophie abhängen; in ebenso scharfsinniger Weise legt Joel den Einfluss des Urchristenthums auf die Juden dar in seinem geistvoll geschriebenen Buche: „Blicke in die Religionsgeschichte." Auch deutsche Übersetzungen der Religionsphilosophen erschienen, alle in dem einen Bestreben,

eine neue jüdische Religionsphilosophie ins Leben zu rufen. Das gelang jedoch nicht; unsere Zeit ist viel zu stürmisch, als dass die contemplative Religionsphilosophie in ihr neu erblühen könnte. Es blieb bei den schönen Ansätzen von Salomon Steinheim, Samuel Hirsch und anderen Denkern, unser Geschlecht muss sich mit der Geschichte der jüdischen Religionsphilosophie vorläufig begnügen. Auch die Kabbala fand ihren Historiker in dem Franzosen Adolf Franck, dessen Buch „Die Kabbala oder die Religionsphilosophie der Hebräer" von Jellinek, der sich ebenfalls diesem Wissenszweige zuwendete, ins Deutsche übertragen wurde. — Auch die Bibelforschung fand mehr geschichtliche Bearbeitung als Exegeten. Die Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung ist die Pietät. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich unter den protestantischen Theologen die sogenannte Bibelkritik, welche die heilige Schrift nicht nur exegetisch eingehend erforschte, sondern auch in ihre Bestandtheile zerlegte. Schonungslos zertrat die Bibelkritik den Glauben an die Göttlichkeit der Bibel und schrieb ihre Sammlung und Redigierung nachexilischen Compilatoren zu. Diese Bahnen zu betreten brachten die jüdischen Gelehrten nicht über sich; ab und zu verirrte sich der eine oder andere auch in dieses Gebiet, im Großen und Ganzen blieb es die Domäne der protestantischen Gelehrten und Theologen, die exegetisch ganz Hervorragendes geleistet haben. Bezüglich der Bibelkritik sind die Hypothesen der Zertrümmerer der Bibeleinheit durch die neuesten assyrischen und egyptologischen Forschungen stark ins Wanken gerathen, und hoffentlich wird bald die Zeit gekommen sein, welche die Integrität der heiligen Schrift vollständig und glänzend wiederherstellen wird. Ein unumwundener Anhänger der Bibelkritik auf historischem Gebiete war Abraham Geiger, mit seinem auch für die kritische Behandlung des Talmuds bedeutsamen Werke: „Urschrift und Übersetzungen der Bibel," während Heinrich Grätz in der Exegese eine schrankenlose Kritik walten ließ, die mit geistvoller, aber auch allzuhäufig unverantwortlicher Kühnheit Correcturen an dem Texte der heiligen Schrift vornahm.

Der Einfluss der Meassefim, eine hebräisch-wissenschaftliche Literatur ins Leben zu rufen, erhielt durch die Arbeiten

von Zunz und Geiger neuen Ansporn und entwickelte sich zu segensreichem Schaffen. Allen voran steht als hebräisch schreibender Gelehrter Salomo Löb Rapoport, Oberrabbiner in Prag. Ein Schüler des scharfsinnigen Kritikers Nachman Krochmal, veröffentlichte er in der Zeitschrift „Bikkuré-ho-Jttim“ „Die Erstlinge der Zeiten“, sechs Biographien großer Talmudgelehrten aus dem 10. und 11. Jahrhunderte, mit staunenswerter Akribie, Scharfsinn und Klarheit. Ein intimer Freund Zunzs, war er ein selbstloser Förderer der Forschungen desselben, die er mit wertvollen Beiträgen bereicherte. — Der zweite in dieser Reihe war Samuel David Luzzatto, ein Italiener, Sprosse einer an Dichtern und Gelehrten reichen Familie. Er schrieb ein classisches Hebräisch, beschäftigte sich besonders mit der Bibelexegese und schrieb mehrere schätzenswerte Commentare. Er verfaßte auch eine Bibelübersetzung und eine hebräische und aramäische Grammatik in italienischer Sprache. — Der dritte dieser Garde, die in hebräischer Sprache Begeisterung für die jüdische Wissenschaft und durch dieselbe Liebe zum Judenthume entflammen wollte, war Zacharias Frankel. Er war der erste, der sich mit dem mosaisch-talmudischen Rechte beschäftigte und eine kritische, dabei von Pietät erfüllte Behandlung des Talmuds und der Mischna anbahnte. Mit seinem hebräisch geschriebenen Buche „Hodegetik in die Mischna“ machte er Epoche und gab Anstoß zu einer Reihe wissenschaftlicher Arbeiten über denselben Gegenstand. Auch in deutscher Sprache verfaßte er mehrere Werke über das talmudische Recht, über die talmudische Schriftforschung, welche alle zu großem Ansehen gelangten.

Aus der großen Zahl der Gelehrten, die zum Theil gleichzeitig mit Frankel, zum Theil seiner Aneiferung folgend, der Talmudforschung sich zuwendeten, verdienen besonders folgende Männer hervorgehoben zu werden: Michael Sachs, dessen „Beiträge zur Sprache und Alterthumsforschung“ eine wahre Fundgrube philologischen Scharfsinnes sind; Josef Perles, Rabbiner in München, und Nehemias Brüll, Rabbiner in Frankfurt a. M., beide reich begabt und tief eindringend, beide im besten Mannesalter verstorben. Ebenso früh

wurde Alexander Kohut durch den Tod dahingerafft, kurze Zeit nachdem er den „Aruch“ des R. Jechiel, das älteste talmudische Wörterbuch, mit eigenen geistvollen Zusätzen versehen, herausgegeben hatte. Mit ihm zu gleicher Zeit vollendete Jakob Levy aus Breslau, nachdem er schon früher ein „Wörterbuch zu den Targumim“ herausgegeben hatte, sein ausgezeichnetes Werk: „Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim.“ — Doch nicht allein Halacha und Lexicographie fanden eifrige Erforscher, auch die Haggada fand liebevolle Sammler in Adolf Jellinek, der die kleinen, zerstreuten Midraschim herausgab, und Salomon Buber aus Lemberg, der es sich angelegen sein läſst, alte Midraschim, die nur handschriftlich vorhanden waren, herauszugeben und der Forschung zu eröffnen.

Daſs diese ganze Bewegung in der Judenheit sowohl die politische, wie auch die theologisch-wissenschaftliche, eine moderne ist, wird genügend durch die Thatsache erwiesen, daſs sie das unsere Zeit am meisten charakterisierende Mittel, die Journalistik, benützt. In allen Sprachen erstehen jüdische Wochenschriften, Monatshefte, Jahrbücher, welche zum Theil der Erkämpfung der Emancipation dienen, wie Gabriel Riessers „Der Jude“, zum Theil in den theologischen Parteikampf eingreifen als Organe der verschiedenen Richtungen, wie die im Jahre 1837 von Ludwig Philippson begründete, für den Fortschritt eintretende „Allgemeine Zeitung des Judenthums“, das orthodoxe Blatt „Jeschurun“, von Samson Raphael Hirsch herausgegeben, oder das dem Freisinn huldigende Blatt Leopold Löws, „Ben Chananja“. Wieder andere Zeitschriften dienten der Theologie und der Wissenschaft, wie Geigers „Zeitschrift“, Julius Fürsts „Der Orient“ ... Zacharias Frankels „Zeitschrift für die religiösen Interessen des Judenthums.“ — Der Wissenschaft allein widmete ihre Blätter die von Zacharias Frankel herausgegebene „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums“ die auch heute noch besteht. — Auch in hebräischer Sprache erschienen Zeitschriften theils wissen-

schaftlicher, theils theologischer Natur. Ein weiteres Ergebnis des wissenschaftlich-theologischen Schaffens war die Gründung von modernen Rabbinerschulen, die berufen sein sollten, an die Stelle der eingegangenen Jeschibas zu treten. Das erste moderne Rabbinerseminar war das in Breslau, dem sich dann im Laufe der Jahrzehnte viele andere in allen Ländern anschlossen, alle drei Richtungen vertretend: die orthodoxe, freisinnige und die vermittelnde. — Noch auf einem Gebiete zeigt sich der edle Wille, das Judenthum zu heben, seine Lichtseiten zu zeigen, sowohl den Juden selbst, wie auch den Christen: in der Belletristik. Der Dichter Ludwig August Frankl bearbeitete manche jüdische Stoffe in seinen Gedichten, die Ghetto-Novellisten Bernstein, Kompert und Kohn, der erste ein Deutscher, die zwei anderen Österreicher, hatten die Tendenz, das stille, innige Ghettoleben mit seinem Humor und seiner Tragik, mit seiner Gottergebung und Resignation poetisch darzustellen, eine rührende Mahnung dem in der Freiheit lebenden Geschlechte, die Erinnerung an die Väter nicht von sich zu weisen. Jüdische Stoffe bearbeiteten auch Ludwig Philippson und Moses Wassermann in verschiedenen Romanen, die eine vorübergehende Berühmtheit erlangten und eine Zeit lang gerne gelesen wurden. Auch jene jüdischen Zeitschriften, die sich nicht streng auf Wissenschaft und Theologie beschränkten, sondern auf Verbreitung im Volke Anspruch machten, brachten mehr oder minder gute belletristische Beilagen, die vorwiegend mit dem jüdischen Leben sich beschäftigten.

Wir sollten glauben, dass eine solche unermüdliche wissenschaftliche Thätigkeit, deren hervorragendsten Vertreter mit einer geradezu endlosen Gefolgschaft sich berühmen konnten, verbunden mit dem regen theologischen Leben, Kraft genug gehabt hätte, den Gleichmuth zu brechen, alle Kreise der Judenheit an sich zu fesseln. Es geschah nicht. Die weltbewegenden Ereignisse von 1866 und 1870 mit ihrem Freudenrausche stellten jedes andere Interesse in Schatten. Es musste eine andere, tief betrübende Wendung eintreten, die die Festigung der Judenheit im Judenthume herbeizuführen berufen war: der Judenhass, der, um sein unerwartetes, verachtungswürdiges Erscheinen in ein neues

Gewand zu hüllen, den Namen „Antisemitismus" annahm. Der Hass gegen die Juden, denen nirgends einmüthig die Gleichberechtigung gegeben wurde, der Aberglauben, den lange Jahrhunderte im Volke großgezogen haben, bedurften nur eines kleinen Anstoßes, um von neuem zu erwachen, der Zündstoff war in Menge vorhanden, man musste nur den Muth haben, die Zündschnur anzubrennen. Auf allen Gebieten menschlichen Schaffens traten die Juden mit der ihnen eigenen Energie und Kraft in Concurrenz mit ihren christlichen Nebenbürgern, um sich ihnen theils gleichzustellen, theils sie zu überholen. Im Erwerbs- wie im geistigen Leben, wohin man blickte, war der Jude anzutreffen, nicht etwa in dienender Stellung, wie man es erwartet hätte, sondern oft in herrschender. So natürlich dies Bestreben an sich doch ist, so unbegreiflich war es dem christlichen Mitbürger, der noch immer den Juden als etwas Untergeordnetes betrachtete, den man verachten, höchstens bemitleiden konnte. Dass die Juden mit der Gier des Heißhungrigen sich auf alles stürzten, was ihnen endlich erschlossen wurde, dass sie dabei die anerzogenen Fehler der Bedrückung nicht mit einemmale ablegen konnten, ist das nicht menschlich? Sowohl die Fehler auf der einen, wie auf der anderen Seite sind nur zu wohl verständlich: ein halbes Jahrhundert Gleichheit konnte die nothwendige, ausgleichende, versöhnende Wirkung nicht ausüben, am allerwenigsten in einem Jahrhundert der Umwälzung, das an sich die schwersten Probleme der Menschheit zu lösen gibt. — So sehen wir den Judenhass bald wieder erstehen, vorerst tastend, behutsam, dann wild hervorbrechend. Ausgegangen war er aus jenem Lande, in welchem die Juden am lebhaftesten in die nationale Cultur aufgegangen waren: in Deutschland. Die jüdischen Politiker waren dem Fürsten Bismarck zu temperamentvoll und mächtig. Um sie zu erdrücken, ließ er die Meute des Antisemitismus' los, die schon lange auf die ahnungslose Beute lauerte. Von Deutschland aus streckte der Judenhass seinen Arm vorerst nach Russland aus. In diesem Lande waren die Fesseln den Juden noch nicht abgenommen worden. Der edle Alexander II. war gerade von der Absicht beseelt, den Juden seines Reiches die Gleichheit zu

geben, als das Mordgeschoss ihn traf. Seinen Nachfolger verstanden die Judenfeinde zu bethören, in den Juden mit eine Ursache des gräßlichen Mordes zu sehen, und die Bedrückung der Juden in Russland nahm mittelalterliche Form an: Plünderung, Vertreibung, Beschränkung folgten einander. — Den neu erwachten Judenhass benützte das kleine, durch die Gnade Europas entstandene Rumänien, um Lord Beaconsfield, einen Sohn jüdischer Eltern, der an der Berliner Friedensconferenz vom Jahre 1878 die Emancipation der Juden für Rumänien als Bedingung stellte, um den Erfolg zu bringen, indem es vorgab, die Juden seien Fremde und die Bürgerrechte wären nur Einheimischen versprochen worden. — Mit rasender Schnelligkeit verbreitete sich der Judenhass über ganz Mitteleuropa, verstieg sich in Ungarn und Österreich bis zur Blutbeschuldigung, ja selbst in einem Falle auch in Deutschland, und zeigt seine entartende, verrohende Wirkung in grellsten Farben in Frankreich in der an die Blutlüge von Damaskus erinnernden Anklage gegen den Kapitän Alfred Dreyfus auf Vaterlandsverrath, deren gehässige Nichtigkeit wohl erwiesen wurde, doch einen Judenhass hervorrief, der alle Kräfte der französischen Regierung in Anspruch nimmt, das heißblütige Franzosenvolk vor einer zweiten Bartholomäus-Nacht, nur diesmal gegen die Juden, zu bewahren. Noch ist das Ende dieser Bewegung, welche die Judenheit um alle ihre Hoffnungen so plötzlich gebracht hat, nicht abzusehen. Im Jahre 1899 ist das böhmische Städtchen Polna der Schauplatz einer furchtbaren Blutlüge, die, nicht rechtzeitig aufgedeckt, den aufgeregten Pöbel zu wilden Ausschreitungen gegen die Juden in verschiedenen böhmischen und mährischen Städten verleitet. Zerronnen ist aber doch schon der Traum, dass die Juden in kurzer Zeit die praktische Gleichheit erringen könnten. Viele Kämpfe wird die Judenheit noch zu erleiden und zu bestehen haben, ehe sie sicher die Waffe der Selbstvertheidigung wird niederlegen können. **Diese Waffe, die noch immer blank und kräftig ist, ist das Judenthum, seine Religion, seine Wissenschaft. Wir holen sie wieder hervor, umgürten uns mit ihr, daß sie uns eine feste Stütze, Schutz und Hort werde.**

Allerdings können die Männer der jüdischen Wissenschaft selbstbewußt sagen, daß sie nie aufgehört haben, trotz ihrer Misserfolge, trotzdem daß sie nicht gehört und nicht gelesen wurden, diese stiefmütterlich von den Juden selbst behandelte Wissenschaft liebevoll zu pflegen und zu fördern. Der Geist der großen Männer Zunz, Geiger und Grätz waltete in den Epigonen mit ungeschwächter Kraft weiter. Der Nestor unserer noch heute lebenden Forscher ist Moritz Steinschneider in Berlin, der auf dem Gebiete der Bibliographie und der Geschichte unvergängliche Verdienste sich erworben hat. An diesen Namen schließen sich zahlreiche andere an in allen Zweigen der jüdischen Literatur. Adolf Neubauer in Oxford, Josef Derenbourg und Isidor Loeb in Paris, beide jüngst verstorben, A. Berliner in Berlin, M. Kayserling und Samuel Kohn in Budapest zeichnen sich durch emsiges Erforschen der jüdischen Geschichte aus. A. Berliners Werk über „die Geschichte der Juden in Rom“ ist der Beginn einer neuen Seite in der Erforschung unserer Geschicke. M. Kayserling, der treffliche Biograph Mendelssohns, vertieft sich in die Schicksale der spanischen Juden, Samuel Kohn schildert die Erlebnisse der ungarischen Judenheit. — Ganz hervorragend sind die Leistungen David Kaufmanns und M. Güdemanns auf dem Gebiete der Geschichtsforschung. David Kaufmann, Professor am Rabbinerseminar in Budapest, geboren in Kojetein in Mähren im Jahre 1851, gestorben in Karlsbad im Jahre 1899, war trotz seiner Jugend der bedeutendste, geistvollste und schriftstellerisch begabteste Vertreter der neuen jüdischen Wissenschaft. Obwohl er seine Kräfte in der Geschichtsforschung in Einzelarbeiten zersplitterte, belebte er doch mit seinem Geiste das ganze jüdische Mittelalter. Sein Verdienst ist es, das Augenmerk der jüdischen Wissenschaft auf den reichen Ertrag der Memorbücher und Grabschriften der alten Gemeinden und auf die jüdische Kunst des Mittelalters gelenkt zu haben. — M. Güdemann, Oberrabbiner in Wien, hat sich in seinem anziehenden und geistvollen Werke „Geschichte des jüdischen Erziehungswesens und der Cultur der abendländischen Juden während des Mittel-

alters und der neueren Zeit" ein dauerndes Denkmal gesetzt, das verdient, von den allerweitesten Kreisen des Judenthums gekannt zu werden.

Die Bibelexegese und ihre Geschichte hat ihren glänzendsten Vertreter in den großen Assyriologen Jules Oppert und Josef Halévi in Paris, in Wilhelm Bacher, Ignaz Goldziehe r und Ludwig Blau in Budapest. — In der Geschichte der Religionsphilosophie bietet Bedeutendes David Kaufmann in seinem groß angelegten Werk „Die Attributenlehre", während Professor J. Freudenthal in Breslau klares Licht über einzelne Perioden der alexandrinischen Philosophie verbreitet und ein umfassendes Werk über Spinoza veröffentlicht hat. Professor H. Steinthal, einer der Begründer der modernen Sprachwissenschaft, hat manches helle Licht auf das Ethische der alten Familiengebräuche durch seine geistvollen Aufsätze und Artikel geworfen, während sein Mitarbeiter auf allgemein wissenschaftlichem Gebiete, Professor M. Lazarus in seiner „Ethik des Judenthums" in formvollender Weise auf Grund der „Sprüche der Väter" und talmudischer Sentenzen, wie auch der der jüdischen Weisen des Mittelalters die Grundlagen und die Entwickelung der jüdischen Ethik zur Darstellung bringt. — Halacha und Haggada werden auch fleißig bearbeitet, obwohl, besonders auf dem Gebiete der Halacha die Fortsetzer weit hinter ihren Vorgängern geblieben sind. Der anerkannteste Forscher auf dem Gebiete der Halacha ist der greise J. H. Weiß in Wien mit seinem in hebräischer Sprache geschriebenen, fünfbändigen Werke: „Zur Geschichte der jüdischen Tradition", dem sich Lector M. Friedmann in Wien und M. Bloch in Budapest mit mehreren Editionen und Abhandlungen zugesellen. Obwohl sie nach Methode und Schreibart noch der ersten Epoche unseres Jahrhunderts angehören, sind sie doch auch unserem Zeitalter eine Autorität in der Bewertung der Halacha für die Geschichte der talmudischen Zeit. Vielversprechend für die Zukunft der Talmudforschung ist Samuel Kraus, dessen zweibändiges Werk „Griechische und lateinische Lehnwörter im Talmud, Midrasch und Targum" berechtigtes Ansehen genießt. — Etwas günstiger steht es mit der Haggada, die Wilhelm Bacher in einer

wahrhaft monumentalen Weise aufgearbeitet hat. Seine Werke: „Die Agada der Tannaiten", „Die Agada der babylonischen Amoräer", „Die Agada der palästinischen Amoräer" sind mit beispielloser Akribie geschrieben und eröffnen dem emsigen Forscher eine große Fülle reicher Anregungen. Salomon Buber ediert noch immer verschollene Midraschmanuscripte, die ihren scharfsinnigen Kritiker in dem sich jetzt der Geschichtsforschung widmenden Abraham Epstein gefunden haben. — Jedoch auch in der Halacha und Haggada zeigt es sich, wie die Pietät die jüdischen Gelehrten von eingehender umstürzender Kritik abhält, die nunmehr von den protestantischen Theologen in die Hand genommen wird, unter denen Emil Schürer mit seinem umfassenden Werke „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi" epochemachend genannt werden kann. — Die Zeitschriftliteratur blüht natürlich noch viel reicher wie in der ersten Hälfte unseres Jahrhundertes, selbst rein wissenschaftliche Blätter erscheinen in größerer Zahl und gewinnen große Autorität und Achtung auch außerhalb der jüdischen Literatur. Die „Revue des études juifs" in Paris und die „Jewish Quarterly Review" in London gehören zu den angesehensten Vierteljahrsschriften, die in unserer Zeit auf dem Felde der Wissenschaft erscheinen. — So sehen wir die Vertreter der jüdischen Wissenschaft unbekümmert um Freiheit oder Hass unentwegt arbeiten an der Erhebung und Erhaltung des Judenthums, während die Masse der Judenheit, insbesondere die Intelligenz, durch Hass und Bedrückung zur Selbsterkenntnis geführt wird.

Die erste Regung des erwachenden Selbstbewusstseins zeigt sich in den immer massenhafter erscheinenden Vertheidigungsschriften, die von allen Seiten und in allen Ländern erscheinen. Auch hierin schreiten die deutschen Juden allen anderen voran. Auf der Kanzel, in Versammlungen, in Tageszeitungen und Broschüren vertreten sie ihr Recht und streiten mannhaft gegen die alten Waffen der neuen Feinde. Unterstützt werden sie von einer Reihe edel denkender, hervorragender christlicher Gelehrten und Politiker, die, einsehend, dass der Judenhass nur der Vorbote des allgemeinen Rückschrittes sei, mit aller Energie an die

Seite der neuerdings bedrängten Juden sich stellen. Ihrem Beispiele folgen dann die Juden aller anderen Länder mit mehr oder weniger günstigem Erfolge.

Ein weiteres Zeichen der Rückkehr zum Judenthume ist das neuerwachte Interesse an der Religion und am Gemeindeleben. Wieder kräftiger ersteht der Kampf zwischen Fortschritt und starrer Gesetzestreue, in den sich Kreise mengen, die noch vor einem Jahrzehnte dem Judenthume fremd und ablehnend gegenüberstanden. Männer, die glaubten, in die Wissenschaft vollständig aufgehen zu können, erkannten, dass trotz ihrer wissenschaftlichen Bedeutung ihre Angehörigkeit zum jüdischen Stamme ihnen nicht vergessen werde; geadelte Finanzgrößen kamen endlich zur Erkenntnis, dass sie nur eine Zielscheibe des Spottes sind, und reumüthig kehren viele in den treuen Schoß des Judenthums zurück, demselben ihre Kräfte weihend. Dadurch kommt ein frischer Geist in die erstarrten Glieder, und die Frage, ob das Judenthum durch Erleichterung oder strenges Festhalten an der Tradition gefestigt werden könne, wird abermals erörtert und in Zeitschriften besprochen. Zwar ist der Kampf milder geworden, er artet nicht in wilden Zorn aus, beide Parteien erkennen, dass Begeisterung und wahre Liebe zum Judenthume der Beweggrund beider Bestrebungen sind, aber scharf und unerbittlich ist er dennoch, und schwer fällt es den Vermittlern beider Richtungen, den Frieden und die Eintracht zu erhalten. — In Amerika und zum Theil auch in England ist der Kampf zwischen Reform und Orthodoxie allerdings neu. Die amerikanischen Juden, eingewandert aus Europa, brachten das differierende Leben auch in den neuen Welttheil. Volle, unbehinderte Freiheit genießend, entstand in der Mitte der amerikanischen Judenheit nicht die Frage, ob Orthodoxie oder Freisinn das Judenthum erhalten, sondern wie weit der Fortschritt gehen könne, um noch Judenthum genannt zu werden. Nicht Orgel und deutsche Gebete, sondern der Sonntags-Gottesdienst und die officielle Abschaffung der Speisegesetze ward das Schiboleth, um das gestritten wurde. Erst in diesem Jahrzehnte kam ein neues Element nach Amerika, das zweifellos in Bälde das amerikanische Judenthum stark beeinflussen dürfte. Die Auswanderung der Juden aus Russland

nach den „Vereinigten Staaten von Amerika“ brachte beinahe eine halbe Million Juden dahin, die treu den alten Sitten und Bräuchen eine Welt für sich bilden, jedoch trotz ihrer Abgeschiedenheit so manche zum Nachdenken über den Wert der religiösen Tradition bewegen und ein mäßiges Einhalten der uferlosen Reform anbahnen. Wenn auch Anzeichen dafür sprechen, dass mit der Zeit auch die Wissenschaft des Judenthums in Amerika einen neuen, fruchtbaren Boden finden werde, so ist doch heute noch die amerikanische Judenheit ausschließlich unter dem Banne der religiösen Fragen, wie der Abwehr der auch dorthin verpflanzten und dort auch social üppig wuchernden antisemitischen Bewegung. — Auch die englische Judenheit, zumeist aus Portugiesen bestehend, musste in letzter Zeit eine Invasion russischer Juden über sich ergehen lassen, die, momentan in Gährung begriffen, sich langsam assimilierend und mengend, bald dem englischen Judenthume ein neues Gepräge geben werden. Auch hier dreht sich das religiöse Leben mehr um die Theologie als um die Wissenschaft, wiewohl auch die letztere schon mehrere glänzende Vertreter nennen darf, wie J. Abrahams und Josef Jacobs; in der wissenschaftlichen Theologie ragt Claude G. Montefiore durch seinen begeisterten, tief religiösen Radicalismus hervor. Seiner Munificenz ist auch das Erscheinen der Vierteljahrsschrift „Jewish Quarterly Review“ zu danken. Das Londoner selbstgewählte Ghetto der russischen Juden zeitigte den größten Ghettonovellisten, den die Judenheit bis heute besaß: J. Zangwill, dessen Buch „The children of the ghetto“ eines der meistgelesensten Bücher der modernen englischen Literatur geworden ist.

Ein ferneres Merkmal des Auflebens des Judenthums sind die vielen humanitären, politischen und wissenschaftlichen Vereine, welche überall in der Judenheit neu erstehen. Rabbiner- und Lehrerverbände sind bestrebt, das religiöse und wissenschaftliche Leben zu fördern; Gemeindebunde bemühen sich, das Gemeindeleben zu heben, das politische Recht desselben zu stärken, die von dem Literarhistoriker Gustav Karpeles ins Leben gerufenen Literaturvereine, die in ganz Deutschland allgemeine Zustimmung fanden, trachten die wissenschaftlichen Ergebnisse der

jüdischen Gelehrsamkeit in populärer Form in die Masse zu tragen. — Geradezu zahllos sind die wohlthätigen Verbände, die überall nothwendig sind, um den sich selbst überlassenen, von keiner anderen Seite unterstützten Armen Hilfe zu gewähren. Unter diesen Vereinen ragen besonders die Verbände „B'né B'rith“ hervor. Es sind dies Vereinigungen, die nicht nur Humanität üben, sondern auch das geistige Niveau der Judenheit zu heben sich bemühen. In Amerika gegründet, verzweigten sich diese Verbände auch nach Europa, wo sie eine Achtung gebietende, wenn auch nur geistig zusammenhängende, Gesammtheit bilden.

Der trotz aller Gegenarbeiten sich immer weiter verbreitende, immer mächtiger anschwellende Judenhass rief eine Bewegung in den letzten Jahren hervor, die zwar erst im Werden begriffen ist, aber schon da eine werbende Kraft zeigt, die ihr eine glänzende Zukunft verspricht. Es ist dies der Zionismus. Russland ist die Heimat dieser Bewegung, die vollständig mit modernen Mitteln an die alten Traditionen anknüpfen will, an die unausrottbare Verehrung Palästinas appelliert und die Judenheit der ganzen Welt auffordert, den Bedrängten und Bedrückten, denen kein Vaterland zuerkannt wird, die physischer, wie geistiger Untergang bedroht, eine rechtlich gesicherte Heimstätte in Palästina zu gründen. — Russland war auch der richtige Boden für die Entstehung dieser Zukunftshoffnung. In Russland ist den Juden gegenüber, wie ja auch im allgemeinen, mit Ausnahme kleiner Anläufe zum Bessern das Mittelalter mit allen seinen traurigen Maßregeln unversehrt erhalten geblieben, und thatsächlich ist nicht abzusehen, wann den 6 bis 7 Millionen Juden in Russland das Bürgerrecht gegeben wird. Diese Millionen Menschen sind aber keineswegs über das ganze weite Reich ausgebreitet, sondern müssen zusammengepfercht in gewissen Rayons wohnen, da ihnen die übrigen versperrt sind. Die Folge ist ein grenzenloses Elend, das früher oder später zur sittlichen Entartung führen muss. Es ist daher nicht zu verwundern, dass in diesen Gegenden der Traum des ganzen jüdischen Mittelalters von der einstigen Erlösung, die in der Wiederbesetzung des heiligen Landes ihren Abschluss finden soll,

weiter geträumt wurde. — Dass unter den Verhältnissen, wie sie eben in Russland vorherrschten, das religiöse Leben, das Studium des Talmuds mächtig pulsierte, braucht gar nicht erwähnt zu werden. Aber gerade in diesem Punkte ist in Russland eine merkwürdige Wandlung zu verzeichnen. Das Unwesen der Kabbala und des halachischen Widersinns, das in dem ungetheilten Polen ungetheilt alle Juden in seinem Banne hielt, zog sich nach Theilung des Polenreiches auf Galizien zurück, wo es noch heute ungestört weiter haust. Der russische Theil Polens läuterte sich, kehrte nach und nach zur Einfachheit und Geradheit des Studiums zurück. Die Säule der natürlichen Talmudforschung war der große Elia Wilna, geboren 1720, gestorben 1797, der noch heute von den litthauischen Juden als „Der Gaon" verehrt wird. Inmitten der Zerfahrenheit, die zu seiner Zeit in Polen herrschte, entrollte er die Fahne des sinngemäßen Lernens, verdammte er die haarspaltende Sophistik und die Vernunft erdrückende Lehrmethode der damaligen Größen Israels, beschäftigte sich mit der Bibel, der Grammatik und auch anderen außertalmudischen Fächern und bahnte dadurch in den russischen Juden die Fähigkeit an, rasch an der von Mendelssohn ausgehenden Bestrebung theilzunehmen, den reinen hebräischen Stil und die einfache Bibelexegese einzuführen. So entwickelte sich in Russland, angeregt durch die Schule der Meassefim, im Laufe der Zeit, eine eigene hebräische Literatur, die immer neue Pflege und Förderung erhielt, und in unseren Tagen ist das Hebräische in Russland eine lebende Sprache, die neue Worte prägt und kühn an die höchsten Aufgaben sich heranwagt. Medicinische, juridische, philosophische Werke der Neuzeit werden ins Hebräische übersetzt, Dichter wie Leon Gordon und Peter Smolensky schrieben ihre classischen Dichtungen in einem bezaubernden Hebräisch, hebräische Tageszeitungen, Wochenschriften und Jahrbücher erscheinen, in denen über Diplomatie und Industrie in ebenso fließendem Hebräisch geschrieben wird, wie etwa über Talmud und Propheten. — Dieses jüdischgeistige Leben, verbunden mit der Noth der Zeit, ließ die Palästinahoffnung nie ganz erlöschen. Langsam sehen wir russische Palästinafreunde im heiligen Lande Grund und Boden erwerben,

jüdische Colonien schaffen. Diesen Bemühungen schlossen sich, als die Judenbedrückung in Russland in Plünderung und Vertreibung ausartete, die großen jüdischen Wohlthäter in Deutschland, Frankreich und England an. — Dieser praktische Zionismus bekam neue Formen, als in Österreich der Antisemitismus mit seinen gehässigen Ausschreitungen den genialen, ideal angelegten Theodor Herzl bewog, das Buch „Der Judenstaat" zu veröffentlichen, in welchem er für eine Zuweisung Palästinas an die Judenheit behufs Besiedlung und politischer Selbstverwaltung plädierte. Das Buch machte ungeheueres Aufsehen und erweckte mit einemmale die schlummernden Kräfte der leidenden und gequälten Juden zu neuen Thaten, zu staunenswertem Unternehmen. Binnen kürzester Zeit schuf dieses eine Buch eine ganze Literatur, und nicht die Religion, sondern der Zionismus spaltet heute die Judenheit in zwei Lager. Th. Herzl begnügte sich nicht mit der Herausgabe seines Buches. Mit Hilfe begabter, modern denkender Männer, die er für sich zu gewinnen suchte, unter denen der hervorragendste der Schriftsteller Max Nordau in Paris ist, schuf er in dem im Jahre 1897 in Basel zum erstenmale tagenden Zionistencongress ein wahres jüdisches Parlament, das die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregte. Im Jahre 1899 ward die zionistische Colonialbank mit dem Sitze in London gegründet, mit der der politische Zionismus den ersten Schritt ins praktische Leben unternimmt. — Der Zionismus ist aber, abgesehen von dem edlen Streben, heimatslosen Menschen ein würdiges Daheim zu schaffen, auch für die westeuropäischen Juden, die in voller oder ziemlicher Gleichheit vom Vaterlande als Bürger anerkannt werden, von segensreicher Wirkung. Mit unbezwinglicher Macht hat er ein gewisses Selbstbewusstsein hervorgerufen, das sich nicht auf Erwerb und sociale Stellung, sondern auf den geschichtlichen Wert des Judenthums, auf Religion und Wissenschaft aufbaut und dessen Erfolg schon heute sicher ist. Während das materielle Selbstbewusstsein, oft nicht unverdient, Neid und Hass aufwühlt, zieht der Stolz auf die hinter uns liegenden Jahrtausende eine gewisse Anerkennung nach sich, die überall die Treue zum Eigenen und Ererbten in ihrem Gefolge hat.

Wohl ist das Judenthum noch immer nicht ein lebendig waltender, geistiger Theil eines jeden seiner Bekenner, Gleichmuth und absichtliche, verletzende Hintansetzung der Religion und der jüdischen Wissenschaft sind noch immer die tiefbeklagbaren Übelstände in der modernen Judenheit, doch ist die Hoffnung keine trügerische, dass durch einmüthiges Ineinandergreifen aller beherzten, für das Judenthum begeisterten Kreise die Liebe und Hingebung für die Religion und die Wissenschaft des Judenthums zu neuer herrlicher Blüte sich entfalten werden.

Schluss.

Register.

אויפקלערונג לא״שון:
225.
231.
232 [illegible]

